BM
197
L527
Jg.6

Presented to the
LIBRARY
of the
UNIVERSITY OF TORONTO
by the
CANADIAN FOUNDATION
for
JEWISH CULTURE

Digitized by the Internet Archive
in 2008 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/liberalesjudentu06vereuoft

Liberales Judentum

BM
197
L527
Jg.6

Monatsschrift

für die

religiösen Interessen des Judentums

LIBRARY
NOV 27 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum

:: :: :: in Deutschland :: :: ::

unter der Redaktion von

Dr. Caesar Seligmann,

Rabbiner in Frankfurt am Main.

6. Jahrgang.

Frankfurt am Main.

1914.

Inhalts-Verzeichnis.

Leitartikel und Abhandlungen.

			Seite
Nr.	1	Das liberale Judentum vom Standpunkt des Laien, von Mathilde Wertheim-Aachen	1
„	„	Judentum und Christentum in ihrer verschiedenen Stellung zum „Gesetz", von Dr. Max Dienemann, Rabbiner in Ratibor	7
„	„	Zur Abwehr! Erwiderung auf den Artikel des Dr. G. Witkowsky „Die Schmach von Duisburg" in Nr. 47 der „Jüdischen Rundschau", von Rechtsanwalt Immanuel Saul-Duisburg	10
Nr.	2	„Liberales Judentum" und „Orthodoxie", von Dr. J. Goldschmidt-Offenbach	21
„	„	Makkabäerfest, von Felix Makower	22
Nr.	2f	Der Glaube an Hobelspäne, von Gotthard Deutsch-Cincinnati (Fortsetzung und Schluß)	27, 52
Nr.	2	Das Gebet, von Hermann Zippert, Mitglied des jüdisch-liberalen Jugendvereins Berlin	35
Nr.	3	Der Sederabend in B'ne Brak. Zum Peßachfest, von Rabbiner Dr Norden-Elberfeld	45
Nr.	4	Lauheit — Fanatismus, von Hermann Itzig-Posen	70
„	„	Demagogie im Zionismus, von Dr. jur. Ernst Emil Schweitzer-Neurode	87
Nr.	5	Zum 70. Geburtstage von Sigmund Maybaum, von Rabbiner Dr. Salzberger-Frankfurt a. M.	93
„	„	Gottlieb Klein, von Hermann Vogelstein	95
„	„	Religiöse Assimilation, von Dr. J. Ziegler-Karlsbad	98
Nr.	6/7	Moderne Reflexionen, von Dr. Felix Freudenthal-Berlin	117
„	„	Gibt es eine jüdische Religion oder mehrere? Von Rabbiner Dr. B. Elsaß-Landsberg a. W.	121
„	„	Taufjudentum und Antisemitismus, von Dr. Katzenstein-Bielefeld	131
„	„	Erwiderung von Dr. Goldmann-Oppeln	134
„	„	Der deutsche Kantor, von M. Henle-Hamburg	137
„	„	Gedanken zum Problem der hebräischen Gebetssprache, von Wilh. Kronheimer-München	140
„	„	Ein Vorschlag zur Sabbatheiligung, von Rabbiner Dr. Gelles-Lissa	152
Nr.	8	In schicksalsschwerer Zeit, von Dr. C. Seligmann-Frankfurt a. M.	158
„	„	Hermann Veit Simon, von Ludwig Geiger	159
„	„	Die religiöse Reform, von Prof. Dr. S. Stern-Saaz	164
„	„	Alt werden, von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld	176
Nr.	9	Zum Neujahrsfeste, von Dr. C. Seligmann-Frankfurt a. M.	181
„	„	Tröstliches in schwerer Zeit, von Adolf W. Lichtenstädter-Nürnberg	185
„	„	Größe, von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld	187
„	„	Der Krieg und das liberale Judentum, von Dr. Einstein-Landau (Pfalz)	188
„	„	Erinnerungen an das Kriegsjahr 1870. Gottesdienst bei Metz am Versöhnungsfest. Jüdische Seelsorge, von Dr. C. Seligmann-Frankfurt a. M.	190

Seite

Nr. 10/11 Völkerhaß und Nächstenliebe, von Dr. C. Seligmann-Frankfurt a. M. . . 197
„ „ Gustav Josephthal, von Dr. Max Freudenthal-Nürnberg 200
„ „ Der Krieg und unser Messiasglauben, von Direktor Prof. Dr. Friedland-Seesen 204
Nr 10/11f Aus meinem Kriegstagebuch, von Rabbiner Dr. Salzberger-Frankfurt a. M. 208, 227
Nr. 10/11 Jüdische Feldgottesdienste, Aus einem Feldpostbrief 211
„ „ Ludwig Frank, von Leonie Meyerhof-Frankfurt a. M. 214
„ „ Den Gefallenen, von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld 217
„ „ Die Frauen und der Patriotismus, von Regine Neißer-Breslau 218
Nr. 12 Erfahrungen und Gedanken über den Weltkrieg, von Dr. med. David Rothschild-Frankfurt a. M.-Soden 221
„ „ Zum fünfzigjährigen Bestehen des deutschen Roten Kreuzes, von Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld 231

Geschichte und Wissenschaft.

Nr. 2 u. 4 Taufjudentum und Antisemitismus, von Dr. Felix Goldmann-Oppeln (Fortsetzung und Schluß) 38, 81
Nr. 4 Jüdische Denker des Mittelalters, von Max Wiener-Stettin 77
Nr. 6/7 Auszüge aus der „Bibel für's Haus" von Claude Montefiore, übersetzt von Toni Klein-Stockholm 144

Pädagogisches.

Nr. 3 u. 5 Zur Verbesserung des jüdischen Religionsunterrichts, von Dr. phil. F. Wachsner-Berlin (Fortsetzung und Schluß) 47, 110
Nr. 6/7 Die Aufgabe der Menschheit. Eine Erklärung der biblischen Schöpfungsgeschichte, von Lehrer H. Unikower-Namslau 149

Poetisches.

Nr. 9 Psalm 90, übersetzt von Dr. C. Seligmann-Frankfurt a. M. 184
„ „ „Jungdeutschland", von Henry Hoffstaedt-Berlin 195
Nr. 12 „Gott mit uns", von Henry Hoffstaedt-Berlin 234

Bücherschau.

Nr. 3 Volksausgabe der Hagada von Dr. Seligmann-Frankfurt a. M. 63
„ „ Vorgeschichte Israels und seiner Religion von Dr. S. Jampel, besprochen von Dr. Seligmann-Frankfurt a. M. 63
„ „ Volksschriften über die jüdische Religion, 1. Heft: Die Propheten Amos und Hosea von Dr. Ziegler-Karlsbad; 2. Heft: Der Optimismus des Judentums von Dr. Scheftelowitz-Köln, besprochen von Dr. Dienemann-Ratibor . . . 64
Nr. 4 Der jüdische Gottesdienst von Dr. J. Elbogen, bespr. von Dr. Dienemann-Ratibor 72
Nr. 6/7 Volksschriften über die jüdische Religion, II. Jahrgang, 3. Heft: Die Mischna von Dr. S. Krauß; 4. Heft: Der Talmud von Dr. Bernfeld, besprochen von Dr. Dienemann-Ratibor 155
„ „ Aus zwei Quellen, von Dr. J. Löwenberg, besprochen von Ella Seligmann 156
Nr. 12 Benas Levy, Die Juden in Worms 234
„ „ Zur Besprechung eingegangene Bücher 235

Seite

Aus den Gemeinden.

Nr. 1 Die Gemeinde Nürnberg 16

Aus der Jugendbewegung.

Nr. 1 Jüdisch-liberaler Jugendverein Posen 18
" " Ueber die jüdische Volksschule, Vortrag von Prof. Blaschke im jüdisch-liberalen Jugendverein Berlin 20
" " Jüdisch-liberaler Jugendverein Posen 42
" " Der jüdisch-liberale Jugendverein Breslau 43
Nr. 3 Berlin: Gedanken über den Zionismus 61
" " Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau 62
Nr. 4 Jüdisch-liberaler Jugendverein Posen 88
Nr. 5 Der jüdisch-liberale Jugendverein Berlin 113
" " Vortrag von Dr. John Wertheim in der Jugend-Organisation zu Hamburg 114
Nr. 9 Jüdisch-liberaler Jugendverein Breslau 195
Nr. 10/11 Jüdisch-liberaler Jugendverein Breslau 219
" " Der jüdisch-liberale Jugendverein Berlin 220
Nr. 12 Jüdisch-liberaler Jugendverein Breslau 236

Rundschau.

Nr. 2 Elberfeld, Hattingen 43
Nr. 3 Elberfeld: Vortrag von Rabbiner Dr. Neumark-Duisburg 65
" " Berlin: Generalversammlung des Liberalen Vereins für die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde zu Berlin 66
" " Nürnberg: Vortrag von Frau Else Dormitzer 67
" " Detmold: Vortrag von Rabbiner Dr. Tänzer-Göppingen 68
" " Unna: Vortrag von Rabbiner Dr. Tänzer-Göppingen 68
Nr. 4 Generalversammlung des Liberalen Vereins der Synagogengemeinde Breslau. Nachruf auf Nathan Pasch 90
" " Elberfeld: Vortrag von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld 91
" " Frankfurt a. M.: Vortragsabende des Freisinnigen Vereins für jüdisches Gemeindeleben 92
Nr. 5 Königsberg i. Pr.: Vortrag von Dr. J. Wertheim-Berlin, Generalversammlung 116
Nr. 8 Der Prozeß des Herrn Dr. Carlebach 117
Nr. 9 Aus Bayern: Die Juden in der Armee 196
Nr. 10/11 Königsberg i. Pr. — Berlin 220
Nr. 12 Berichtigung zur Nachricht aus Königsberg in Nr. 10/11 236

Verschiedenes.

Nr. 4 Nachruf auf Gottlieb Klein 69
Nr. 8 Notiz über die durch den Krieg bedingte Umwandlung des Inhalts der Monatsschrift 180
Nr. 10/11 Verschiebung der Hauptversammlung 220
" " Notiz über das Erscheinen der Monatsschrift 220

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 1. **Jahrgang 6.** **Januar 1914.**

Das liberale Judentum vom Standpunkt des Laien.

Von Mathilde Wertheim-Aachen.

Die liberale Bewegung, die vor kurzem innerhalb der deutschen Judenheit in bemerkenswerter Weise hervorgetreten ist, ist keine neue, keine plötzliche Erscheinung. Sie läßt sich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückverfolgen, als Moses Mendelssohn den Versuch machte, den Juden den Gebrauch der reinen deutschen Sprache beizubringen, was ihm von seinen orthodoxen Zeitgenossen als Sünde angerechnet wurde und den Bannstrahl zuzog. Die liberale Bewegung wurde fortgesetzt im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Friedländer und Jacobson (Berlin), die eine Reform des Gottesdienstes einführten. Sie wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begründet und vertieft durch Abraham Geiger und seine Mitarbeiter, zu denen auch mein Vater*) gehörte.

Seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts war die Bewegung zum Stillstand gekommen aus leicht erklärlichen Gründen. Zu dieser Zeit kam der Antisemitismus auf, und alle Interessen und Kräfte der deutschen Juden mußten sich auf die Abwehr des äußeren Feindes konzentrieren. Inneren religiösen Zuständen ernste Beachtung zu schenken, darauf konnte man sich nicht einlassen. Wenn der Feind eine Festung belagert, dann müssen die Belagerten sich darauf beschränken, daß die Außenwerke der Festung im guten Verteidigungszustand erhalten bleiben, mag darüber in dem Innern manches vernachlässigt werden und verkommen. Ueber den Arbeiten und Aufgaben sich gegen den Antisemitismus zu Wehr zu setzen, mußten die innern religiösen Zustände übersehen und vernachlässigt werden. Inzwischen haben wir uns mit dem Antisemitismus, der uns anfangs so heftig erregte, allmählich abgefunden, wie man ein körperliches Gebrechen, das anfangs viel Leid bereitet, mit der Zeit ertragen lernt.

Nun konnte man daran gehen, sich die Frage vorzulegen, ob die in den letzten 30 Jahren eingehaltene Methode des laisser faire, laisser aller, also den Dingen ruhig und gleichgültig ihren Lauf zu lassen, hinsichtlich unserer religiösen Zustände auch die richtige war. Da ging nun von einer Anzahl liberaler Rabbiner der Weckruf aus, daß es so nicht weitergehen könne, daß es ein ungesunder und unerträglicher Zustand ist, daß während in Wirklichkeit $^9/_{10}$ der deutschen

*) Dr. Rothschild, Rabbiner in Aachen.

Juden in Gesinnung und Leben religiös-liberal sind, das offizielle, das allein sich für berechtigt haltende Judentum orthodox ist; daß eine Organisation, eine Vereinigung sich bilden müsse, die offen und mutig für den liberalen Gedanken eintreten und zeigen soll, daß nach der Geschichte und dem Geiste des Judentums der Liberalismus zum mindesten ebenso so berechtigt ist, wie die Orthodoxie. Daß man ein freier und doch dabei treuer Jude sein könne. Der Weckruf der liberalen Rabbiner hat starken Widerhall gefunden. In unserer Gemeinde selbst hat sich eine Ortsgruppe mit ungefähr 40 Mitgliedern gebildet. Um für die liberale Vereinigung noch weitere Propaganda zu machen, hielt vor einiger Zeit Herr Rabbiner Dr. Kaelter aus Danzig hier in einer gutbesuchten Versammlung einen beifällig aufgenommenen Vortrag. Der Vorstand der Ortsgruppe hat für den heutigen Abend eine neue Versammlung einberufen und mir den Auftrag erteilt, in dieser Versammlung das Wort zu ergreifen.

Indem ich mich dieses ehrenden Auftrages entledige, bin ich mir der Schwierigkeiten desselben wohl bewußt, der Schwierigkeiten in mir und der Schwierigkeiten außer mir. In mir: denn ich bin zwar Rabbiners-Tochter, aber — nicht Rabbiner und besitze bei allem Interesse für religiöse Fragen nicht das theologische und wissenschaftliche Rüstzeug, um mit Hilfe eines Gelehrten-Apparates diese Fragen zu behandeln. Ich bin Laie und kann nur vom Standpunkte des Laien mich darüber äußern. Ich glaube aber, daß auch wir Laien ein Recht haben, uns über religiöse Dinge ein Urteil zu bilden. Das Judentum, so wurde ich belehrt, ist ja keine Priester-, sondern eine Volks-, eine Laienreligion. Nicht Priester sollen uns sagen, wie wir religiös empfinden und handeln sollen, sondern aus unserm eigenen Innern heraus sollen unsere religiösen Empfindungen und Handlungen kommen, unsern eigenen Bedürfnissen entsprechend. Wir Laien wissen am besten, was uns Not tut, wo uns der Schuh drückt. Ferner glaube ich, daß die Rabbiner auch aus einem anderen Grunde nicht die einzigen Vertreter und Wortführer der gegenwärtigen liberalen Bewegung sein können; der Stand und die Stellung der Rabbiner erfordert es, daß sie Rücksicht nehmen auf die verschiedenen Richtungen und Parteien im Judentum, um sich soweit als möglich bei allen Angehörigen ihrer Gemeinden Autorität und Vertrauen zu erhalten. Sie wollen und sollen, so weit es geht, über den Parteien stehen und müssen daher bei aller Ehrlichkeit und Gesinnungstüchtigkeit doch vorsichtig und zurückhaltend sein. Wir Laien sind darin besser gestellt. Wir brauchen uns nicht zu genieren, wir können frei und offen sagen, was uns fehlt, was wir wollen und wünschen, was wir bezwecken und erstreben. Und was ist das?

Da sind es die Schwierigkeiten außer mir, von denen ich vorhin gesprochen habe; denn wir begegnen oft dem Einwurf: Ihr Liberalen, ihr wißt nicht, was ihr wollt. Die Orthodoxen, die wissen was sie wollen; sie wollen das alte überkommene Judentum konservieren. Die haben ihren Schulchan Aruch mit seinen 13 000 Vorschriften und wissen, wie sie sich auf Schritt und Tritt zu verhalten haben, haben ihren sichern zuverlässigen Reisebegleiter auf ihrer Wanderschaft durch das religiöse Leben. Ihr Liberalen aber, ihr gebt das alte Judentum auf und ein neues habt ihr noch nicht. Ihr schwankt und wankt hierhin und dorthin, ohne zu wissen, wohin die Reise geht.

Gestatten Sie, darauf mit einem kleinen Gleichnisse zu antworten. Ein Vater hatte zwei erwachsene Söhne, die er beide nach einem bestimmten Ziele auf Reisen

schicken wollte. Der eine Sohn war etwas unbeholfen und unselbständig, der andere intelligent und selbständig. Da rief er vor ihrer Abreise die beiden Söhne zu sich und sprach zum Unselbständigen: Du hast eine weite Reise vor Dir, mein Sohn, bevor Du Dein Ziel erreichst; ich fürchte nur, daß Du Dich nicht immer wirst zurechtfinden können. Darum habe ich Dir hier alles bis ins Einzelne aufgeschrieben, wie Du Dich auf der Reise zu verhalten hast. Wie weit Du täglich wandern, wo einkehren, was Du zu verzehren, kurz alles, was Du tun und lassen sollst, bis Du Dein Vorhaben erreicht hast. Alsdann sprach er zum zweiten Sohn: Dir mein Sohn brauche ich nicht viel Verhaltungsmaßregeln anzugeben, Du bist reif und selbständig. Du wirst wissen, in welcher Art Deine Reise zu führen ist, und ich gebe Dir daher nur kurze Winke und allgemeine Ratschläge.

Sie haben gewiß erraten, was dies Gleichnis soll. Beide Söhne des Judentums, die orthodoxen und die liberalen, haben das gleiche Ziel: Die Anhänglichkeit an die Religion, religiöse Gesinnung und religiöses Leben zu erwecken, zu fördern und zu erhalten. Die Orthodoxen fühlen sich unbeholfen und unselbständig, bedürfen der Unmasse von einzelnen Vorschriften, um zu ihrem Ziele zu kommen. Die Liberalen fühlen sich reif und selbständig, und glauben auch dann ihr Ziel erreichen zu können, wenn ihnen nur im allgemeinen in großen Zügen Richtschnur und Richtlinien zu ihrem religiösen Verhalten gegeben werden.

Die Liberalen glauben um so mehr sich auf eigene Füße stellen zu dürfen, als noch etwas anderes inbetracht kommt, wie uns das Gleichnis von vorhin noch weiter zeigen kann. Der vorsorgliche Vater, der seinem unselbständigen Sohn so viele Verhaltungsmaßregeln auf die Reise mitgab, hatte vor vielen Jahren selbst die Reise gemacht. Aber seitdem hatte sich manches geändert. Alte Wege waren verschüttet und unwegsam geworden. Neue Wege entstanden, alte Herbergen waren eingegangen, neue erstanden, alte Münzen waren außer Kurs gesetzt und neue zur Geltung gekommen. Und als der Sohn genauer an die Angaben und Vorschriften seines Vaters sich halten wollte, ging er in die Irre. Ganz anders der reife und selbständige Sohn. Der ließ sich nicht so leicht irre machen, er wußte bald Bescheid, machte sich auf und erreichte bald das Endziel seiner Reise.

Nun, die religiösen Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln, die religiösen Sitten und Gebräuche, die im Schulchan Aruch gesammelt sind, stammen aus alter, sehr alter Zeit. Seitdem hat sich gar manches geändert in der Welt. Die Orthodoxen täuschen sich selbst, oder täuschen andere, wenn sie meinen, das alte Judentum zu erhalten, oder erhalten zu können. Eine ganze Reihe von religiösen Satzungen mußten längst den veränderten Zeiten und Ortsverhältnissen weichen. In früherer Zeit galt es im Judentum als Sünde, ein deutsches Buch zu lesen, als Sünde, ein Theater zu besuchen, galt es als Sünde, entblößten Hauptes zu gehen, galt es als Sünde, am Sabbat das Haar zu schlichten, galt es, bei den Männern als Sünde, keine Stirnlöckchen (Peies) zu tragen, den Bart nicht lang und wild wachsen zu lassen. In unserer Zeit können sich die Orthodoxen um alle diese Vorschriften, denen noch viele andere hinzugefügt werden können, nicht kümmern.

Und nun erst für für uns andere, die wir nicht zur Orthodoxie uns bekennen, die wir Kinder unserer Zeit, die wir moderne Menschen sind, mit veränderter Bildung, verändertem Geschmack, veränderter Lebensanschauung und veränderter Lebensweise. Gibt es für uns nicht eine überaus große

Zahl aus dem alten Judentum überkommener Vorschriften und Gebräuche, die wir beim besten Willen nicht üben können, wenn wir nicht in Konflikt kommen wollen mit dem Leben und uns selbst?

Kann heutzutage hier zu Lande ein Kaufmann, ein Arzt, ein Rechtsanwalt, ein Beamter, ein Soldat den Sabbat als Ruhetag streng halten, wie es im Schulchan Aruch vorgeschrieben ist? Er müßte, wenn er dies wollte, auf seinen Erwerb, seine Stellung verzichten. Was hat es also für einen Zweck, wenn die Orthodoxen sich in die Brust werfen und uns zurufen, nur das alte Judentum ist das Richtige.

Dieses alte Judentum ist aber nicht nur nicht mehr lebensfähig, sondern seine Aufrechterhaltung ist geradezu gefährlich; denn grade daher, daß man meint, das alte Judentum in Bausch und Bogen mit seinen strengen und starren Formen und strengen Aeußerlichkeiten müsse erhalten bleiben und der sei kein rechter Jude, der an ihnen nicht festhält, gerade daher kommt es, daß viele, darunter auch nicht wenige Kinder der Orthodoxen, das ganze Judentum verwerfen, mit den Formen auch den Inhalt, mit dem Aeußern auch das Innere, weil sie in den Augen anderer, wie in ihren eigenen, mit dem Aufgeben gewisser Vorschriften und Bräuche doch glauben aufgehört zu haben, rechte und echte Juden zu sein. Mit dem Motto der Orthodoxie: Entweder alles oder Nichts, entweder das alte Judentum oder gar kein Judentum, kommt man in unserer Zeit nicht weit. Die Folge ist, daß nicht alles, sondern nichts gehalten wird. Daß nicht das alte Judentum, sondern gar kein Judentum übrig bleibt.

Ja! so fragen aber die Gegner und Zweifler, was bleibt denn für euch Liberalen vom Judentum noch übrig, ihr geht ja auch radikal vor. Ihr verwerft und zerstört ja alles. Ihr wollt ja auch von den schönen alten Bräuchen und Sitten, die früher das Leben des Juden so gemütvoll gestalteten, nichts wissen. Ihr reißet bloß ein, aber ihr versteht nicht aufzubauen. Diese Anklage ist ganz unberechtigt, so oft sie auch erhoben wird und nur darum erhoben werden kann, weil man die liberale Bewegung nicht versteht, oder nicht verstehen will. Auch mit dem Liberalismus bleibt vom Judentum viel, sehr viel übrig und zwar das beste und wichtigste. Wenn der Gärtner im Vorfrühling die welk und dürr gewordenen Zweige vom Baume entfernt, dann kann man nicht sagen, daß vom Baum nichts übrig bleibt, dann wächst und gedeiht er erst recht in herrlichster Pracht. Wir Liberalen wollen nur das welk und unnütz Gewordene aus dem Judentum entfernen, wir wollen nicht das ganze jüdische Zeremonialgesetz, nicht alle Formen aufheben, denn wir wissen, daß Zeremonien und Formen jeder Religion wichtig sind, damit der religiös gesinnte Mensch sich auch religiös äußern und betätigen kann. Wir wollen nur solche Formen beseitigen, die in früheren Zeiten angebracht gewesen, die uns jedoch nicht mehr religiös stimmen können, die für uns nur zu leeren, inhaltlosen Formeln geworden sind. Wir gehen nicht radikal vor, denn radikal vorgehen heißt doch, etwas mit der Wurzel ausreißen. Wir wollen aber das Judentum nicht untergraben, sondern im Gegenteil befestigen und kräftigen. Die Wurzeln des Judentums sind ein reiner vernünftiger Gottesglaube, eine erhabene, gesunde Morallehre. Und alle Einrichtungen und Satzungen, die uns zu Gott erheben, die uns innerlich erbauen, läutern, bessern und veredeln können, sollen vom Judentum übrig bleiben. Damit bleibt viel, das beste und wichtigste vom Judentum übrig. Wir wollen an die Stelle veralteter, nichtssagender, lästiger und störender Aeußerlichkeiten die Verinnerlichung, Vertiefung und Veredlung

des Judentums treten lassen und reißen daher nicht bloß ein, was ohnehin längst morsch und faul geworden, sondern bauen viel mehr auf, ein neues, schöneres, unser Herz und unsern Verstand befriedigenderes, unsern Neigungen und Bedürfnissen, Empfindungen und Gesinnungen entsprechendes Judentum.

Ja! Indem wir den im Laufe der Jahrhunderte angehäuften Schutt und Moder entfernen, kehren wir zum eigentlichen alten Judentum zurück, zum Urjudentum, zum prophetischen Judentum. Lesen Sie bitte in der Bibel und Sie werden erfahren, worin das prophetische Judentum besteht. Lesen Sie die Inschrift an der Wand unserer Synagoge: „Verkündet hat er Dir, o Mensch, was gut ist, und was Gott von Dir verlangt: Recht zu üben, Liebe zu wahren und in Demut zu wandeln vor Deinem Gott." Lesen Sie den Prophetenabschnitt am Versöhnungstage: „Ist nicht das ein Fasten, wie ich es liebe: abstreifen die Fesseln der Sünde, lösen die Bande der Unterdrückung, das Joch abnehmen den Mühseligen und Beladenen! Ja, dem Hungrigen brich dein Brot, umhergestoßene Arme führ' in dein Haus, dann wirst du beten, und Gott wird dich erhören." Lesen Sie dieses und viele andere Stellen aus den Propheten, und Sie werden erfahren, daß die liberale Bewegung nichts anderes will, als Rückkehr zum alten prophetischen Judentum.

Noch eins was mir am Herzen liegt, kann ich nicht unerwähnt lassen. Ich habe in letzter Zeit vielleicht etwas temperamentvoll und übereifrig in privaten Kreisen unserer Gemeinde Propaganda für den Beitritt zur liberalen Vereinigung zu machen gesucht, da wurde mir aber von verschiedenen Seiten entgegnet: „Was brauchen wir in unserer Gemeinde der liberalen Vereinigung beizutreten, wir sind ja schon liberal." Seien wir ehrlich und aufrichtig, die Aachener Gemeinde war religiös liberal, sie ist es aber nicht mehr. Sie war es damals, als mein Vater hier den Gottesdienst zeitgemäß umgestaltet hat, bis vor ungefähr 25 Jahren. Damals als unsere Synagoge an jedem Festtag und Sabbat von religiös gesinnten Besuchern gefüllt war. Wir sind jetzt, zum großen Teil wenigstens, indifferent gleichgültig, teilnahmslos geworden. Allerdings ein Zustand, den wir mit manchen anderen Gemeinden, wo es vielleicht noch schlimmer aussehen mag, teilen.

Es kommt mir nicht zu, Ihnen eine Mahn- und Strafpredigt halten zu wollen, ich möchte nur Tatsachen feststellen soweit meine Beobachtungen reichen. Gewiß haben wir hier Gott Lob eine ganz stattliche Anzahl von Männern und Frauen, die in Gesinnung und Lebensweise treue und warme Anhänger unserer Religion sind, aber neben diesen haben wir drei Arten von Gemeindemitgliedern, die ich einteilen möchte in: Auch-Juden, Noch-Juden, Muß-Juden.

Wir haben Auch-Juden. Das sind diejenigen, die aus Gewohnheit oder Pietät immerhin Sinn und Empfindung für ihre Religion haben. Aber schwach und lau, deren religiöse Bedürfnisse leicht und rasch befriedigt werden, etwa damit, daß sie ein bis zweimal im Jahre, Neujahr und Versöhnungstag, dem lieben Gott in der Synagoge ihre Staatsvisite machen.

Wir haben ferner: Noch-Juden, das sind diejenigen, die zu uns gehören, weil es ihnen feig und ehrlos erscheint, zum christlichen Lager überzugehen, die aber für die Religion des Judentums nichts fühlen, von der Religion des Judentums nichts wissen wollen!

Leider fehlt es in unserer Gemeinde auch nicht an Muß-Juden. Das sind die

Ritter von der traurigen Gestalt, das sind diejenigen, welche dem Judentum innerlich nicht allein nicht freundlich, sondern im Gegenteil, feindselig gegenüberstehen, die es bedauern und beklagen, es als ein Unglück betrachten, im Judentum geboren zu sein und nur aus äußern Rücksichten, etwa aus Rücksicht auf Eltern und Verwandte, die noch am Judentum hängen, oder um kein Aufsehen zu erregen, den jüdischen Namen mit Unwillen und Verdrossenheit tragen. Es sind die jüdischen Antisemiten.

Soll und kann das so bleiben? Man nennt das Schicksal unsrer Vorfahren tragisch. Tragisch, weil sie um ihrer Religion willen so viel zu leiden hatten. Das war es aber nicht. Ihr Schicksal war zwar traurig, tief traurig, aber nicht tragisch. Sie haben alles ihrer Ueberzeugung wegen ausgehalten, ihre Ueberzeugung entschädigte sie für alles. Denn für seine Ueberzeugung, für das was ihm das Teuerste und Heiligste ist, gibt der bessere Mensch freiwillig und mutig alles hin. Aber keine Ueberzeugung haben, dem Judentum mit dem Herzen nicht angehören, dem Judentum kalt und fremd gegenüberstehen, und dennoch um dieses Judentums willen Demütigungen, Zurücksetzungen und Anfeindungen ausgesetzt sein, das ist mehr als traurig, das ist ein innerer Konflikt, eine innere Zerrissenheit, ein innerer Zerfall, das ist tragisch.

Glauben Sie nur ja nicht daß ich mit zu dunklen Farben male. Gewiß gibt es manche unter uns, die oberflächlich und gedankenlos genug sind, um sich zu sagen, es ist nicht so schlimm, es geht auch so. Bedenken Sie aber, daß jetzt ein Geschlecht unter uns heranwächst, das wir zu gebildeten und feinfühlenden Menschen erziehen. Die werden die tiefe Tragik der modernen, religionslosen Juden um so härter empfinden. Sollen wir es darauf ankommen lassen, daß unsere Kinder und Enkelkinder uns einst den Vorwurf machen, ihr habt uns zwar als Juden aufwachsen lassen, aber ohne Freude am Judentum. Ihr habt uns vom Judentum nur das gelassen, was uns Aergernis und Bitterkeit bereitet, aber uns das nicht vom Judentum mitgegeben, was uns innerlich entschädigt, befriedigt und versöhnt.

Die liberale Bewegung, die in den letzten Jahren mit Kraft eingesetzt hat, will und kann uns vor diesem Schicksal schützen, sie weist ebenso entschieden den religiösen Indifferentismus, die religiöse Haltlosigkeit zurück, wie die unfruchtbare, lebensunfähige Orthodoxie. Sie will das Judentum kräftigen und erneuern, ein Judentum, das ebenso mit unserer modernen Lebens- und Weltanschauung im Einklang steht, wie in den uralten prophetischen Lehren und Traditionen wurzelt. Sie will manches äußerliche und formelle am Judentum, was nur für eine bestimmte Zeit Geltung haben konnte, fahren lassen. Dafür aber den innern, ewigen, geistigen Kern und Gehalt des Judentums umso treuer und eifriger wahren und pflegen.

In unserer Gemeinde ist für diese Bestrebung ein guter Boden bereitet. Wir müssen uns nur auf uns selbst besinnen. Wir müssen nur die Kräfte, die eine Zeitlang geschlummert, zu wecken verstehen, und das beabsichtigt die hier gebildete Ortsgruppe der liberalen Vereinigung. Die Ortsgruppe will an die Arbeit schreiten. In welcher Weise und durch welche Mittel, das wird Ihnen sogleich durch die zur Verlesung gebrachte und zur Diskussion gestellten Leitsätze, mitgeteilt werden. Ich bitte Sie, treten Sie unserer Ortsgruppe bei, nehmen Sie teil an ihren Arbeiten, Sie sind es schuldig sich selbst, Sie sind es schuldig Ihren Kindern, Sie sind es schuldig dem Judentum.

Keiner dürfte sich ausschließen! Denn es gilt ein hohes Ideal zu verwirklichen, das Judentum vor seinem Untergange zu bewahren und es verjüngt und gestärkt befestigt und gestählt wieder zu neuem Leben zu erwecken. Darum auf:

An die Arbeit!

Judentum und Christentum in ihrer verschiedenen Stellung zum „Gesetz“.*)

Von Dr. Max Dienemann, Rabbiner in Ratibor.

Von Anfang an nahm das Christentum eine dem jüdischen Gesetz feindliche Stellung ein. Diejenigen Kreise, deren Ideal es noch war, das Gesetz des Judentums mit dem Glauben an den erschienenen Messias zu verbinden, sanken bald zur Bedeutungslosigkeit hinab, und allein sieghaft blieb der neue Glaube, daß durch Christus das Gesetz Israels abgetan und erledigt sei. Gesetz und Evangelium bilden bis auf den heutigen Tag im christlichen Bewußtsein die beiden großen Gegensätze, Gesetz — der Sinn des Judentums, Evangelium — der Sinn des Christentums, Gesetz — etwas Hartes, Starres, niemals Gemeinschaft mit Gott Bringendes, Evangelium — die Liebe und das friedenbringende Erbarmen, die wahre Gottesgemeinschaft, Gesetz — die niedere Stufe der Religion, Evangelium — ihre höchste Stufe, die Vollendung.

Wie ist diese Stellungnahme zu erklären und zu begreifen? Um sie zu verstehen, muß man sich die Verschiedenheit der Anschauung über das Wesen des Menschen vor Augen halten, in der beide Religionen auseinandergehen. Das Judentum geht ständig von dem Gedanken aus, daß der Mensch mit der Fähigkeit ausgestattet ist, aus eigener Kraft sittlich zu handeln, und daß darin seine Gottesebenbildlichkeit besteht. Das Christentum geht ständig von dem Gedanken der Erbsünde aus, d. h. es sagt, daß die sittliche Kraft des Menschen von Geburt an geschwächt oder gar gebrochen ist, daß in ihm eine mystische Macht, die Sünde, die Herrschaft hat. Demgemäß, lehrt das Christentum, kann er nie aus Eigenem gut handeln, nicht er tut das Gute, sondern die Gnade Gottes, die in ihm wirkt, er ist immer nur ein Gefäß der Gnade.

Von solchem Denken führt ein unvermeidlicher Schritt zu dem Gedanken, daß den Menschen aus dieser in ihm wohnenden Sünde keinerlei Gesetz, keinerlei religiöse Forderung zu retten imstande ist. Mag der Mensch noch so sehr gewillt sein, der Forderung entsprechend zu leben, dieser Wille hat gar keinen Sinn, bringt ihn Gott keinen Schritt näher, denn was immer der Mensch tut, er kann es ja infolge der sittlichen Unzulänglichkeit, die ihm als Mensch zu eigen ist, nie richtig und vollkommen tun. Das Gesetz bringt ihm vielmehr sein Zurückbleiben hinter der vollen Forderung nur um so schärfer zum Bewußtsein. „Er fehlt gegen eine Forderung, und schon ist die Harmonie zwischen Gott und ihm zerstört. Das Gesetz sagte: Du sollst, aber es verlieh dem Willen noch keine Kraft, es stand wie ein strenger Bote über Sklaven, deutete zum Himmel, reichte aber keine Hand.“ Das Gesetz, so geht der Gedankengang im Christentum weiter, schadet nur, es bringt erst die Sünde hervor, gäbe es kein Gesetz, das fordert, so könnte man ja nie zu dem Bewußtsein kommen, eine Sünde begangen zu haben, indem man ein Verbot ausspricht, erweckt man die sündige Lust, gegen das Verbot zu handeln.

Diese Gedankenreihen kommen an vielen Stellen des neuen Testaments zum Ausdruck, z. B. Römer 4, 15: „Das Gesetz richtet nur Zorn an, wo das Gesetz nicht ist, das ist auch keine Uebertretung,“ Römer 5, 13: „Denn die Sünde war wohl in der Welt bis auf das Gesetz, aber wo kein Gesetz ist, da achtet man der Sünde nicht,“ Römer

*) Aus einem demnächst in den von Dr. Ziegler-Karlsbad herausgegebenen „Volksschriften über die jüdische Religion“ erscheinenden Hefte: „Judentum und Christentum“ von Dr. Dienemann-Ratibor.

7, 7 und 8: „Die Sünde erkannte ich nicht, ohne durchs Gesetz. Denn ich wußte nichts von der Lust, wo das Gesetz nicht hätte gesagt: laß dich nicht gelüsten. Da nahm aber die Sünde Ursache am Gebot und erregte in mir allerlei Lust. Denn ohne das Gesetz war die Sünde tot."

Was ist also nach christlicher Anschauung der Erfolg all der Gesetze, die mit der Thora einst als Gottes Offenbarung zu den Menschen kamen, an denen die Rabbinen mit heißem Bemühen gearbeitet haben? Nur der, daß die Menschen die Ohnmacht ihres Wesens um so schärfer empfinden und sich wie unter einer unerträglichen Last fühlen. Aber wenn das der mit Notwendigkeit vorauszusehende Erfolg ist, wozu ward die Thora erst gegeben? Diese ganze Thora, ist die Antwort des Christentums, hat eben gar keinen anderen Zweck gehabt als den, dem Menschen seine Schwachheit so recht deutlich zum Bewußtsein zu führen. Von Anfang an sei es der Heilsplan Gottes gewesen, daß an der Hand des Gesetzes die Menschen sehen sollten, daß sie von sich aus nichts sind. Denn nur so konnten sie zu der Ueberzeugung geführt werden, daß nicht das Gesetz, sondern die Gnade die endliche Meinung Gottes sei, daß es kein anderes Heil gibt, als durch den Glauben an Christus die Gewißheit der Gottesgemeinschaft zu erlangen. Das Gesetz ist also nach christlicher Anschauung nur das Mittel, um in dem Menschen die Sehnsucht nach der allein wirksamen Erlösung emporkeimen zu lassen, in diesem Sinne gilt das Judentum als die Vorbereitung auf das Christentum. Im Judentum, so ist die landläufige christliche Darstellung, der Gott des Zornes, weil nämlich auf die Uebertretung eines Gesetzes Strafe folgt, im Christentum der Gott der Gnade, das Judentum, — das Gesetz, zwar auch Gottes Offenbarung, aber nur eine niedere Stufe, das Evangelium — die Gnade, die höhere Stufe.

Diese Auffassung zieht sich durch alle Phasen des Christentums hindurch, und auch dort, wo man vom alten Dogma sich freigemacht hat, ja dort wird es noch schärfer betont, um dem Vorwurf der Annäherung an jüdische Gedankenkreise zu entgehen: „Das Gesetz ist der Fluch". Der Mensch soll sich nicht einbilden, daß er jemals sich heiligen könne, wenn er Forderungen Gottes vor sich hinstellt, um nach ihnen zu leben, er soll nur ein Gefühl kennen, sich ganz auf die Gnade verlassen, die allein den Menschen heiligen und emporziehen kann. Diese christliche Verurteilung des Gesetzes ist eine vollständige und durchgängige, es wird nicht etwa unterschieden zwischen wichtigen und unwichtigen, zwischen kultischen und sittlichen Gesetzen. Auch das Sittengesetz wirkte, als Gesetz erfaßt, wie ein Fluch. Es ist da im Grunde gar kein Unterschied, ob man sich Gott zu nähern glaubt, indem man sein Zeremonialgesetz erfüllt, oder indem man sein Sittengesetz beobachtet; solange man meint, fromm zu sein, indem man nach Gottes Forderung sucht, ist man im Wahne befangen. Zeremonial- oder Sittengesetz, beide sind sie für das christliche Bewußtsein „Werke", und für beide gilt es: „So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk allein durch den Glauben." (Röm. 3, 28.) Beide, Zeremonial- und Sittengesetz, erwecken nach christlicher Anschauung, die irrige Meinung, der Mensch könne sich aus eigener Kraft zu wertvollem Tun emporschwingen, während es doch in Wahrheit nur ein Heil geben dürfe, von allem Eigenen, das ja doch verderbt ist, abzusehen und sich ganz auf die Gnade und die Erlösung zu verlassen. So formt sich im christlichen Bewußtsein das Urteil, daß vom religiösen Standpunkt aus alles gesetzliche Handeln minderwertig ist, und daß es in Wahrheit nur eine Form wirklicher Religion

gebe, nämlich die, die über alles Gesetz zur Tagesordnung übergeht und die Liebe über das Gesetz stellt.

Zu dieser Anschauung steht das Judentum in schroffem Gegensatz. Zunächst setzt der Jude nicht, wie das Christentum es tut, Thora und Gesetz gleich. Thora ist erheblich mehr als Gesetz, sie ist eine Lebenslehre und nicht bloß Gesetzessammlung. Das Gesetz ist eines ihrer wichtigen Bestandteile, und soweit es sich um die Frage der inneren Berechtigung des Gesetzes handelt, hält das Judentum an dem Prinzip des Gesetzes fest. Und zwar infolge seiner Grundanschauung vom Wesen des Menschen. Der Mensch ist, so sagt das Judentum, mit der Kraft zum sittlichen Handeln ausgestattet, und eben um ihm sein Können ins Bewußtsein zu heben, tritt ihm Gottes Wille als Forderung entgegen, kleidet er sich in die Form des Gesetzes. Demzufolge erscheint ihm das Gesetz nicht als Last und Fluch, sondern als Helfer, als Förderer der eigenen moralischen Kraft, und für ihn heißt daher Frömmigkeit: handeln nach dem, was man als sein Gesetz erkannt hat. Und das ist eine durch das ganze Judentum sich hindurchziehende Auffassung und auch heutigen Tages eine gemeinjüdische Anschauung. Das mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, wenn man die tiefgehenden Kämpfe kennt, die gerade im modernen Judentum sich um die Frage des Religionsgesetzes erhoben haben. Gewiß, man streitet erbittert um die Geltung des überlieferten Gesetzes. Neben den Vertretern der Anschauung, daß restlos das überlieferte Gesetz seine Geltung bewahrt habe, stehen Verfechter der Anschauung, daß man sondern müsse zwischen wichtigeren und unwichtigeren, zwischen solchen, die zum wesentlichen Bestande des Judentums gehören und solchen, die im Laufe der Jahrhunderte durch Deutung hinzukamen. Ja, es wird sogar manche geben, denen jedes kultische Gesetz als abgetan und überlebt erscheint und die nur ein Sittengesetz anerkennen. Und doch, und selbst wenn man sogar den Gedanken einer autonomen Gesetzgebung auch für das Religiöse im engeren Sinne erwägen wollte, verbindet all diese verschieden Urteilenden die gemeinsame Ueberzeugung, daß die Religion nicht nur als Gnade, sondern auch als Gesetz in unser Leben tritt und Forderungen erheben muß, in deren Erfüllung wir unsere sittliche Kraft zu bewähren haben, und daß fromm sein heißt: diesem Gesetz gemäß handeln.

An diesem Punkte geht das freieste Christentum und das freieste Judentum seiner inneren Anschauung nach auseinander. Auch dem freien Christen erscheint das gesetzliche Handeln als niedere Stufe, und auch dem freien Juden erscheint es als fromm, nach dem Gesetz, zu dem er sich bekennt, zu handeln. Hier steht eine einheitliche jüdische, einer ebenso einheitlichen christlichen Weltanschauung gegenüber. Der moderne Jude geht ebenso wie der Jude früherer Geschlechter von der Ueberzeugung aus, daß „Gesetz" und „Glaube an die sittliche Kraft des Menschen" unauflöslich mit einander verbunden sind, und daß es infolgedessen falsch ist, die Form der „Gesetzesreligion" gegenüber der „Erlösungsreligion" als minderwertig hinzustellen.

Von dieser Ueberzeugung geleitet, bekennt sich das Judentum aller Zeit zu dem Satz der Thora, daß der Mensch die Gebote halten solle, „damit er durch sie Leben gewinne" (3. B. Mose, 18, 5). Nach christlicher Anschauung ist das Gesetz der Tod, drückt das „Du sollst" den Menschen nieder und bringt ihm seine Ohnmacht zum Bewußtsein; nach jüdischer Anschauung stachelt das „Du sollst" alle Energien an und steigert so das Leben empor. Darauf aber kommt es dem Judentum für den Menschen an,

daß nicht die von außen kommende Gnade, die schenkt, sondern die eigene Tat wahrhaftes Leben ist. So entschieden ist die Gesamtrichtung des Judentums auf den Gedanken eingestellt, daß ein Handeln nach dem Gesetz wahrhafte Frömmigkeit ist, daß man den Satz prägen konnte: „Größer ist derjenige, der etwas tut, weil ein Gesetz ihn dazu verpflichtet, als derjenige, der es tut, ohne daß ein Gesetz ihn dazu verpflichtet" (Kidduschin 31a). Man kann diesen grundlegenden Unterschied gar nicht kräftig genug betonen, und gar nicht deutlich genug darauf hinweisen, daß die Strömungen im Judentum, die gegen die Verbindlichkeit einzelner Gesetze ankämpfen, nicht etwa eine Annäherung an die christliche Anschauung bedeuten. Das gesamte Christentum ist prinzipiell gesetzesfeindlich, das gesamte Judentum ist im Prinzip dem Gesetze freundlich. Mag die eine oder die andere Strömung noch so sehr dies oder jenes Gesetz ablehnen, es bleibt dabei, daß man das Prinzip der Gesetzesreligion hochhält, weil man in der Erfüllung eines Gesetzes zugleich eine selbstlose Hingabe an Gott und ein frohes Bewußtsein der eigenen Kraft und Würde erblickt, während das Christentum gerade das Prinzip des Gesetzes verneint und an Stelle des Gesetzes, auch des Sittengesetzes, Gnade und Erlösung emporhebt.

Zur Abwehr! Erwiderung auf den Artikel des Dr. G. Witkowsky „Die Schmach von Duisburg" in No. 47 der „Jüdischen Rundschau".

Von Rechtsanwalt Immanuel Saul-Duisburg.

Unter der oben wiedergegebenen Ueberschrift hat ein Herr Dr. Gustav Witkowsky es unternommen, das Verhalten der liberalen Duisburger Juden bei der vorjährigen Repräsentantenwahl in Duisburg unter die zionistische Lupe zu nehmen. Die nachstehende, auf authentischem Akten- und Quellenmaterial aufgebaute Darstellung wendet sich an unbefangene, durch Parteihaß nicht verblendete jüdische Leser und stellt diesen die Entscheidung darüber anheim, ob die von Herrn Dr. Witkowsky so schwer angegriffenen, vor der ganzen jüdischen Welt bloßgestellten Männer schmachvoll gehandelt haben, und mit welchem Ausdruck das Pamphlet des Herrn Dr. Witkowsky zu bezeichnen ist.

In Duisburg haben sich die Wahlen für die jüdische Gemeindevertretung in früheren Zeiten stets in ruhigen, würdigen Formen vollzogen. Von heftigen Wahlkämpfen mit all den unerquicklichen Begleiterscheinungen, wie sie bei politischen Wahlen leider ein notwendiges Uebel zu sein scheinen, konnte nie die Rede sein. Das wurde anders, als die Zionisten sich anschickten, „die Gemeindestube zu erobern".

In den letzten Jahren sind zahlreiche Glaubensgenossen aus den polnischen Landesteilen Oesterreichs und Rußlands in Duisburg eingewandert. Diese Glaubensgenossen, überwiegend galizischer Herkunft, mochten z. Zt. der vorjährigen Repräsentantenwahlen etwa 70—80 (nicht, wie Witkowsky meint, 45) Wahlberechtigte stellen. Sie gehören zum großen Teil der chassidischen „Sekte" an, haben sich zu zwei Separatgemeinden zusammengeschlossen, halten in eigenen Bethäusern Gottesdienst nach ihrem Ritus, halten einen eigenen Schächter und haben sich, wie dies unter diesen Umständen doch eine ganz selbstverständliche Pflicht religiösen Taktes und politischen Anstandes ist, um die Vorgänge der stets im liberalen Sinne geleiteten Hauptgemeinde nie gekümmert. Sie mußten selbstverständlich ihre Kultussteuern

an die Hauptgemeinde zahlen; indessen begreift man ohne weiteres, daß diese Zahlungspflicht praktisch ziemlich imaginär war, da sie zum größten Teile nur eben ihr Auskommen, vielfach nicht einmal dieses haben. Andererseits hat, in Fällen der Not, ihnen gegenüber die Liebestätigkeit der Hauptgemeinde niemals versagt, was gerade von galizischer Seite stets dankbar anerkannt worden ist. Der in dem Aufsatze des Herrn Dr. Witkowsky in recht unschöner Weise bloßgestellte Gemeinderabbiner erfreute sich stets und erfreut sich auch heute noch gerade in den Kreisen der galizischen Glaubensgenossen der höchsten Achtung und Beliebtheit. So lebte man lange Zeit friedlich miteinander. Wie wenig von Intoleranz auf Seiten der Hauptgemeinde die Rede sein kann, beweist am besten die Tatsache, daß der Gemeinderabbiner bei der Hauptgemeinde sogar eine geldliche Unterstützung gewisser religiöser und gemeinnütziger Veranstaltungen der galizischen Separatisten angeregt, und daß diese Anregung eine durchaus wohlwollende und entgegenkommende Aufnahme bei maßgebenden Mitgliedern der Gemeindeverwaltung gefunden hat.

Dieser Zustand paßte den Zionisten nicht. Das einzige, was für sie in Betracht kam, war die unleugbare Tatsache, daß die galizischen Glaubensgenossen einen stattlichen Heerbann durchaus orthodox gesinnter Elemente darstellen. Und jetzt vollzog sich ein Schauspiel, das zur blutigsten Satire herausfordert: Unter zionistischer Führung wurde die „Orthodoxie" Duisburgs gesammelt zum Sturm gegen die liberalen Gemeindekollegien! In einer Gemeinde, in welcher es — abgesehen von den Galiziern —, orthodoxe Juden im strengen Sinne überhaupt nicht gibt, kämpfte eine „orthodoxe" Partei gegen die wirklich sehr bescheidene Liberalisierung des Gottesdienstes! Die Führer und Kandidaten dieser Partei waren und sind in Glauben und Lebensführung genau so liberal, vielleicht manchmal noch liberaler, als ihre offen liberalen Gegner. Jedem Eingeweihten war es von vornherein klar, daß die sogenannte Orthodoxie nur Mittel zum Zweck für zionistische Machtbestrebungen war. Das Unerhörte geschah: Um die Majorität zu erlangen, wurden unter Vermittelung des Führers der Chassidim die galizischen Glaubensgenossen als Streiter für die „orthodoxe" Sache aufgeboten.

Nun muß doch jedem Einsichtigen klar sein, daß es höchst verfehlt ist und zu verhängnisvollen Folgen führen muß, wenn in Gemeinden mit einer ausgesprochenen religiösen Grundrichtung und Stimmung — sie sei nun liberal oder orthodox — der Versuch unternommen wird, auf gewaltsamem Wege, insbesondere etwa durch künstliche Herstellung einer Majorität anders Gesinnter, dem Gemeindeleben etwas aufzuzwingen, was als wesensfremd empfunden und daher instinktiv abgelehnt werden muß. Auch wird kein Billigdenkender bestreiten können, daß es weder gerecht noch vernünftig ist, wenn soeben erst aus einem ganz anderen Kulturmilieu Eingewanderte dazu aufgerufen werden, gewissermaßen als Richter und Gutachter sich zu betätigen über die hiesigen religiösen und organisatorischen Verhältnisse in der Gemeinde, in der sie doch erst heimisch werden wollen, und wenn man sie zu diesem Zweck vom Bahnhof aus sozusagen an die Wahlurne schleift. Hätten die Zionisten des Geistes wahrer Toleranz auch nur den leisesten Hauch verspürt, so hätten sie derartiges nie unternommen.

Als nun die Zionisten hier in unverantwortlicher Weise die armen — zum großen Teil erst vor ganz kurzer Zeit hergewanderten — Galizier, die meist garnicht wußten, worum es sich handelte, in Automobilen zur Wahlurne schleppten, da bäumte sich mit vollem Recht der jüdische Gemeinde-

stolz der deutschen Glaubensgenossen — nicht etwa nur der liberalen — gegen ein derartiges Verfahren auf. Man sah allzu deutlich, wie hier eine Vergewaltigung schlimmster Art vor sich ging. Daß eine Reaktion hierauf eintreten mußte, war selbstverständlich.

Sofort nach den Wahlen drangen Gerüchte zu uns, daß es bei den Wahlen zu Unregelmäßigkeiten gekommen sei; es sei planmäßig Wahlbestechung geübt worden!

Diese Gerüchte verdichteten sich zu immer klarer werdenden schweren Anschuldigungen gegen das geistige Oberhaupt der galizischen Glaubensgenossen. Daß diesen Anschuldigungen auf liberaler Seite der Glaube nicht versagt wurde, rechtfertigt schon allein die Tatsache, daß sie von einem galizischen Glaubensgenossen ausgingen, der seine Behauptungen später vor Gericht unter Eid aufrecht erhalten hat.

Tatsächlich hatten nur die galizischen Stimmen den Kampf zu ungunsten der Liberalen entschieden. 45 Stimmen waren für die Orthodoxenliste abgegeben worden; die auf diese Weise erlangte Mehrheit betrug im Durchschnitt nur 15—21. Es sei hierbei noch besonders hervorgehoben, daß im ganzen 190 Wahlberechtigte gewählt haben, und daß hiervon 45 (!), also fast ¼ sämtlicher Wähler, galizische Glaubensgenossen waren! Die von Dr. Witkowsky gegebenen Ziffern, bei denen einmal die Gesamtzahl der Wahlberechtigten (320), das andere Mal — bei den Galiziern — die der abgegebenen Stimmen (45) zu Grunde gelegt wird, sind falsch und irreführend.

Wer will es bei solcher Sachlage den Liberalen verdenken, daß sie gegen die ihnen von glaubwürdiger Seite mitgeteilten, in ganz eingehender Weise substanziierten, mit allen Einzelheiten unter Beweis gestellten, unlauteren Manipulationen mit einem Wahlprotest vorgegangen sind? Gerade die Zionisten dürften es am aller wenigsten. Sie sind es ja gewesen, die die Repräsentantenwahlen zu politischen gestempelt und den Wahlkampf in entsprechenden Formen geführt haben. Sie dürfen sich daher auch nicht beklagen, wenn die Konsequenzen aus dieser Auffassung gezogen werden, und wenn man sich zur Abwehr unlauterer Wahlmanöver der bei politischen Wahlen üblichen Abwehrmittel bedient!

Ein solches Abwehrmittel — und zwar das einzig gegebene — war der Wahlprotest, den auf Beschluß einer Versammlung liberaler Gemeindemitglieder eine von dieser Versammlung eingesetzte Kommission vorbereitete, und welchen im Auftrage dieser Kommission einer der beiden in dem Artikel so schwer angegriffenen Rechtsanwälte entworfen und nach Billigung der Kommission in Reinschrift abgesetzt hat. Diesen Entwurf haben 40 der angesehensten Gemeindemitglieder, darunter sämtliche Vorstandsmitglieder und sämtliche liberalen Repräsentanten unterzeichnet. Das Repräsentantenkollegium als solches hat mit dem Protest nichts zu tun.

Es ist nun allerdings richtig, daß dem Wahlprotest der Erfolg versagt blieb. Unter dem 24. Februar 1913 — also genau ¾ Jahre, bevor in Herrn Dr. G. Witkowsky die Entrüstung über das Vorgehen der Duisburger Liberalen aufflammte! — erhielt der seither verstorbene Herr Emanuel Löwe als erster Unterzeichneter des Wahlprotestes von dem Regierungspräsidenten zu Düsseldorf, folgenden Bescheid:

„Auf den von Ihnen an erster Stelle unterzeichneten Protest vom 19. Dezember 1912 gegen die am 10. Dezember 1912 vollzogene Wahl von Repräsentanten der dortigen Synagogengemeinde, eröffne ich Ihnen, daß nach den Ermittelungen, insbesondere auch nach dem Ergebnisse des auf meine Veranlassung von dem dortigen

Herrn I. Staatsanwalt eingeleiteten, aber bereits wieder eingestellten Strafverfahrens vor oder während der vorbezeichneten Wahl keine strafbare Wahlbeeinflußung und auch kein Stimmenkauf vorgekommen ist. Zu einer Beanstandung der Wahl liegt für mich hiernach kein Anlaß vor. Den erhobenen Protest weise ich daher als unbegründet zurück.

Ich ersuche Sie, den Mitunterzeichnern des Protestes von diesem Bescheide Kenntnis zu geben. gez. Kruse."

Der Schriftführer der Duisburger Ortsgruppe des Centralvereins Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, Herr Rechtsanwalt Dr. Richard Rosenthal, führt durchaus zutreffend als Grund für dieses negative Ergebnis an, es sei kein Zeuge eidlich vernommen worden, und die Beschuldigten hätten alles geleugnet. Es muß aber wiederholt darauf hingewiesen werden, daß der Gewährsmann der Protestunterzeichner in der Hauptverhandlung vor dem Duisburger Schöffengericht in einer durch die Wahlbewegung veranlaßten, übrigens auch in dem Witkowskyschen Artikel erwähnten Privatbeleidigungssache die Richtigkeit seiner damaligen Mitteilungen unter seinem Eide bestätigt und seine ganze Darstellung der Vorgänge in allen Einzelheiten wiederholt und aufrecht erhalten hat. Wenn das Gericht ihm gleichwohl den Glauben versagt hat, so findet dies seine ausreichende Erklärung in der Tatsache, daß der Zeuge, der nur mangelhaft der deutschen Sprache mächtig ist, vor Gericht einen unsicheren und unbeholfenen Eindruck gemacht hat.

Nun regt sich Herr Dr. Witkowsky darüber auf, daß in dem Wahlprotest „neben einer Fülle von Beschimpfungen" gegen die galizischen Juden gesagt worden sei, die galizischen Juden gehörten der von dem rechtgläubigen Judentum als ketzerisch angesehenen Sekte der Chassidäer an.

Zunächst sei festgestellt, daß die „Fülle von Beschimpfungen" lediglich in der Phantasie des Herrn Dr. Witkowsky besteht. Es fällt uns schwer, ihm für diese Behauptungen den guten Glauben zuzusprechen, denn da er wörtlich aus dem Protest zitiert, so ist er allem Anscheine nach im Besitze einer Abschrift und muß daher wissen, daß von „Beschimpfungen" nichts im Proteste steht.

Was die Charakterisierung der Chassidäer als „einer vom rechtgläubigen Judentum als ketzerisch angesehenen Sekte" angeht, so unterdrückt Dr. Witkowsky geflissentlich, daß im Protest gesagt ist, die galizischen Glaubensgenossen „hielten nach dem Ritus der fraglichen Sekte Gottesdienst ab." Ueberhaupt mag einmal, um den Entstellungen und Verdrehungen einen Riegel vorzuschieben, der ganze fragliche Abschnitt im Zusammenhange wieder gegeben werden. Er lautet:

„Diese Elemente sind zumeist erst in den letzten Jahren eingewandert und stehen nach Sitte und Weltanschauung, religiösen Bräuchen und Lebensführung ihren inländischen Glaubensgenossen gänzlich fern. Dies kommt praktisch darin zum Ausdruck, daß sie auf ihre Kosten ein eigenes Bethaus unterhalten, in welchem sie nach dem Ritus einer von dem rechtgläubigen Judentum als ketzerisch angesehenen Sekte (der Chassidäer) Gottesdienst abhalten. Sie halten und besolden ferner einen eigenen Schächter, da ihnen der von der Synagogengemeinde angestellte und von dem Gemeinderabbiner beaufsichtigte Schächter nicht vertrauenswürdig erscheint."

Für jeden Unbefangenen muß hiernach klar sein, daß es sich nicht um eine offene oder versteckte Denunziation handelt; die Dinge sind geschildert, wie sie wirklich liegen. Es mußte den Protestunterzeichnern

vor allem daran liegen, zu zeigen, daß die zu dem unlauteren Wahlmanöver mißbrauchten Personen gar kein Interesse an dem Ausfall der Wahl hatten, da sie am ganzen Gemeindeleben innerhalb der Kultusgemeinde sowie an deren Gemeindeeinrichtungen garnicht teilnehmen, vielmehr ihre eigenen religiösen und rituellen Einrichtungen haben.

Das ergibt sich aus dem Zusammenhang sonnenklar, und kann einem aufmerksamen Leser nicht entgehen.

Der Artikelschreiber der „Jüdischen Rundschau" macht dann den Unterzeichnern des Protestes einen Hauptvorwurf daraus, daß sie von einer „Sekte" sprechen und diese Sekte gar als ketzerisch bezeichnen. Da ist ihm nun ein kleines Mißgeschick widerfahren; denn beide Ausdrücke werden in Bezug auf die Chassidim von keinem Geringeren als Professor Graetz gebraucht. Graetz sagt in Band XI seiner „Geschichte der Juden" von den Chassidäern u. a.:

„Die neue Sekte, eine Tochter der Finsternis, ist im Dunkel geboren und wirkt auch heute noch auf dunklen Wegen fort." (S. 94.)

Kein Geringerer als der Gaon Rabbi Elia Wilna, die größte Leuchte innerhalb der polnischen und litauischen Judenschaft im 18. Jahrhundert, bekämpfte den Chassidismus mit fast fanatischem Ungestüm und schleuderte den Bannstrahl gegen seine Anhänger und nannte sie Ketzer (a. a. O. S. 111).

Das ist die Wahrheit über die Chassidim, richtiger: über den chassidäischen Ritus, von dem allein in der Eingabe die Rede ist. Und deswegen das Gezeter? Deswegen die Parallele mit Pranaitis und Sikorski und den anderen ritualmordwahnsinnigen „Gelehrten" und „Gutachtern?" Wollen die Zionisten etwa auch Professor Graetz und Rabbi Elia Wilna Gaon mit Pranaitis und Sikorski in Beziehung bringen? Darf man denn über die Chassidim die historische und religionswissenschaftlich begründete Wahrheit nicht mehr sagen? Sind wir in Deutschland schon so weit, daß liberale deutsche Juden (— auch Posen und Pinne liegen in Deutschland, verehrter Herr Dr. Witkowsky, und sie gehören schon seit 120 Jahren zu dem deutschen Staate Preußen! —) sich jeden Schimpf gefallen lassen müssen, daß aber Chassidim und überhaupt alles, was mit den Zionisten verbündet ist, unverletzlich, auch der sachlichsten Kritik entzogen ist? — Und hat Herr Dr. Witkowsky denn nicht wenigstens soviel Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn, um — zur Vermeidung von Mißverständnissen — ausdrücklich zu betonen, daß der Duisburger Wahlprotest etwa ein Jahr (!) vor dem Beginn der Verhandlungen im Beilisprozeß verfaßt worden ist, zu einer Zeit, als kein Mensch daran dachte, was die Herren Wipper, Sikorski und Pranaitis im Beilisprozeß sagen würden?! Dr. Witkowsky spart in seinem Artikel mit Entrüstung nicht. Nun denn: nicht nur wir, die unmittelbar Betroffenen — nein, mit uns jeder anständige Jude, ja, jeder anständige Mensch kann nur Entrüstung empfinden gegenüber dem unwürdigen Beginnen, die Verfasser und Unterzeichner des Duisburger Wahlprotestes in einem Atem mit Wipper, Pranaitis und Sikorski zu nennen, sie mit jenen Ritualmordpredigern in eine — sei es auch noch so lockere — geistige Beziehung zu bringen!

Dr. Witkowsky spricht von einem „Rechtsanwalt aus Pinne", der doch „wissen müsse, was Chassidim sind." Sollte man nicht von jemand, der lokale Verhältnisse behandeln will, verlangen können, daß er sie auch genau kennt? In Duisburg gibt es keinen Rechtsanwalt, der aus Pinne stammt. Der köstliche Versuch, dem Verfasser des Protestes die in den Augen mancher minder Urteilsfähiger einigermaßen fatale

Herkunft aus dem Lande des fünften Armeekorps und gar aus — Pinne anzuhängen, läßt ja auf gewisse freundliche Absichten des Verfassers schließen, muß aber gänzlich fehlschlagen. Derjenige, dem der feine Seitenhieb offenbar gilt, — der Verfasser dieser Zeilen — ist nicht in Pinne geboren, sondern hat im schönen Pommerlande das Licht der Welt erblickt. Auf besonderen Wunsch steht seine Geburtsurkunde dem Artikelschreiber der „Jüdischen Rundschau" zur Verfügung. Uebrigens können wir Dr. Gustav Witkowsky über eins beruhigen: Wer die Chassidim noch nicht kennt, der kann seine Studien darüber in Duisburg mit weit besserem Erfolge machen als in Pinne, wo es höchst wahrscheinlich nicht einen einzigen Chassid gibt! Herr Dr. G. Witkowsky scheint sich einzubilden, daß in Pinne sämtliche männlichen Mitglieder der jüdischen Gemeinde im Kaftan, die weiblichen mit Scheitel herumlaufen, und daß in der Synagoge der guten Gemeinde zu Pinne der offizielle Gottesdienst nach chassidäischem Ritus stattfindet! Er hat anscheinend nur eine ziemlich schemenhafte Vorstellung von jüdischem Leben und Wesen — in Pinne und auch — anderswo! —

Und nun zum Schluß noch eine köstliche Probe zionistischer Wahrheitsliebe und Objektivität. In Nummer 47/48 der „Jüdischen Rundschau" wird abermals über Duisburg — nicht mehr so lang, aber darum nicht minder gepfeffert — gesprochen. Man druckt aus dem „Jewish Chronicle" ohne ein Wort der Kritik, einen Bericht ab, wonach der Staatsanwalt dem „Führer der Liberalen" (?) einen „Brief" geschrieben und darin mitgeteilt habe, „daß sie keinen Schimmer von Recht hätten, ihre Glaubensgenossen eines solchen Verbrechens zu zeihen, und daß ein solches Vorgehen kein gutes Licht auf die Sache werfe, die sie vertreten, insbesondere, daß sie von den galizischen Juden, um sie zu diskreditieren, gesagt hätten, daß sie gegenüber den deutschen Juden „minderwertig" seien, und daß sie zur Sekte der Chassidim gehörten." (!)

Das ist von der ersten bis zur letzten Silbe frei erfunden. Wer die deutschen Rechtseinrichtungen kennt, der weiß auch, daß unsere Staatsanwälte etwas anderes zu tun haben, als sich gegenüber denjenigen, die Anzeigen erstatten, als Erzieher und Moralprediger zu betätigen. Was hier dem Staatsanwalt in die Feder gedichtet ist, hätte er auch schon deswegen nicht schreiben können, weil in dem Protest von Minderwertigkeit der galizischen Juden keine Rede ist.

Es wird ja noch festzustellen sein, von wem die unwahren Berichte aus Duisburg stammen, oder wer sie in solcher Weise zu verdrehen weiß. Einstweilen sei aber darauf hingewiesen, daß auch die Herren Zionisten die Ausländer abschütteln, wenn es ihnen paßt, d. h., wenn sie nicht mit ihnen stimmen. In Dessau haben die „Ausländer" dieses Verbrechen begangen, und die Folge ist, daß die Zionisten im Handumdrehen aus ihrer Minderheit von 43 gegen 56 Stimmen eine Mehrheit machen, da 10 „Ausländer" für die Liberalen stimmten, und da „die Stimmen der Gemeindebeamten nicht ins Gewicht fallen". (Vgl. „Jüd. Rundschau" Nr. 48, S. 515.)

Eine Rechentechnik mit doppeltem Boden: In Duisburg werden die Liberalen verhöhnt, weil sie wahrheitsgemäß geltend machen, sie würden, wenn die galizischen Stimmen nicht abgegeben worden wären, die Mehrheit gehabt haben — und in Dessau tun die Zionisten genau dasselbe. Si duo faciunt idem non est idem!

Bedarf es noch der besonderen Versicherung, daß die Galizier in Duisburg selbst — und nicht etwa seit heute und gestern — keineswegs über die liberalen Protestler, wohl aber über ihr „geistiges Oberhaupt"

und über den Manager des Wahlkampfes auf orthodox-zionistischer Seite entrüstet sind? Daß sie sehr bedauern, aus ihrer Ruhe aufgestört worden zu sein und nicht auf den wohlmeinenden Rat einzelner Landsleute gehört zu haben, die von einer Beteiligung an der Wahl dringend abrieten! Muß man wirklich den Herren Zionisten die Frage vorlegen, was wohl in Krakau oder Lemberg, in Wilna oder Warschau geschehen würde, wenn deutsche liberale Juden eine orthodoxe Gemeindeleitung niederstimmen würden? Der Verfasser dieses Aufsatzes hat sich diese Frage von einem hiesigen Galizier beantworten lassen und die angenehme Aufklärung erhalten, daß man in einem solchen Falle sich nicht mit papierenen Maßregeln begnügen, sondern sich in viel drastischerer Weise gegen solche Vergewaltigung wehren würde!

Die Zionisten können auf ihr Werk stolz sein. Sie haben — zur höheren Ehre ihrer Propaganda — wieder einmal der jüdischen Sache und dem jüdischen Namen in breitester Oeffentlichkeit unermeßlichen Schaden zugefügt. Ihre politischen Geschäfte gehen ja um so besser, je schlechter es den europäischen Juden geht. Jede neue Not des Judentums bedeutet für sie eine Etappe auf dem Wege zur Erreichung ihrer letzten Ziele. Aber den deutschen Juden, soweit sie von zionistischem Parteifanatismus noch nicht ganz verblendet sind, werden vielleicht allmählich die Augen darüber aufgehen, wie freventlich der Zionismus immer wieder die jüdischen Interessen schädigt.

Die Gemeinde Nürnberg.

Die Kultusgemeinde **Nürnberg** bietet mit ihren Institutionen das erfreuliche Bild einer von liberalem Geist erfüllten Religionsgemeinschaft. Da nach der mittelalterlichen Austreibung im Jahre 1499 erst seit 1851 wieder Juden sich in Nürnberg ansiedeln durften, ist sie eine der jüngsten jüdischen Gemeinden in Deutschland; eben darum konnte sie aber gleich von Anfang an ihren Einrichtungen einen neuzeitlichen Charakter geben und sie fortlaufend in modernem Sinne weiter ausbauen. Eine geistig bedeutsame Gemeindeverwaltung, die bald die Führung der Juden in Bayern überhaupt übernahm, und liberal gesinnte Rabbiner, die als Geistliche dorthin berufen wurden, setzten in ungetrübtem harmonischem Zusammenarbeiten ihre Kraft und ihren Stolz darein, alle Einrichtungen des Kultus und der Hilfstätigkeit zu zeitgemäßen und möglichst mustergiltigen zu gestalten.

Der **Gottesdienst** erhielt von vornherein in der neuerbauten Synagoge eine moderne Prägung. Dr. Levin, der erste Nürnberger Rabbiner, jetzt an der Reformgemeinde in Berlin, schuf das Gebetbuch in außerordentlich geschmackvoller Form, behutsam und glücklich das Alte mit dem Neuen verbindend. Lewandowsky erhielt den Auftrag, die Gesänge für den Gottesdienst zu schreiben und löste ihn bekanntlich meisterhaft. Veränderungen, die sich im Laufe der Zeit als notwendig herausstellten, wurden nicht unterdrückt, sondern fanden in der von Rabbiner Dr. Ziemlich veranstalteten zweiten Gebetbuchausgabe ihre Berücksichtigung.

Unter dem jetzigen Rabbiner, Dr. Freudenthal, sind wiederum vielfache Einrichtungen zur Hebung und Fortentwicklung des Gottesdienstes getroffen worden. Im Anschluß an die hebräische Thoravorlesung wurde eine deutsche eingerichtet; deutsche Gemeindelieder vor der Predigt und zum Schluß des Gottesdienstes, Ansprachen an die Barmizwahknaben, Ueberreichung von Bibeln an dieselben, Liturgie für die Soldatenvereinigungen, gleichmäßigere Gottesdienstzeiten und dergleichen mehr wurden eingeführt. Augenblicklich wird beabsichtigt, einen zweiten Freitagabend-Gottesdienst nach Geschäftsschluß einzurichten, sowie den bereits an den höchsten Festtagen infolge des Raummangels in der Synagoge

bestehenden Filialgottesdienst auch an den übrigen Festtagen durchzuführen.

Der Religionsunterricht wird nur an den öffentlichen Schulen erteilt; die Kosten trägt größtenteils die Stadt und der Staat. Dank des wohlwollenden Entgegenkommens vonseiten der Stadtverwaltung und des Ministeriums gewann der Unterricht in den letzten Jahren bedeutsam an Ausdehnung und Organisation. Er liegt an den meisten Volks- und höheren Schulen mitten im lehrplanmäßigen Schulunterricht und ist überall bis zur Abschlußklasse durchgeführt. Auch in den Fortbildungsschulen wird noch Religionsunterricht erteilt. Der Besuch des Unterrichts ist nach den in Bayern geltenden Bestimmungen während der gesamten Schulzeit obligatorisch. Seitdem die orthodoxen Schüler aus dem öffentlichen Religionsunterricht mit Erlaubnis der Staatsbehörde ausgeschieden sind und nur denjenigen ihrer eigenen Religionsschule noch genießen, konnte der erstere auch methodisch wesentlich gehoben werden. Dem hebräischen Unterricht wurde eine besonders hergestellte Schulausgabe des Nürnberger Gebetbuchs mit eigens ausgearbeiteten Uebersetzungsheften zu Grunde gelegt, in den Oberklassen das von Dr. Freudenthal herausgegebene Religionsbuch für den systematischen Religionsunterricht eingeführt; in den übrigen Fächern sind die besten modernen Lehrbücher im Gebrauch. Für Knaben und Mädchen sind Konfirmandenstunden eingerichtet, die bis zur Konfirmationsfeier am Wochenfeste dauern; sie werden von allen Schülern der betreffenden Jahresklassen besucht, ohne Rücksicht darauf, ob sie an der öffentlichen Feier teilnehmen oder nicht. Der gesamte Unterricht wird nach den ausgezeichneten Grundsätzen erteilt, welche die Richtlinien der liberalen Rabbiner über die religiöse Erziehung der Jugend zum Ausdruck bringen, und findet in der Gemeinde volle Anerkennung.

Das Beerdigungswesen ist ein mustergiltiges. Der vor einigen Jahren in Betrieb genommene zweite Friedhof weist Baulichkeiten auf, die in hygienischer und sonstiger Hinsicht den modernsten Anforderungen entsprechen. Die Leichenfeier vollzieht sich in ganz schlichter und prunkloser Weise, aber in würdigsten und vornehmsten Formen. Den Anhängern der Feuerbestattung ist dasselbe Recht zur Benutzung des Friedhofs zuerkannt, wie den übrigen Gemeindemitgliedern. Die Aschenreste werden entweder in den laufenden Gräberreihen im Sarge beigesetzt oder auf einem besonderen Felde überirdisch, jedoch unsichtbar im Grabstein aufbewahrt; die religiöse Trauerfeier wird vor der Ueberführung oder bei der Bestattung abgehalten.

Das Vereinswesen steht in der Kultusgemeinde in voller Blüte. Die Wohltätigkeitsvereine sind ausgezeichnet organisiert und unter sich wieder zentralisiert, so daß sie auch größeren Aufgaben gewachsen sind. Die Tätigkeit der Frauen ist hierbei eine ebenso rührige und vorbildliche, wie die der Männer. Die religiös-geistigen Interessen dienenden Vereinigungen haben einen schwierigeren Stand; die Vorträge derselben sind im Allgemeinen nicht gut besucht. Eine Ausnahme macht der Verein für die liberalen Interessen des Judentums, dessen Vortragsabende meist zahlreiche Hörer fanden. Die im Frühjahr dieses Jahres von ihm veranstaltete öffentliche Versammlung über die Stellung des jüdischen Liberalismus in Bayern, in der es zur gründlichen Auseinsetzung mit der Orthodoxie kam, war über- und überfüllt; ihr für die liberale Richtung so glänzender Verlauf hält in seinen tiefen Eindrücken noch immer nach.

Die Orthodoxie, an sich eine kleine Schar und nur durch die zahlreichen ausländischen Familien ziffernmäßig gestärkt, hat sich seit Jahrzehnten im Gottesdienst und seit der Neubelebung des Liberalismus durch die liberale Vereinigung auch im Unterricht und in anderen früheren Zusammenhängen von der Hauptgemeinde losgesagt. Sie strebt nach der öffentlichen Anerkennung ihres Vereins und ihres Rabbiners, wobei ihr vonseiten der Gemeindeverwaltung und des Rabbinats im Rahmen der Gesetzgebung, ja sogar darüber hinaus durch freiwilliges Entgegenkommen nichts in den Weg gelegt wird. Die Art, in der die Orthodoxie ihre Forderungen vertritt, und die Mittel, mit denen sie den Liberalismus, besonders vor den Behörden, bekämpft, lassen freilich auch die bisherigen liberalen Anhänger der Einheitsgemeinde zur

Einsicht kommen, daß eine völlige, reinliche Scheidung in beiderseitigem Interesse liegt.

Die weitere Entwicklung der Hauptgemeinde kann sich nur in liberalem Geiste vollziehen. Sie wird noch manche große Aufgabe lokaler wie allgemeiner Natur zu lösen haben. Aus dem bisher Erreichten darf die Hoffnung geschöpft werden, daß sie ihrer nun schon zur Tradition gewordenen Richtung treu bleiben und alles daran setzen wird, das jüdisch-religiöse Leben in Nürnberg auch unter der Aegide des Liberalismus zu einem kräftigen und selbstbewußten zu gestalten. Ueber solche Bestrebungen soll auch fernerhin in diesen Blätern Bericht erstattet werden.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein Posen.

Am 10. November veranstalteten wir einen öffentlichen Vortragsabend, an welchem Herr Rechtsanwalt Dr. Jaffa-Berlin, über: „Assimilation und jüdische Eigenart" sprach. Das Thema lockte eine so zahlreiche Zuhörerschaft herbei, daß der große Saal des „Hotel Bazar" überfüllt war. Der einstündige Vortrag des Rechtsanwalts Dr. Jaffa gipfelte in folgenden Ausführungen: Aus einem nomadisierenden Stamme war ein Volk geworden, ein politischer Faktor mit eigenen Sitten und Gebräuchen, mit eigener Sprache und Kultur, mit eigenem Gott, der höher steht als die Gottheiten anderer Völker. Das Volk, das in Kanaan einwandert, wird durch Blut und Eisen zusammengeschweißt und bildet schließlich eine nationale Einheit. Bald finden wir auch zahlreiche Angehörige des Volkes außerhalb ihres Mutterlandes, aber in steter Fühlung mit demselben. Auch in der Fremde bewahrten sie ihre Eigenart, die auf die Kulturentwickelung Palästinas zurückzuführen ist; nicht aus Hochmut, sondern kraft der historischen Tatsache, daß jedes Volk sich damals von dem andern nach Möglichkeit abzuschließen suchte. Die Abschließung blieb auch nach der Zerstreuung im allgemeinen bestehen, aber da, wo die Schranken durchbrochen und die Gleichberechtigung der Juden anerkannt wurde, da gehen letztere in hervorragendem Maße ganz in der Kultur des Volkes auf. Andererseits hatten verschiedene Völker nicht den Wunsch, mit dem Gastvolke sich zu verschmelzen, und hier kam es vielfach zu Vertreibungen und Auswanderungen. Folgenschwere Einschnitte bilden die Hexenprozesse, die Inquisition und die zahlreichen blutigen Kriege um des Glaubens willen. So war es endlich im Laufe des Mittelalters dahin gekommen, daß die Juden vielfach in politischer und sozialer Beziehung vollständig zerdrückt und entwürdigt waren. Sie lebten im — häufig ummauerten — Ghetto, trugen schändende Abzeichen, entrichteten Leibzoll und andere drückende Abgaben, waren vom Handwerk, Landbau, von öffentlichen Aemtern, vom regelmäßigen Gewerbebetrieb ausgeschlossen; Kleinhandel und Geldgeschäfte waren die einzigen Erwerbsquellen. Dabei war Leben und Eigentum den steten Angriffen unversöhnlicher und habgieriger Feinde preisgegeben. Von wissenschaftlichen Bestrebungen war keine Rede, das Morgenrot der anbrechenden neuen Zeit leuchtete noch lange nicht in die Judengassen hinein. Aber die nationale Literatur wurde mit unüberwindlicher Zähigkeit festgehalten, aus ihr schöpfte der jüdische Geist neue Stärkung, durch sie fühlte er sich über die ihn umgebende barbarische Welt erhoben. So kamen die Juden allmählich bis ins 19. Jahrhundert hinein. Die französische Revolution von 1789 hatte mit ihrer Anschauung von der Gleichberechtigung der Menschen den letzten Resten des mittelalterlichen Staates mit einem Schlage ein Ende gemacht; 1791 erklärte die Nationalversammlung alle Juden, welche den Bürgereid leisteten, für Staatsbürger. Die Ideen der französischen Revolution, von einflußreichen Philosophen weitergetragen, wirkten auf diesem Gebiete auch in anderen Ländern bahnbrechend. Die Juden wurden auf diese Weise durch Dekrete und Gesetze von der Behörde assimiliert. In Preußen hob die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung mit dem Edikt vom 11. März 1812 das Schutzgeld und die solidarische Verbindlichkeit auf und erklärte alle Juden in Preußen zu Staatsbürgern, die gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten mit den Christen hatten.

Der in der politischen Entwickelung Preußens eingetretene Stillstand ließ das Edikt nicht zur vollständigen Ausführung kommen, beschränkte es auch nur auf die im Jahre 1812 zur Krone Preußens gehörigen Länder und schuf eine Reihe von Jahren hindurch eine bunte Musterkarte von Jugendgesetzgebungen in Preußen, denen das Gesetz von 1847 abhelfen sollte; allein auch dessen Bestimmungen wurden im Jahre 1848 annulliert und die Unabhängigkeit der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte von dem Glaubensbekenntnis durch die Verfassung vom 31. Januar 1850 verbürgt; allerdings wird in die hier gewährleisteten Rechte auf dem Verwaltungswege hier und da Bresche zu legen versucht.

Die Juden waren sich der Pflichten gegenüber dem Vaterlande wohl bewußt; Krieger aus ihrer Mitte bluteten für die neuerworbenen Freiheiten auf den Schlachtfeldern von 1813/15, und auch in den späteren Kriegen wurde ihr Patriotismus, ihr tapferes Verhalten vor dem Feinde durch vielfache Auszeichnungen anerkannt.

Die vor 100 Jahren angebahnte Assimilation ist noch nicht in das Bewußtsein des Volkes genügend eingedrungen; aber es ist ein durchaus nicht zu billigender Standpunkt, deshalb die ganze Gleichberechtigung aufzugeben und zu erklären: „Wir sind nicht National-Deutsche". In dem Augenblicke, als die Tore des Ghetto fielen, strömten die Juden hinein in alle Berufe, strömten hinein in das Gemüts- und Geistesleben der Wirtsvölker, in die Kultur Europas. Sie beteiligten sich hervorragend am politischen Leben und sind Anhänger der verschiedenen Parteien gewesen. Auf dem Gebiete neuer und neuester Kunstrichtung haben sie sich bahnbrechend betätigt; die dramatische Bewegung der Jetztzeit haben sie geradezu angeregt.

Unleugbar sind auch heute gewisse jüdische Eigenarten vorhanden, bedingt durch Rasse, Inzucht, jahrhundertelang mangelnde körperliche Erziehung, die auf der Unkultur des Ghetto beruhte. Betätigung auf den Gebieten des Ruder-, Schwimm-, Turnsports usw. läßt gewisse körperliche Unterscheidungen allmählich dahinschwinden. Die jüdische Rasse bedingt eine jüdische Eigenart nicht; vielmehr ist es sehr wohl möglich, Unterscheidungen abzustreifen. Hierzu kommt, daß gar keine rein germanische Rasse vorhanden ist.

Der Wunsch nach Assimilation ist nicht etwa kriechendes Aufgeben seiner selbst, die Achtung vor einander ist lediglich durch Selbstachtung bedingt, und letztere ist eine Hauptforderung des Liberalismus. Nach dieser Richtung hat der Zionismus unleugbare Verdienste; er hat einen Sammelruf an die jüdische Jugend ertönen lassen und das Selbstbewußtsein erheblich gestärkt, aber diese Bewegung darf nicht zu einer chauvinistischen ausarten und sich in bewußten Gegensatz zu anderen stellen. Das Interesse für Religion und religiöse Lehren bildet kein Hindernis für die Assimilation, für die Teilnahme an kulturellen Fragen gemeinsam mit anderen. Eine Entwickelung des Judentums in liberalem Sinne führt nicht zum Abfall von einem Glauben, der sich stark genug erwies, die Gedrückten in den Ghettomauern über alle Fährnisse des Lebens zu geleiten. Man kann das Rad der Zeit nicht mehr um 2000 Jahre zurückschrauben und eine national-jüdische Gemeinschaft begründen, schon die notwendigste Voraussetzung für eine solche, die Sprache, fehlt. Ein zielbewußtes Eindringen in die uns umgebende Kultur, das ist eine Hauptforderung des Liberalismus; dann werden auch die Unterschiede und das Gefühl der Minderwürdigkeit verschwinden. Die Assimilation kann unter Wahrung der religiösen Anschauung geschehen. Bei der Ueberzeugung, daß die deutsche Kultur auch unsere Kultur ist, kann jeder ein guter Deutscher jüdischer Religion sein. (Lebhafter Beifall.)

In der sich hieran anschließenden lebhaften Diskussion betonten einige zionistische Redner, daß ihrer Ansicht nach die Assimilation zum restlosen Aufgehen des Judentums führe, also eine Gefahr für die Gesamtheit desselben bedeute. Der Zionismus, der das Wohl des Gesamtjudentums fördern wolle, beabsichtige keineswegs eine Loslösung von der deutschen Kultur. Mehrere liberale Redner, insbesondere Herr Rechtsanwalt Dr. Jaffa in seinem Schlußwort, führten hingegen aus, daß der Zionismus mit seiner Forderung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte völlig utopische Ideale

verfolge. Es ist Sache des Glaubens und der Ueberzeugung, welche Sprache und Kultur der Einzelne höher bewerten will, niemals Sache der Ueberredung. Die Gefahr des Uebertritts besteht im Zionismus, der die Religion doch als Privatsache erklärt. —

Der Abend war ein glänzender Erfolg für unsere Sache und Herrn Rechtsanwalt Dr. Jaffa kommt auch an dieser Stelle noch unser herzlichster Dank zu.

Ueber die jüdische Volksschule. Vortrag von Prof. Blaschke im Jüdisch-liberalen Jugendverein Berlin

am 16. Dezember 1913.

Das zur Erörterung stehende aktuelle Problem und die Person des Referenten hatten dem Verein eine erhebliche Anzahl jüdischer Lehrer als Gäste zugeführt. Herr Professor Blaschke kam in seinem von gediegenster Sachkenntnis, großer Erfahrung und gleicher Beachtung der Realitäten des Lebens wie der idealen Forderungen zeugenden Referat, zu folgendem Resultat:

Die jüdische Volksschule sei, wo sie bestehe, zu erhalten und zu pflegen; wo sie in den Kleingemeinden nicht bestehe, solle man sie einführen; in den Mittelgemeinden sei die Frage der Einführung nach den Verhältnissen des Einzelfalles zu beurteilen; in den Großgemeinden sei eine Errichtung neuer jüdischer Volksschulen nicht wünschenswert. Diese Stellungnahme begründete der Referent aus den verschiedenen Bedürfnissen der jüdischen Kinder in den verschiedenen Gemeinwesen heraus und aus der Stellung der Juden zu der nichtjüdischen Bevölkerung. Er würdigte auch die Stellung der jüdischen Lehrerschaft und betonte, daß für diese bis zur Einführung der Simultanschule, die er als erstrebenswertes Ziel für alle Liberalgesinnten hinstellte, neben den wertvollen Posten in den jüdischen Volksschulen der Kleingemeinden auch eine Anstellung an den jüdisch-christlichen Schulen als Religionslehrer mit der Berechtigung, auch in anderen Fächern Unterricht zu erteilen, einen gewissen Ersatz biete. Zum Schluß behandelte Herr Professor Blaschke auch die politischen Gründe, die gegen eine Vermehrung der jüdischen Volksschulen sprächen; er betonte jedoch, daß diese erst in zweiter Linie ständen. Lebhafter Beifall dankte dem Redner.

In der überaus anregenden Diskussion, die sich bis in die Nacht hineinzog, vertraten u.. a. die Herren Lehrer Remak und Simson den Standpunkt des Referenten, während die Herren Lehrer Auerbach und Hanff und Herr Dr. Fink für die Einführung der jüdischen Volksschule auch in den Großgemeinden eintraten. Letzterer bekannte sich als grundsätzlichen Anhänger der Konfessionsschule, während für die übrigen Freunde der jüdischen Volksschule der leitende Gedanke der war, daß bei den innerpolitischen Verhältnissen die Einführung der Simultanschule völlig aussichtslos sei, und daß durch das Ueberwiegen der christlichen Schulen für die jüdischen Schüler Schwierigkeiten und Gefahren entstünden, bei den jüdischen Lehrern aber sogar ein materieller Notstand hervorgerufen würde.

Der Abend bot eine höchst wertvolle Belehrung über das behandelte, so heiß umstrittene Problem.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 49.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 2. **Jahrgang 6.** **Februar 1914.**

„Liberales Judentum" und „Orthodoxie".

Von Dr. J. Goldschmidt-Offenbach.

Politik und Religion sind Gegensätze. In der Politik kämpfen Parteien, in den Parteien kämpft Herrschsucht. In der Religion kämpfen Ueberzeugungen. In der Religion des Judentums soll keine Politik getrieben werden. Parteikämpfe und Herrschsucht sind nicht Judentum.

Die schlimmste Herrschsucht ist Intoleranz, denn sie will die Ueberzeugungen beherrschen. Intoleranz und Judentum sind Gegensätze.

„Religion" wird „Kirche", wenn sie . . . „Bekenntnis" wird. „Judentum" und „Kirche" sind Gegensätze. „Bekenntnis" will herrschen, Herrschsucht ist Intoleranz, Intoleranz ist nicht Judentum.

Als das Judentum, durch den Kampf der „Parteien", in Gefahr war, „Bekenntnis" zu werden, wurde . . . der Tempel zerstört.

Die Prediger der Intoleranz sind „Baals-Propheten" . . . Baal heißt „Herr". Das gilt von jeder Herrschsucht, ob sie von Orthodoxie oder von Liberalismus ausgeht. Orthodoxie und Liberalismus sollen im Judentum nur Richtungen, nie „Parteien" sein. —

Der Separatismus möchte die Orthodoxie zur „Partei", das Judentum zur „Kirche", die Religion zur Herrschsucht machen: hütet euch, o meine Brüder, „Baals-Propheten" zu sein!

Fünfmalhunderttausend liberale Juden wollen in Deutschland im Vaterhause bleiben. Der Separatismus will sie aus dem Vaterhause verdrängen.

Sie lassen sich nicht verdrängen. Wer sie verdrängen will, verdrängt sich, nicht sie, aus dem Vaterhause. Judentum ist Religion, nicht „Kirche", und Religion ist vor allem Brüderlichkeit. Separatismus ist Tendenz zur . . . „Kirche". Ist es die Minorität, die „Partei" sein will, dann wird sie zur . . . „Sekte", wenn die Möglichkeit für sie ausgeschlossen ist, je Majorität zu werden.

Als Mendelssohn auftrat, gab es in Deutschland, wie überall, nur „traditionelles Judentum". Unter dem Einfluß des modernen Lebens schrumpfte es in Deutschland zur Minorität der Orthodoxie zusammen.

In Ungarn beträgt der Rückgang des traditionellen Judentums unter demselben Einfluß zirka 60—70%.

In Rußland vollzieht sich, nach dem Urteil aller Kenner der russischen Verhältnisse, die Metamorphose mit derselben Notwendigkeit. Die Jugend ist für das traditionelle Judentum in Rußland zum größten Teil verloren.

Die jüdische Orthodoxie scheint im modernen Leben nur als Minorität eine geschichtliche Sendung zu haben.

Diese Sendung kann sie nur erfüllen, so lange sie Teil des Ganzen bleibt. Sie darf nicht das Ganze sein wollen.

Auch das Herz hat seine Bedeutung nur im Zusammenhang mit dem Organismus.

Wir wollen im Vaterhause zusammenbleiben, ohne Parteihaß, ohne Herrschsucht. Eine neue Hausordnung muß entworfen werden, damit wir zusammenbleiben können, in Liebe und Brüderlichkeit, unter möglichster Anerkennung der Rechte des Bruders. Die Ausarbeitung dieser brüderlichen Hausordnung soll die Aufgabe der Zukunft sein.

Die Entwerfung dieser Hausordnung wird keine leichte Arbeit sein. Aber da, so weit ich sehe, keine Wahl bleibt, so muß sie gemacht werden. Wo ein Wille, da ist ein Weg. — Männer, denen es um die Brüderlichkeit in Israel ernst ist, sollen Vorschläge machen, dieses Werk zu stande zu bringen.

Unter allen Umständen aber: der Organismus braucht jedes Glied! Jedes Glied braucht den Organismus! Wir wollen Brüder bleiben! Wir müssen Brüder bleiben!

Makkabäerfest.

Von Felix Makower.

Herr Rabbiner Dr. Ziegler-Karlsbad in einem in der Allgemeinen Zeitung des Judentums veröffentlichten Aufsatz ruft auf zur Feier des 24. Kislew durch Geschenke und Lichter, und mißbilligend erwähnt er die Beteiligung von Juden an der Feier des 24. Dezember.

Dies entspricht den augenblicklich unter den Juden herrschenden Bestrebungen und wird daher wohl auch von den meisten Lesern des Blattes, in dem dieser Aufsatz erscheint, gebilligt.

Gehen aber diese Bestrebungen auf ein für das Judentum zweckmäßiges Ziel?

Nichts soll gesagt werden gegen eine Feier des Makkabäersieges; dieser Sieg ist von grundlegender Bedeutung für die Erhaltung der jüdischen Religion. Nichts gegen die Ausgestaltung dieser Feier durch Geschenke und Lichter; an bloßen Geschichtserinnerungen mögen Gelehrte, an liturgischen Darbietungen Theologen Genugtuung empfinden, eine Feier der Massen bedarf der Freude und der Poesie.

Ist es aber zweckmäßig, diese Feier auf den 24. Kislew festzulegen?

Würde man eine solche Frage an die einzelnen deutschen Juden richten, so würde ein sehr großer Teil derer, die nicht dauernd als Theologen oder Lehrer mit gottesdienstlichen Fragen in Berührung bleiben, antworten: „Was ist denn überhaupt der 24. Kislew? Nur dunkel erinnern wir uns, in unserer Jugend in der Religionsstunde einmal davon gehört zu haben!" Und andere, die wissen, was der 24. Kislew ist, würden erwidern: „Leben wir denn jetzt noch in der Zeit, da man das Jahr nach den Mondumläufen einteilte? Seit beinahe 2000 Jahren ist der vollkommenere Kalender, der die Stellung der Erde zur Sonne zu Grunde legt, in Uebung, und auch jeder von uns Juden rechnet bei seiner gewöhnlichen Tätigkeit ausschließlich nach diesem Sonnenkalender. Und da wird uns zugemutet, eine Neuschöpfung, die wir planen, an jenen längst veralteten Mondkalender anzuknüpfen? Es handelt sich doch hier nicht um Al-

tertumsforschung, sondern um Neuschaffung einer Einrichtung, die für Gegenwart und Zukunft brauchbar sein soll."

Daß es sich in der Tat um eine Neuschöpfung handelt, kann nicht bestritten werden. Geschenke und Feiern, wie sie neuerdings für den 24. Kislew in Uebung kommen, waren vor noch nicht langer Zeit unbekannt. Die neue Feier ist lediglich eine Nachahmung des Weihnachtsfestes und seiner Gebräuche. Nur weil man sich scheut, die Feier am 24. Dezember abzuhalten, sucht man die Anknüpfung an den 24. Kislew und macht aus dem 24. Kislew etwas, was er früher nicht war.

Unklug ist, für den Wettbewerb sich eine Gestaltung zu wählen und sich darauf festzulegen, bei der man von vornherein mit Sicherheit voraussehen kann, daß man bei diesem Wettbewerb auf die Dauer unterliegen muß. Das aber ist der Fall bei dem Wettbewerb zwischen 24. Kislew und 24. Dezember.

Der 24. Dezember ist ein fester Tag des gebräuchlichen Kalenders, und jedermann kennt ihn; der 24. Kislew schwankt innerhalb weiter Grenzen im gebräuchlichen Kalender herum, und auch unter Juden bleibt in weitesten Kreisen unbekannt, auf welchen Tag in dem betreffenden Jahr der 24. Kislew trifft. Vervollkommnete wissenschaftliche Methoden sind stärker als Religionen und Völker; nicht die vollkommnere Methode stirbt, sondern die Gemeinschaft, die sich ihr dauernd verschließt. Der heidnische julianische Kalender hat die Welt erobert, dem gregorianischen haben trotz seiner römisch-katholischen Herkunft, nach langem Zögern auch die protestantischen Völker sich unterworfen und werden schließlich auch die griechisch-katholischen sich unterwerfen müssen. Eine Festsetzung nach dem Mondkalender hat keine Hoffnung auf dauernden Bestand gegenüber einer damit in Wettbewerb tretenden Festsetzung nach dem Sonnenkalender.

Der Abend des 24. Dezember steht am Beginn einer Reihe von staatlichen Feiertagen, der 24. Kislew dagegen ist in der Regel eingepreßt in die Arbeitszeit. Wie aber soll außerhalb der Internate oder besonderen Veranstaltungen zugunsten armer Kinder eine Feier in größerem Umfang zu stande kommen, wenn die Beteiligten nicht arbeitsfrei sind?

Die Religion, will sie Einfluß gewinnen, muß zum Volksfest gehen und es mit ihrem Gehalt erfüllen; der umgekehrte Weg, daß ein bereits vorhandenes Volksfest sich einer zu anderer Zeit abgehaltenen Religionsfeier angliedert, ist fast nie gegangen worden.

Das alte Volksfest, das in der heutigen Weihnachtsfeier sich fortsetzt, knüpft seit ältester Zeit an die Stellung der Sonne und nicht an die des Mondes an. Wenn dann nach seiner kalendermäßigen Festlegung selbst die Tatsache, daß die Zeit der Wintersonnenwende in den Jahrhunderten schwankt, und z. B. jetzt mehrere Tage nach dem 24. Dezember fällt, das Volksfest nicht zum Wandern gebracht hat, so ist die Hoffnung, daß es nun gar dem Mond folgen werde, gewiß nicht zu hegen.

Das Volksfest des 24. Dezember wird daher bestehen bleiben, selbst wenn eine jüdische Feier des 24. Kislew daneben tritt. Somit auch der Wettbewerb zwischen beiden Feiern. Nicht nur als Wettbewerb zwischen Christen und Juden, sondern auch als Wettbewerb beider Feiern innerhalb der jüdischen Bevölkerung. Denn nur die Wiederherstellung des Ghetto würde hindern können, daß die Wellen des allgemeinen Volksfestes auch an die Herzen des jüdischen Bevölkerungsteils schlagen. War es doch auch den unter Juden in Palästina ansässigen Nichtjuden geboten, nicht nur am allgemeinen (damals jüdischen) Wochenfeiertag zu ruhen

(2. Mos. 20_{10}, 23_{12}, 5. Mos. 5_{14}) und am Fest der ungesäuerten Brote sich des Sauerteigs zu enthalten (2. Mos. 12_{19}), sondern auch den Versöhnungstag durch Kasteiung und Enthaltung von Arbeit mitzubegehen (3. Mos. 16_{29})!

Nun hat allerdings jenes alte an die Sonnenwende anknüpfende Volksfest später sich mit christlichen Legenden verbunden. Jesu Geburt, die man im 3. und zum Teil noch im 4. Jahrhundert am 6. Januar gefeiert hatte, wurde seit dem 4. Jahrhundert allmählich auf den 25. Dezember verlegt und die Geburtsfeier so mit dem alten Volksfest verknüpft. Jene alten christlichen Geistlichen waren eben praktische Leute und sahen vor allem auf die Wirkung, die sie mit der Feier erreichen wollten. Und diese Wirkung erreichten sie besser, wenn sie etwaige gelehrte Bedenken über den genauen Tag der Geburt zurückschoben.

Sollte es aus gleichem Grunde nicht wirksamer sein, auch den Makkabäersieg am Tage des allgemeinen Volksfestes, der gleichfalls ein „vierundzwanzigster" Monatstag ist, zu feiern, statt damit an unbekannte Tage dem Monde nachzuwandern?

„Das können wir nicht," erwidern die Vertreter der herrschenden Meinung, „das Weihnachtsfest so, wie es sich heute herausgebildet hat, ist ein christliches Fest; davon müssen wir die Juden fernhalten!"

Ist es wirklich ein christliches Fest? Zahlreichen Weihnachtsfeiern in jüdischen Häusern hat Verfasser beigewohnt, ohne christliche Zutaten zu bemerken. Auch in einem Waisenhaus der Berliner Jüdischen Gemeinde bestand jahrelang eine Feier am 24. Dezember, ohne daß je irgendwelche praktische Schwierigkeiten hierbei erwachsen wären. Wenn manche meinen, eine Weihnachtsfeier ohne christlichen Beigeschmack sei unmöglich, so liegt dies wohl nur daran, daß die Betreffenden einer anderen als einer von Christen veranstalteten Weihnachtsfeier selten oder nie beigewohnt haben.

Allerdings sagen die Christen in der Regel, Weihnachten sei ein christliches Fest. Sind denn aber wir Juden gezwungen, uns alle falschen Behauptungen unserer Religionsgegner anzueignen? Die Wahrheit ist doch nur, daß Weihnachten ein altes vorchristliches Volksfest ist, das die Christen für ihre Zwecke mit ihren Legenden ausgeschmückt haben. Haben sie dadurch ein Monopol auf jenes Fest erworben? Warum sollen nun nicht auch die Juden kommen dürfen, dasselbe Volksfest zu feiern und an diese jüdischen Feiern jüdische Gedankengänge und Beziehungen anzuknüpfen?

Nun besteht allerdings eine Schwierigkeit, bezüglich deren eine Verschiedenheit der Ansichten möglich ist: Feiern die Juden ihr Fest am gleichen Tag wie die Christen, so besteht die Gefahr, daß die strenge Fernhaltung christlicher Beimengungen von den jüdischen Festfeiern sich schwer allgemein durchführbar erweisen möchte. Die Frage spitzt sich dann darauf zu:

Soll man gegenüber den sonstigen offenbaren Vorteilen diese Gefahr in den Kauf nehmen und die Anstrengungen nur darauf richten, daß sie abgewendet wird, oder soll man, nur um dieser möglichen Gefahr zu entgehen, von vornherein jeden Kampf um eine eigene Festesfeier am einzigen hierfür aussichtsreichen Tage aufgeben und resigniert in eine neue Sackgasse gehen, aus der kein Weg in die Zukunft führt? Es ist in einem besonderen Anwendungsfall die alte Frage, ob Kampf im offenen Felde oder Absonderung in einen Winkel hinter hohe Mauern.

Man fürchte sich nicht so sehr vor den heidnischen und den christlichen Weihnachtslegenden! Selbst wenn es nicht durchführbar sich zeigen sollte, sie in jedem Fall völlig fernzuhalten, werden sie in heutiger Zeit keinen Schaden mehr anrichten. Wie an den

„Göttern Griechenlands" mag man ruhig auch an ihnen als an schönen poetischen Gebilden seine Freude haben. Ein Jude und selbst ein jüdisches Kind wird jene Dichtungen nicht für Wahrheit halten in einem Zeitalter, in dem auch der größere Teil der Gebildeten unter den Christen sie als Dichtungen erkannt hat und sie offen so bezeichnet.

Man feiere den Makkabäersieg, verteile Geschenke, zünde Lichter an und dichte hierauf bezügliche schöne Verse zu alten jüdischen Gesängen und zu christlichen Weihnachtsmelodien! Aber man gehe noch einen Schritt weiter und feiere das Makkabäerfest nicht am 24. Kislew, sondern am 24. Dezember!

Nachbemerkung der Redaktion. Unsere Monatsschrift soll nach der Intention ihrer Begründer ein freier Sprechsaal für alle religiösen Angelegenheiten des liberalen Judentums sein. Daraus geht schon hervor, daß die Vereinigung für das liberale Judentum und die Redaktion nicht die Verantwortung für alle Meinungen und Vorschläge übernehmen können, die in diesen Blättern geäußert werden. In der Regel vermeidet es die Redaktion, ihre abweichende Meinung besonders hervorzuheben und begnügt sich mit dem allgemeinen, jeder Nummer vorausgeschickten diesbezüglichen Hinweis. Gegenüber dem vorstehenden Artikel aber halten wir uns für verpflichtet, unsre prinzipiell abweichende Ansicht mit starkem Nachdruck hervorzuheben und in möglichster Kürze zu begründen. Ohne uns auf nebensächliches einzulassen, wollen wir auf den Kern der Frage eingehen.

Herr Justizrat Makower fragt: Ist es zweckmäßig, die Chanukafeier auf den 24. Kislew festzulegen? Was heißt denn aber zweckmäßig, vom Standpunkt des religiösen Judentums aus? Unzweifelhaft alles, was zur Selbsterhaltung des religiösen Judentums in unserer Zeit beiträgt. Je weniger das liberale Judentum etwas wissen will von nationaler, kultureller, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Absonderung, um so mehr muß es sich gegen jede religiöse Assimilation mit der leidenschaftlichen Kraft des Selbsterhaltungstriebes wehren.

Nun meint Herr Justizrat Makower, daß Weihnachten kein religiöses, sondern ein ursprünglich germanisches Volksfest sei. Aber was es ursprünglich war, an solchen „bloßen Geschichtserinnerungen mögen Gelehrte Genugtuung empfinden." Heute ist Weihnachten in der Art seiner Feier und der Wucht seines Einflusses geradezu das religiöse Fest des Christentums geworden, an welchem sein Wesen und sein Ursprung am charakteristischsten in Erscheinung tritt. Nur als religiöses Fest wird es in Kirchen und Schulen, in Familien und Vereinen gefeiert. Christliche Lieder und Erinnerungen klingen am Weihnachtsabend durch die Seele der Kleinen und Großen.

Das erkennt Herr Justizrat Makower selbst an. Aber er hält den Vorteil, dem Judentum eine religiöse Feier zu geben, für größer, als den Nachteil. Er macht seinen Vorschlag, um dem Judentum den religiösen Ertrag des Festes, das am 24. Dezember gefeiert wird, zuzuführen. Er will Chanuka, das in vielen jüdischen Häusern nicht gefeiert wird, dadurch für diese Häuser retten oder in ihnen einführen, daß er es auf einen Tag verlegt wissen will, an dem diese Kreise bisher Weihnachten gefeiert haben. Er redet also der Verlegung des Chanukafestes auf den 24. Dezember aus religiösen Motiven das Wort. Allein wir sagen darauf mit Nathan: „Wenn an das Gute, das ich zu tun vermeine, gar zu nah was gar zu Schlimmes grenzt, so tu' ich lieber das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar so ziemlich zuverlässig kennen, aber bei weitem nicht das Gute."

Das Schlimme ist: die religiöse Assimilierung. Wenn der jüdische Kalen-

der abgetan sein soll, so müssen wir folgerichtig unser Pesach auf christliche Ostern, unser Roschhaschono auf den 1. Januar, unsern Versöhnungstag auf den christlichen Buß- und Bettag verlegen. Denn alle diese jüdischen Feste werden nach dem jüdischen Kalender gefeiert. Auch sind alle diese Tage „eingepreßt in die Arbeitszeit". Gewiß sind die Synagogen voller, wenn die jüdischen Festtage mit christlichen Feiertagen zusammenfallen; gewiß würden sämtliche Juden am Ruhetag feiern, wenn der Sabbat auf den bürgerlichen Ruhetag fiele. Aber die Preisgabe des historischen Sabbats und der historischen Festtage wären eine Preisgabe des historischen Judentums.

Der Selbsterhaltungstrieb des Christentums hat seine Kirchenlehrer veranlaßt, die christlichen Feste, die in den ersten drei bis vier Jahrhunderten zusammen mit den jüdischen gefeiert wurden, auf andere Zeiten zu verlegen. Ursprünglich wurden Ostern und Pfingsten an den vom jüdischen Synhedrium in Palästina festgesetzten Tagen von der Christenheit gefeiert; auch der jüdische Sabbat war der Ruhetag der Christenheit. Bis das Konzil zu Nicäa (325 n. d. g. Z.) die große geschichtliche Scheidung durchführte, den Sonntag als Ruhetag einsetzte und die christlichen Feste so festlegte, daß sie niemals mit den jüdischen sollten zusammentreffen können. In der Begründung heißt es, „es sei der Christen unwürdig, dem Gebrauch der Juden zu folgen, es wäre doch wahrhaft würdelos, wenn die Juden sich rühmen könnten, wir seien nicht imstande, unsere Feste ohne ihre Religion zu begehen." Trotzdem mußte noch siebzig Jahre später Chrysostomus, der Patriarch von Konstantinopel, gegen seine Gemeinde wettern, weil sie noch immer die alten jüdischen Festzeiten hielt. Nicht „der vollkommenere Kalender" — der jüdische gebundene Mondkalender ist wissenschaftlich nicht minder vollkommen als der gregorianische —, sondern die Macht der Kirche steht in dieser Frage dem Judentum gegenüber. Soll sich, darf sich das Judentum dieser Macht beugen? Würde das in einem katholischen Staate der Protestantismus, in einem protestantischen der Katholizismus tun?

Als im Jahre 1870 auf der Rabbinerversammlung zu Philadelphia die Frage der Verlegung des Sabbats auf den Sonntag diskutiert wurde, schrieb Abraham Geiger in einer Besprechung dieser Versammlung das beherzigenswerteste, was über diese Frage — sei es Verlegung des Sabbats, sei es Verlegung von Festen — gesagt werden kann: „Die Frage ist, ob dem Christentum die Beherrschung aller Lebensverhältnisse als eine berechtigte zuerkannt werden soll. Eine Verlegung ... ist die Unterwerfung unter das Christentum, die Anerkennung von der Berechtigung seiner allgemeinen Herrschaft. Und diese Anerkennung muß das Judentum umsomehr versagen, je mehr es seiner umfassenden Mission inne wird ... Es ringt um volle Gleichberechtigung, nicht der Juden, sondern ihrer Religion, es ringt um welthistorische Geltung. Der Konflikt ist daher die Frage: darf das Christentum allen Bewohnern seine Feiertage auferlegen, oder hat das Judentum das Recht, die seinigen gleichmäßig zur Geltung zu bringen? Und hier kann, hier darf es keine Nachgiebigkeit geben." —

Der Glaube an Hobelspäne.

Ein Beitrag zu den inneren Kämpfen im Judentum der Gegenwart.

Von Gotthard Deutsch-Cincinnati.

(Fortsetzung.)

Wie steht nun der moderne Mensch, wenn er noch so orthodox ist, zur Kabbalah? In der Praxis jedenfalls affirmativ. Das populäre Gebetbuch in der Rödelheimer Ausgabe enthält die Formel, die beim Anlegen des Tallith zu sprechen ist: „Wie ich meinen Leib in die Zizith hülle, so möge meine Seele mit ihren 248 Gliedern und ihren 365 Muskeln von dem Lichte der Zizith, welche 365 bedeuten, eingehüllt werden, und wie ich mich mit dem Tallith in dieser Welt bekleide, so möge mir der Talar der Rabbinen und der köstliche Tallith in der künftigen Welt zuteil werden, und um der Erfüllung des Zizith-Gebotes willen mögen mein Wesen, mein Geist und meine Seele gerettet werden von den unsauberen Geistern (chizonim), und der Tallith möge seine Fittige über sie (meine Seele) ausbreiten und sie retten, „wie der Adler sein Nest bewacht und über seinen Jungen flattert". Die letzten Rödelheimer Ausgaben haben diesen Gallimathias ein wenig reformiert, aber der New Yorker Nachdruck des Gebetbuches ist der Tradition treu geblieben. Man hat offenbar in Frankfurt a. M. auch gelegentlich das Bedürfnis neue „Richtlinien" zu entwerfen. In früheren Jahren war der „Israelit" gläubiger. Der kürzlich (7. Febr. 1913) verstorbene Dr. Kobak hatte als Rabbiner von Bamberg das Abklopfen der Weidenzweige (Hoschanot) am letzten Tage des Sukkotfestes abgeschafft, mit der Begründung, daß dieser Brauch eigentlich kabbalistischen Ursprunges sei. Der „Israelit"[7]) griff diesen Bilderstürmer heftig an und meinte, „wollte Herr Dr. Kobak alle kabbalistischen Momente aus unserem religiösen Leben ausmerzen, so würde er eine ungeheuere Zerrüttung hervorbringen". Das „heilige Soharbuch" wird wiederholt im „Zentralorgan für das orthodoxe Judentum" zitiert,[8]) jedoch scheinen auch in dieser Beziehung in jüngster Zeit in aller Stille neue Richtlinien angenommen worden zu sein, denn unter der gleichen Flagge darf Rabbiner Dünner aus Rogasen es wagen, von dem „Sohar des Moses de Lion" (sic) zu sprechen.[9]) So wird denn auch den Epigonen der Orthodoxie die Gläubigkeit ihrer Ahnen mitunter unbequem. Salomon Pleßner (1797—1883), ein höchst interessanter Vertreter der Neu-Orthodoxie, hat in seinem Lehrbuche der Religion[10]) den Zohar ausdrücklich unter den Quellen der jüdischen Religionslehre aufgezählt. Sein Sohn Elias und sein Enkel Hartwig Hirschfeld haben diese klare Tatsache umgedeutet und behauptet, Pleßner hätte von dem Zohar bloß als von einem exegetischen Hilfsmittel gesprochen,[11]) ein weiterer Beweis dafür, daß wir uns nicht auf ganz sicherem Boden befinden, wenn wir aus den talmudischen Berichten über die Ansichten der alten Rabbinen Schlüsse ziehen. Man könnte über die Stellung der alten Orthodoxie zur Kabbala ein ganzes Buch schreiben. Wertvolles Material hat Ch. N. Dembitzer zu dieser Frage gesammelt,[12]) obwohl er das Gebiet natürlich nicht erschöpft hat. Salomon Luria, ob-

[7]) 1867, 398.

[8]) Der Israelit, 1874, S. 823; 1880, S. 909; 1883, S. 225.

[9]) Der Israelit, 1908, Nr. 48, S. 11.

[10]) Jüd. Mos. Religionsunterricht, Berlin, 1839, S. 47.

[11]) Biblisches und Rabbinisches aus Pleßners Nachlaß, S. 44. Siehe Ziemlichs Bemerkungen in Allg. Zeitg. d. Jud. 1898, 106.

[12]) Kelilat Josi, Bd. II, S. 6 et seq. Krakau, 1893.

wohl er im Allgemeinen gegen Erschwerungen sich ausspricht, die nicht im Talmud begründet sind, verteidigt doch eine Erschwerung in den Speisegesetzen, die sich im Talmud nicht findet, auf Grund des Zohar.[13])

Die Glossatoren des Schulchan Aruch aus dem 17. Jahrhundert zitieren den Zohar und andere kabbalistische Werke nicht selten als Autorität.[14]) Für unsere Zwecke ist die Frage in Ordnung. Hat die Geschichtsforschung wirklich bewiesen, daß der Zohar des Werk eines Fälschers ist, der etwa 1290 schrieb, aber sein Buch als das Werk Rabbi Simon ben Jochais ausgab, welcher 1100 Jahre vorher gelebt hatte, dann ist es unmoralisch, diesem Werke einen Platz im Gottesdienst und seinen Lehren eine Autorität in der religiösen Praxis einzuräumen.

Diese Frage ist jedoch nur ein kleiner Teil der wichtigeren und weiteren Frage, wie sich der Jude von heute gegenüber der Autorität traditioneller Anschauungen stellt. Wie schon einmal erwähnt, ist das nicht ein müßiger Dogmenstreit, sondern ein Punkt, der tief in die religiöse Praxis und in den Unterricht eingreift. Einem Berichte des Israelit[15]) entnehme ich, daß David Hoffmann die talmudische Legende, das Schaubrot sei nach einer Woche ebenso warm gewesen als zur Zeit, da es auf den Tisch im Heiligtum gelegt wurde,[16]) als historische Tatsache ansieht, obwohl selbst die mittelalterlichen Glossatoren des Talmud[17]) sich mit der rationalistischen Deutung begnügten, das Brot sei nicht vertrocknet gewesen. Offenbar betrachtet man es noch in deutschen orthodoxen

[13]) Chullin, Kap. 8, Nr. 1.

[14]) Abraham Gombiner, Orach Chajim, 282, 1; Mendel Auerbach, ib. 27, 2. Derselbe erzählt, daß er am Freitag Nachmittag sich des Studiums halachischer Werke enthalte, um sich durch das Studium der Kabbala würdig auf den heiligen Tag vorzubereiten. (Monatsschrift f. Gesch. u. Wiss. des Judt., Bd. 38, S. 557, 1894.) Kontroversen über halachische Fragen zwischen Sabbatai Kohen und David Halevi werden von späteren Autoren auf Grund des Zohar entschieden. S. Samuel Loew, Machazis haschekel, Orach Chajim, 25, 20; Abraham Danziger, Chochmas adam, 171, 12. Elijah Wilna, der Gegner der Chassidim, der empfahl, diese gefährlichen Mystiker zu lynchen, schrieb Kommentare zum Zohar und anderen kabbalistischen Schriften. (Jewish Encyclopedia, s. v.) Sein gleichgesinnter Zeitgenosse Ezechiel Landau, der von den Chassidim sagt, daß sie „auf den Wegen des Herrn straucheln", und das Studium kabbalistischer Werke, ohne es geradezu zu verbieten, doch wiederrät (Resp. Joreh Deah, 93; Orach Chajim, 109), entscheidet doch gelegentlich auf Grund kabbalistischer Werke, daß man die Leiche eines unbeschnitten verstorbenen Kindes beschneiden solle (Joreh Deah, II, 164) und daß es nicht geradezu verboten sei, bei einem feierlichen Bittgottesdienste in Regennot eine Torahrolle auf den Friedhof zu bringen, wie es der Zohar empfiehlt (Orach Chajim, 109). Aehnlich entscheidet sein Schüler Eleaz. Fleckeles (Resp., II, S. 10, a), daß eine Frau nicht Kaddisch sagen dürfe, weil nach den Kabbalisten ihre Erscheinung in der Synagoge dem Aufstellen eines Götzenbildes gleich zu achten sei. Der bis zum Jahre 1842 amtierende Oberrabbiner von London, Salomon Hershell, den die englische jüdische Presse mit anerkennenswerter Generosität zum Doktor promoviert hat, lobt in seiner Empfehlung von Heidenheims Machzor, den Herausgeber und Uebersetzer, weil er die Kabbalistischen Pijutstücke unübersetzt ließ und „seine Füße davor gehütet hat, auf dem Berge des Herrn in eine Falle zu geraten." Von den neueren orthodoxen Autoritäten sind besonders die Italiener zu zitieren, die bis in die letzte Zeit hinein höchst eifrige Bekenner der Kabbala gestellt haben. Als S. D. Luzzatto im Jahre 1852 seine Angriffe auf die Kabbala veröffentlichte, erregte er eine Hochflut von Unwillen. Amadio Nissim schrieb unter dem beleidigenden Titel Anah chesil, Livorno, 1855, Elijah Benamozegh etwas höflicher Taam Leschad, ib. 1863, und der greise Rabbiner von Vercelli, Isaac Joseph Cingoli, verteidigt noch jetzt mit großem Eifer die Authentizität des Zohars und der Kabbala (Vessillo Israelitico, 1900, S. 419). Er ging sogar soweit, sich gegen Amalgamierung zweier Synagogen mit verschiedenen Riten auszusprechen, weil nach kabbalistischer Lehre für jeden Ritus ein besonderes Fenster im Himmel existiere, durch welches die Gebete vor Gottes Thron gelangen.

[15]) 1912, Nr. 24, S. 4.

[16]) Hagigah, 26, b.

[17]) Tosafot, zur Stelle.

Kreisen für nötig, die talmudischen Legenden als Tatsachen anzunehmen, obwohl für den geschulten Theologen kein Zweifel darüber herrschen kann, daß es zum Prinzip der rabbinischen Theologie gehört, die biblischen Wunder durch Uebertreibungen zu heben.[18]) Wie weit man in dem Verlangen an Autoritätsgläubigkeit gehen kann, zeigt das Beispiel des Grammatikers Salomon Hanau, der eine demütige Abbitte drucken lassen mußte, weil er in einem grammatischen Werke[19]) die mittelalterlichen Exegeten, Ibn Ezra, Kimchi und Nachmani angegriffen hatte.[20]) Derartige Prinzipien können natürlich nicht ohne Einfluß auf das praktisch religiöse Leben bleiben. Joseph S. Bloch hatte in der „Israelitischen Wochenschrift" eine Abhandlung über das Buch Jonah veröffentlicht, worin er die Erzählung als eine Allegorie behandelt. Der Israelit[21]) erklärt diese Anschauung als ketzerisch, denn unsere Gebetbücher enthalten eine Litanei, in der ein Vers lautet: „Er, der Jonah im Bauche des Fisches erhört hat, möge uns erhören." Diese Litanei stammt aus der Mischnah[22]) und hat daher die rabbinische Autorität hinter sich. Soll nun der wahre religiöse Wert der Geschichte durch dogmatische Engherzigkeit zerstört werden?

Wie tief derartige Anschauungen in das Lebensglück eingreifen können, zeigt ein Fall, der 1857 aus Hamburg berichtet wurde.[23]) Ein von einem Kohen verführtes Mädchen durfte ihren Verführer nicht heiraten, weil eine unwissenschaftliche Anschauung des Talmud[24]) und die höhere Ehre eines Kohen dieser Verbindung entgegenstanden. Allerdings um gerecht zu sein, muß man zugeben, daß mitunter die talmudische Kasuistik sexuelle Entgleisungen saniert, welche sonst Härten zur Folge hätten, die das Fühlen des modernen, selbst des orthodoxen, Juden schwer verletzen, wie die genannten Fälle beweisen. Natürlich können solche Kniffe das Gewissen nur täuschen, aber nicht befriedigen. Mitunter tritt daher die ganze Roheit der Glaubensstärke hervor, wie sie sich, wenn sie Gelegenheit dazu hatte, in Peter Arbues oder Thomas Torquemada manifestierte. Der Israelit[26]) verzeichnet den Vortrag eines jüdischen Arztes, der sich gegen die bei Juden häufigen Verwandtenehen ausgesprochen hatte. Der redaktionelle Großinquisitor ist entrüstet. Die Rabbinen haben die Ehe mit der Nichte nicht nur gestattet, sondern sogar empfohlen (Jebamot, 62, b). Die Wissenschaft kann irren und hat oft geirrt; das Judentum aber ist unfehlbar. Wenn ein Doktor der Philosophie im Jahre 1867 so geschrieben hat, wer will sich wundern, daß ein Mann, wie Moses Sofer, der nicht die geringste weltliche Bildung besaß, im Jahre 1818 in seinem Verdammungsurteil über den Hamburger Tempel behauptete, es könne keinem Zweifel unterliegen, daß das Sanhedrin zur Zeit des zweiten Tempels mehr gewußt habe, als alle heutigen Universitäten.[27]) Es ist daher nur konsequent, wenn er in der

[18]) Die Beispiele für diese Behauptung finden sich auf jeder Seite der haggadischen Literatur. Als typisch will ich nur die widerliche Hyperbel von der Milchfülle in Sarahs Brüsten, Bereschit Rabba, 53, zu Gen. 21,7 zitieren.

[19]) Binjan Schelomoh, Frankfurt a. M., 1708.

[20]) Zeitschrift für hebr. Bibliogr., VIII, 1904. 93—94. Jahrb. Jüd. Lit.-Gesellsch., VIII, 106 bis 110. 1911.

[21]) 1875, S. 752.

[22]) Megillah, 15a.

[23]) Allgem. Zeitg. d. Judent. 1857, 199.

[24]) Jebamot, 34, b.

[25]) Das Thema ist ein wenig delikat. Man vergleiche Eleazar Horwitz, Jad Eleazar, Nr. 30, Wien, 1870, der entscheidet, daß ein lebensfähiges Kind 152 Tage nach der Empfängnis geboren werden könne, wenn darunter sieben Neumonde sind, und Isaak Elchanan Spektors Entscheidung die sogar eine Art unbefleckter Empfängnis für möglich hält, um ein fragliches Ehebündnis mit einem Kohen zu ermöglichen, Ez Jizchak, S. 205—208. Wilna, 1888.

[26]) 1867, S. 729.

[27]) Responsen, Hatam Sofer, VI, Nr. 81.

Frage der frühen Beerdigungen nur der Gewalt weichen will, denn der Talmud habe die Beerdigung am Todestage angeordnet, ohne der Möglichkeit des Scheintodes Erwähnung zu tun; daher gebe es keinen Scheintod.[28]) In demselben Sinne hat sich auch Jakob Emden schon im Jahre 1773 ausgesprochen.[29]) Ebenso wird noch gegenwärtig an manchem Speiseverbote festgehalten, welches ganz und gar auf der hygienischen Anschauung des Talmud beruht. Vor nicht allzu langer Zeit hat der Israelit[30]) ein Kochbuch verurteilt, weil es ein Rezept enthält, welches eine Mischung von Fleisch- und Fischspeisen enthält, was nach dem rabbinischen Gesetz[31]) verboten ist. Dieses Gesetz beruht aber eingestandenermaßen auf der Anschauung, daß eine solche Mischung Aussatz hervorruft. Gregor Isakowitsch Bogrov, allerdings keine sehr lautere, aber in diesem Falle verläßliche Quelle, erzählt uns in seinen „Memoiren eines Juden", I, 146, daß seine Zeitgenossen gegenüber den ärztlichen Warnungen gegen frühe Heiraten nur die eine Widerlegung hatten: „Unser Talmud ist die beste Heilkunde. Unsere Vorfahren waren klüger und gelehrter als alle euere Quacksalber von Doktoren." Zur Ehre unserer orthodoxen Zeitgenossen wollen wir annehmen, daß sie nicht die Absicht haben, ihre Biologie aus den Glossen zum Joreh Deah zu studieren, und den „Schach" oder „Ture Zahab" über Koch und Pasteur stellen.

Ein anderes Gebiet, auf welchem die moderne gesellschaftliche und politische Stellung der Juden mit den alten Kodizes aufgeräumt hat, ist die talmudische Rechtsgesetzgebung. Der Schulchan Aruch lehrt klar und deutlich, daß kein Jude seine Rechtsgeschäfte vor einem weltlichen Tribunal abwickeln dürfe. Zuwiderhandlungen werden mit dem Pranger und dem Staupbesen bestraft.[32]) Salomon ibn Adret erklärt einen Vertrag für ungiltig, in welchem eine Appellation an die weltlichen Gerichte vorgesehen ist.[33]) Wir müssen aber nicht bis in das Mittelalter zurückgehen. Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die westeuropäischen Regierungen die rabbinischen Gerichte aufhoben, wehrten sich viele der angesehensten Rabbinen mit aller Macht gegen diesen Eingriff in ihre Gewissensfreiheit.[34])

Diese Anschauungen sind heute längst vergessen, obwohl es noch in Halbasien einen Fanatiker von dem Typus Hillel Lichtensteins geben mag, der unter Androhung der schwersten himmlischen Strafen das Anrufen staatlicher Gerichte verbietet.[35]) Natürlich hat man sich auch in streng orthodoxen Kreisen nicht genau daran gehalten. Selbst Seligmann Bär Bamberger, der edelste Vertreter der modernen Orthodoxie, rief die Behörde um Schutz an, als ein benachbarter Rabbiner in seinem Amtsbezirke eine Trauung vornehmen wollte, und als seine Gemeinde bei einer Revision ihres Statuts die Bestimmung streichen wollte, daß alle Aenderungen im Ritual der Zustimmung des Rabbiners bedürfen.[36]) Weniger wundern wir uns über das Zentral-

[28]) Hatam Sofer, Joreh Deah, Nr. 338.

[29]) Meassef, 1785, S. 187, Graetz, Gesch. XI, 31.

[30]) 1867, S. 877.

[31]) Joreh Deah, 116.

[32]) Choschen Mischpat, 26.

[33]) Resp. R. Nissim, Nr. 37. Siehe: Tur Choschen Mischpat, 61.

[34]) Pinchas Horwitz in Frankfurt a. M. erließ einen solchen Protest, als die badische Regierung die jüdische Gerichtsbarkeit aufhob, 1782. (Lewin: Geschichte der bad. Juden, S. 62); die Mainzer Rabbiner äußerten sich in demselben Sinne. (Salfeld: Vorboten der Emanzipation in Cohen: Festschrift, Judaica, S. 355). Ein Jahr später wies Kaiser Joseph II. eine von der mährischen Judenschaft „demütigst überreichte Bitte" in derselben Angelegenheit zurück. (Cramer: Gesetzessammlung, S. 157, Prag, 1793.)

[35]) Teschuwoth beth Hillel, S. 22—23. Szatmar, 1908.

[36]) Der Israelit, 1878, 467.

organ der Orthodoxie, das hie und da die Fußnote enthält: „Nachdruck wird mit aller Strenge verfolgt werden."[37])

Folklore überliefert uns oft die sicherste Kunde von dem Fühlen und Denken der alten Zeit. Aus diesem Grunde zitiere ich einen alten Kehilla-Witz, der uns die Inkonsequenz der neueren Orthodoxie klar vor Augen führt. Bekanntlich pflegte man aus einem Grunde, der mir durchaus nicht klar erscheint, den talmudischen Unterricht eines Knaben mit der Abhandlung über das am Feiertage gelegte Ei zu beginnen, welche allen Rationalisten wie Ludwig Börne[38]) Stoff zur Satire geboten hat. Einem enfant terrible wird die Frage nachgesagt: „Wozu sich über die ganze Frage aufregen? Schammai sagt, man darf das Ei essen; Hillel verbietet es. Nu, ißt man es, und sagt Hillel nichts davon." Das ist die Methode unserer Orthodoxen, wenn es sich um gesellschaftliche Gewohnheiten handelt, die mit dem im Schulchan Aruch kodifizierten Gesetz nicht in Einklang zu bringen sind. Wir haben z. B. ein klares Gesetz, daß der Jude in seiner äußeren Tracht sich von dem Nichtjuden unterscheiden solle.[39]) Wie in allen anderen Gesetzen gibt es auch darin Meinungsverschiedenheiten und Auslegungen, aber es genügt zur Beurteilung der Sachlage einen Besuch in Karlsbad oder in Kissingen im Sommer zu machen, um zu sehen, wie es die osteuropäischen Juden mit diesem Gebote noch ernst nehmen. Dieselbe Beobachtung kann man in allen nordafrikanischen Ländern machen, soweit europäischer Einfluß nicht die väterlichen Sitten geändert hat. Vor hundert Jahren war es in Westeuropa nicht viel anders. Dem Versuch der badischen Regierung, die Juden zu assimilieren, setzte der Rabbiner von Karlsruhe, Thias Weil, die Weisung entgegen, daß „einem Juden sich zu tragen gebührt, wie ein Jud",[40]) Thias Weil war Rabbiner in Karlsruhe 1770—1805. Wenn man sein Bild sieht, mit dem bis auf den Gürtel reichenden, spitz zulaufenden Bart und mit der muffartigen Pelzmütze auf dem Kopfe, sieht man, wie ernst er es mit seinem Prinzip nahm. Sein Zeitgenosse, Raphael Kohen, Rabbiner von Altona, 1776—1799, der Großvater Gabriel Rießers, tat ein Mitglied seiner Gemeinde in den Bann, weil dieser sich erlaubte, einen Haarbeutel zu tragen,[41]) 1781. Eliah Wilna, den man wegen seiner Gegnerschaft gegen Mystizismus, den freier gerichteten Geistern zuzählt, hat nach dem Zeugnisse seines Verwandten, des populären Ritualisten Abraham Danziger[42]) behauptet, man müsse dem Gesetze, welches vorschrieb, daß die Juden die Landestracht tragen sollen, wenn nötig, mit Preisgebung seines Lebens sich widersetzen. Im Jahre 1760 hatte Salomon aus Bamberg, als er zum Gemeindearzt von Fürth erwählt wurde, das Versprechen geben müssen, daß er kein „Zopf Baruk" tragen und somit kein böses Beispiel geben werde.[43]) Dieselbe Gemeinde erläßt noch im Jahre 1786 eine Verordnung, daß keine Frau den „Gebräuchen der Völker" folgend, sich frisieren lassen dürfe.[44]) Es war nur konsequent, wenn der später so berühmt gewordene Moses Sofer, als junger Bachur, mit seinem Lehrer, Nathan Adler, als Gast im Hause des Bankiers Adam Freiherr von Arnstein, der Schwiegertochter des Letzteren, Fanny, geborenen Itzig, tüchtig die Leviten las, als

[37]) Z. B. 1877, 784.

[38]) „Die Herren Rabbiner haben sich um ungelegte Eier gekümmert". „Herr Dr. Holst beneidet die Juden, daß sie fast noch größere Narren gehabt, als mehrere Kirchenväter waren." Kritiken, Nr. 26. „Der ewige Jude".

[39]) Joreh Deah, 178, 1.

[40]) Lewin: Geschichte der badischen Juden, S. 37.

[41]) Kayserling, Moses Mendelssohn, S. 296. Leipzig, 1862.

[42]) Chokmat Adam, Kap. 89, 1.

[43]) Jahrbuch d. Jüd. Lit. Gesellschaft, VIII, 67. 1911.

[44]) ib., 191.

er sah, daß sie sich frisieren ließ.[45]) Natürlich ließ sich die gesellschaftlich verwöhnte Dame eine solche Unverschämtheit nicht gefallen, und der alte Adam mußte mit Tränen in den Augen den Rabbi, vor dessen Wunderkraft er hohen Respekt hatte, bitten, ihm die Beleidigung nicht nachzutragen.

Es gibt noch eine ganze Reihe solcher Freiheiten, die sich die heutige Orthodoxie mit dem Gesetze nimmt, welches „das Wandeln in den Wegen der Völker" verbietet. Ich habe persönlich Vertreter der Neu-Orthodoxie kennen gelernt, die sich am Freitag Abend ihr Billet ins Theater bringen ließen, um die Sünde des Tragens einer Last am Sabbat zu vermeiden, aber keine Skrupel gegen den Besuch des Theaters hatten, obwohl eine solche Unterhaltung schwer gegen Geist und Buchstaben des rabbinischen Gesetzes verstößt[46]) und von Moses Sofer in seinem oft gedruckten Testamente seinen Nachkommen auf das Strengste verboten wurde. Gänzlich unbeachtet, selbst in naiv orthodoxen Kreisen, ist das Verbot der Instrumentalmusik, wovon allerdings schon im Mittelalter für religiöse Unterhaltungen, als bei Hochzeiten, Ausnahmen gemacht wurden.[47]) Ebenso sind die rabbinischen Regelungen des gesellschaftlichen Verkehres zwischen Mann und Frau ohne jede formelle Erklärung durch Nichtbeachtung außer Kraft gesetzt worden. Wer weiß heute noch von dem Verbote mit einer Frau sich zu unterhalten, sie anzusehen, sie singen zu hören, ihrem Manne einen Gruß an sie aufzutragen, und dergleichen mehr,[48]) obwohl diese Gesetze nach rabbinischer Anschauung die konsequente Auslegung eines biblischen Gebotes sind.[49]) Es ist als sicher anzunehmen, daß im zivilisierten West-Europa das Verbot des Tanzens selbst den Orthodoxen nur vom Hörensagen bekannt ist, und doch war es noch hier vor etwa hundert Jahren damit bitterer Ernst.[50])

Wenn wir die Frage vom systematischen Gesichtspunkte behandeln, so können wir keinen Grund einsehen, warum etwa die Speisegesetze unbedingten Respekt verdienen sollen, wenn jenes Gesetz so ohne weiteres ignoriert wird. Die Berechtigung einer solchen Analogie liegt auf der Hand, wenn wir die Frage vom Gesichtspunkte eines dogmatischen Prinzips behandeln. Die Pflicht des Juden, seine Zivilstreitsachen nach rabbinischem Gesetze behandeln zu lassen, beruht auf der rab-

[45]) Solomon Schreiber: Chut Hameschullasch, Paks, 1887, S. 5, b.

[46]) Abodah Zarah, 18, b.

[47]) Orach Chajim, 560.

[48]) Eben Ha-Ezer, 21.

[49]) Sifra, Lev. XVIII, 6. Maimonides, Issure Biah, 21, 1.

[50]) Das Verbot findet sich ohne jede Einschränkung in der ganzen halachischen Literatur. Eine lange Abhandlung ist ihm von Benjamin, dem Rabbiner von Arta, 16. Jahrh. in seinen Responsen, Nr. 303—308 gewidmet. Sein jüngerer Zeitgenosse, Chajim Schor in Torat Chajim Lublin, 1610 zu Abodah Zarah, 17, a, sagt: „Der sogenannte Mizwah-Tanz, mit der Braut aufgeführt, bei welchem beide Parteien je ein Ende eines Taschentuches halten, ist verboten, aber die Belialssöhne, welche Rundtänze mit Weibern tanzen, sind von König Salomon gemeint, wenn er sagt: Hand in Hand wird der Böjewicht dem Gerichte des Gehinnom verfallen." Sabbatai Horwitz (starb als Rabbiner von Wien 1660) sagt in seinem oft gedruckten Testamente: „Es ist unnötig, von Tänzen zu sprechen, bei welchen sich die Parteien bei den Händen fassen, aber selbst wenn das nicht geschieht und die Tanzenden nur hopsen, ob sie einander das Gesicht oder den Rücken zukehren, immer ist Satan dabei. Darum, liebe Kinder, hütet euch vor solcher Sünde." (ed. Prag, 1782, Paragraph 12. Dasselbe Verbot findet sich in zahlreichen Gemeindeordnungen. Die portugiesische Gemeinde von Hamburg verbietet es, 1656 (Jahrbuch d. Jüd. Lit. Ges., VII, 201—204, VIII, 236). Die deutsche Gemeinde von Amsterdam, 1737 (Allg. Zeitg. d. Judt. 1867, 532); die Gemeinde von Eisenstadt, 1743 (Der Israelit 1876, 416). Die Gemeinde von Fürth stellt noch 1804 einen Pranger in der Frauensynagoge auf, wo die Namen aller Weiber verzeichnet werden sollen, die „sich erfrechen auf das Land mit Mannspersonen zu tanzen zum Spott und Unterschied andere züchtige Weiber". (Jahrb. Jüd. Lit Ges., VIII, 184.)

binischen Auslegung eines Schriftwortes.[51]) Dasselbe gilt für die Speisegesetze, z. B. für das Verbot des Genusses erkrankter Tiere (trefah).[52]) Ist die rabbinische Auslegung in dem letzteren Falle unabhängig von allen späteren Erfahrungen und Lebensverhältnissen, so sollte sie es auch in dem ersteren Falle sein.

Derselben Inkonsequenz begegnen wir in der Stellung zu weltlicher Bildung. Der rabbinische Standpunkt ist klar in der Auslegung von Lev. XVIII, 4 ausgedrückt. Es heißt dort: „In Gottes Geboten sollt ihr wandeln, d. h. du sollst dich ausschließlich mit ihnen beschäftigen und nichts anderes damit vermischen; du sollst nicht etwa sagen: Ich habe die Weisheit Israels erlernt, ich will nun auch die Weisheit anderer Völker erlernen; nein, darum heißt es in ihnen sollst du wandeln; du darfst dich niemals von ihnen lossagen." Allerdings haben S. R. Hirsch[53]) und sogar J. H. Weiß[54]) allerlei apologetische Kunststücke versucht, um dieses klare Verbot mit der modernen Praxis seiner Nichtbeachtung zu harmonisieren, aber alle älteren Autoritäten haben es richtig als ein absolutes Verbot aufgefaßt, wenn auch die spanische Philosophenschule des Mittelalters und die spätere italienische Schule mit der naiven Inkonsequenz, die das glückliche Erbe der fortschreitenden Menschheit ist, sich stillschweigend darüber hinweggesetzt haben. Isaak ben Scheschet, c. 1330—1410 sagt deutlich, indem er sich auf Haj Gaon (gest. 1038) beruft: „Das Ideal des Israeliten in der Leitung zu physischer und moralischer Wohlfahrt ist das Studium der Torah. Wer sich davon lossagt und sich mit weltlichen Wissenschaften beschäftigt, wird an seiner Gläubigkeit ewigen Schaden erleiden. Wenn man dir vorschwatzt, daß gerade wissenschaftliche Bildung den Menschen im Glauben stärke, glaube solchen Verführern nicht, denn wahre Gottesfurcht, Sündenreinheit, aufrichtige Religiosität, Demut, Herzensreinheit und Heiligkeit findet man nur bei denen, die sich ausschließlich mit Mischnah und Talmud beschäftigen."[55]) Diese Anschauung ist auch in die autoritativen Gesetzesbücher übergegangen. Josef Caro scheint es nicht einmal für nötig gehalten zu haben, ein ausdrückliches Verbot bei der Behandlung der Gesetze über das Studium der Torah in den Schulchan Aruch aufzunehmen. Sein Glossator, Moses Isserls, hat die Lücke empfunden und hält es für notwendig, zu erklären: „Wenn man auch das zukünftige Leben nur durch das Studium der heiligen Bücher erwirbt, ist es doch gestattet, sich gelegentlich mit anderen Wissenschaften zu beschäftigen, was die alten Rabbinen einen Erholungsspaziergang genannt haben."[56]) Es gäbe ja keine Kasuistik, wenn jüngere Glossatoren dieser Anschauung nicht widersprochen hätten. Josef Caro hat das Versäumte an anderer Stelle reichlich nachgeholt. In den Sabbatgesetzen sagt er ausdrücklich: „Weltliche Dichtungen, besonders solche erotischer Natur, wie die Werke Immanuels[57]) und historische Werke darf man am Sabbat nicht lesen, und selbst an Werktagen ist es als frivol verboten, und wer es tut, übertritt das Verbot: „Kehret euch nicht an die Abgötter", d. h., entfernet Gott nicht aus euerem Herzen.[58]) Ganz besonders gilt das von Liebesgeschichten, die eine Ermunterung verbotener Leidenschaften sind.

[51]) Ex. XXI, 1; Mechilta zur Stelle; Gittin, 88, b.

[52]) Ex. XXII, 30; Chullin, 42, a.

[53]) In seinem Pentateuchkommentar z. St.

[54]) In seiner Ausgabe des Sifra, S. 86, a.

[55]) Resp. Ribasch, Nr. 45.

[56]) Joreh Deah, 244, 4.

[57]) Immanuel aus Rom, angeblich ein Freund Dantes, dessen Diwan in der Tat ziemlich schlüpfrig ist.

[58]) Lev. XIX, 4. Ein schwer übersetzbares Wortspiel, etwa so viel als: Kehret Gott nicht aus Euerem Herzen aus, um Abgöttern Platz zu machen.

Wer sie verfaßt, abschreibt oder übersetzt, und besonders wer sie drucken läßt, ist ein Volksverführer wie Jerobeam."[59]) Das läßt wohl an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Nach den Grundsätzen dieses von der Israelitischen Religionsgesellschaft in Frankfurt a. Main als Norm ihres Glaubens anerkannten Werkes war es eine schwere Sünde, bei einer Schillerfeier in der Realschule die Glocke deklamieren zu lassen, wie das 1884[60]) geschah, denn wer die Worte sprechen ließ: „Errötend folgt er ihren Spuren" hatte Satan bereits den kleinen Finger gegeben und war ein Miniatur-Jerobeam geworden. In früheren Zeiten hat man das sehr ernst genommen. Der Märtyrer Chajim Reizes, der mit seinem Bruder Josua am 3. Juni 1728 unter teuflischen Folterqualen auf eine erdichtete Anklage hin in Lemberg hingerichtet wurde, soll vor seinem Tode gestanden haben, daß er sein furchtbares Ende verdient habe, weil er Latein und andere Sprachen gelernt habe. So erzählt uns wenigstens sein Zeitgenosse, Moses Chagis.[61]) Moses Sofer schreibt noch im Jahre 1838 an die Gemeinde Deutsch-Kreuz, die er mahnt, einen Rabbiner anzustellen: „Leider ist jetzt die Zuchtlosigkeit eingerissen, daß man sich mit nicht-jüdischen Büchern befaßt. Darum habe ich unter Strafe des Bannes und mit einem göttlichen Eide verboten, daß man nicht-jüdische Bücher lese, denn das Volk, das heilig ist dem Herrn, unserem Gotte, soll sich in den Mußestunden mit der Bibel und dem Talmud beschäftigen. Ihr, meine Freunde, nehmt meine Worte nicht gleichgiltig auf. Wählet einen Rabbiner, der die Worte der Torah ernstlich erfüllt; nur sei er, Gott behüte, nicht einer von den Schwindelschriftstellern,[62]) die nicht-jüdische Bücher in fremden Sprachen lesen. Von einem solchen darf man keine Belehrung annehmen, und seine Wahl wäre der Pflanzung eines Götzenhaines im Tempel des Herrn gleichzuhalten.[63]) Es lohnt zu bemerken, daß die Gemeinde bald nachher den würdigen Menachem Katz Prostitz (aus Proßnitz) als Rabbiner anstellte, der am 23. Februar 1891 im Alter von neunzig Jahren starb und bis an sein Lebensende den Traditionen seines großen Lehrers treu blieb.[64]) Der Vorsteher von Deutsch-Kreuz — oder Zehlim, wie Moses Sofer aus religiösen Gründen schreibt —, hieß Salman Dukes, und war wohl der Vater, jedenfalls ein naher Verwandter des aus diesem Orte gebürtigen Staatsmannes und Dichters, Ludwig Freiherr von Doczi, den der weise Rat Rabbi Moses Sofers nicht dem Judentum zu erhalten vermochte. Wer sich für die Stellung der ungeschminkten, selbstbewußten Orthodoxie zu weltlicher Bildung interessiert, kann eine sehr wertvolle Zusammenstellung bezüglicher Aeußerungen in dem höchst interessanten, anonymen Schriftchen Naar ibri finden.[65]) Moderne, d. h. zeitgenössische Ver-

[59]) Orach Chajim, 307, 16.

[60]) Allg. Zeitg. d. Jud. 1885, S. 24.

[61]) Mischnas chachamim, Wandsbeck, 1733, S. 85. Buber Anschе schem 1895, S. 66, Krakau.

[62]) Hirsch's Chaurew war in demselben Jahre erschienen.

[63]) Choschen Mischpat, Nr. 197.

[64]) Als Beispiel der übertreibenden Tradition, von der ich im Anfange bei dem Hinweise auf den Hohenpriester Johanan sprach, sei bemerkt, daß die Blätter dem Rabbi Menachem Katz ein Alter von nahezu hundert Jahren gaben. Allg. Zeitg. d. Jud. 1891, S. 111; Der Israelit, 1891, Nr. 10 Nach meinen im Proßnitz angestellten archivalischen Untersuchungen war er am 22. Januar 1801 geboren.

[65]) Das Schriftchen, angeblich in Stettin, nach den Lettern zu urteilen, in Preßburg gedruckt, ist das Werk Akiba Josef Schlesingers, der sich durch die Chiffre Ibri-Akiba Josef ben Rabbi Jechiel verrät. Dem Werke geht das bekannte Testament Moses Sofers im hebräischen Texte mit jiddischer Uebersetzung voran. Derselbe Autor hat schon vorher das Testament Moses Sofers mit einer aus-

urteilungen aller weltlichen Bildung könnte ich noch in großer Zahl anführen. Eisak Jakob Schlomer in seinen „Erinnerungen aus dem alten Moisling", Lübeck, 1909, erzählt uns von den Bemühungen des damaligen Rabbiners Ephraim Joel (1825—1851), die Kinder von dem Besuche der Schule abzubringen. Von der ehrwürdigen im Geiste Elijah Wilnas gegründeten Jeschibah zu Wolozhin berichtet ihr ehemaliger Leiter, Naftali Zebi Jehudah Berlin (1817—1893), daß er seinen Jüngern das Studium weltlicher Literatur nicht gestatte, denn, wenn es auch an und für sich gestattet sei, vertrügen sich das Heilige und das Profane nicht „in derselben Herberge".[66]) Dieselbe Politik besteht in Wolozhin noch jetzt. Alle nicht-rabbinischen Werke sowohl als Zeitungen, selbst die in hebräischer Sprache gedruckten, sind jedem Jeschibahjünger verboten.[67]) Dieselbe Politik hat auch der kürzlich in London verstorbene Direktor der Jeschibah in Telzhi, Eliezer Gordon,[68]) befolgt. Selbst die Bibel durfte auf seiner Jeschibah nicht studiert werden. Der Oberrabbiner der Aschkenazim in Jerusalem, Samuel Salant (1816—1909), erließ kurz vor seinem Tode eine Bekräftigung der früher erlassenen Bannbulle gegen die Benutzung der Bibliothek in Jerusalem.[69]) Selbst das Zentralorgan der okzidentalischen Orthodoxie „bedauerte" es vor einigen Jahren noch „tief", daß Cheder und Jeschibah der Vergangenheit angehören, was „leider" nicht zu ändern sei.[70]) Wie weit dieser Seufzer aus dem Herzen kommt, kann nur der Kenner der Gedanken beurteilen. Der Kenner der Verhältnisse muß sich nur wundern, warum man selbst in der „Torah-Anstalt" in Frankfurt doch wenigstens sich den „Doktor zu verschaffen" sucht. Seligmann Bär Bamberger war ehrlicher. Er hat noch 1867 gegen den Gesetzesvorschlag agitiert, welcher den bayerischen Rabbinern weltliches Studium zur Pflicht machte.[71])

führlichen Paraphrase unter dem Titel Zawaas Moschch, Ungvar, 1864 herausgegeben. Der Autor, der ein Schwiegersohn Hillel Lichtensteins ist, lebt noch jetzt hochbetagt in Jerusalem.

[66]) Hameliz, 1885. Reines Dor wechachamaw, III, 11.

[67]) Jüdisches Tageblatt, New York, 6. Aug. 1912.

[68]) Gestorben 13. Februar 1910. Fraind, St. Petersburg, 1908, Nr. 135, 146.

[69]) Gedruckt als Flugblatt unter dem Titel Gachale esch, 1904.

[70]) Der Israelit, 1908, Nr. 29.

[71]) Der Israelit, 1868, 79—80.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gebet.*)

Von Hermann Zippert, Mitglied des jüdisch-liberalen Jugendvereins Berlin.

Im Gebet findet die religiöse Empfindungswelt ihren schärfsten Ausdruck, es stellt die innigste Beziehung zwischen Gott und Mensch dar, ist die persönlichste und tiefste Note der religiös empfänglichen Seele.

Der Wandel der Inhalte des Gebetes wird daher mit Notwendigkeit ein Hinweis darauf sein, daß sich die religiöse Vorstellungswelt überhaupt geändert hat. Das Gebet als Brennpunkt des religiösen Gefühls wird am deutlichsten den Entwicklungsgang der gesamten Religion wiederspiegeln.

Bei Betrachtung der Gebetsinhalte ergeben sich nun zwei große, scharf erkennbare prinzipielle Unterschiede. Man hat sie durch die Bezeichnung Buß- beziehentlich Bittgebet logisch gekennzeichnet. Dieses ist der Nieder-

*) Vgl. „Die Stellung des modernen Judentums zum Gebet" von Geh. Oberregierungsrat Dr. Meyer-Karlsruhe in der Juni-Juli-Nummer d. vor. Jahrg.

schlag einer einfachen, sittlich unreif empfindenden Seele, jenes bedeutet einen großen Erfolg über den selbstischen Instinkt im Menschen. Der bittende Mensch sieht in Gott den Machthaber über die Erfüllung seiner persönlichen Wünsche. Gott offenbart sich ihm in den Naturgewalten und in den hemmenden Kräften seines täglichen Lebens. Es ist zutiefst ein egoistisches Interesse, wenn er zu Gott betet. Der büßende Mensch dagegen sieht in Gott den Beschützer des guten Menschen. Nur wahrhaftige und rechtliche Gesinnung hat Einfluß auf die Handlungen Gottes. Sei ein guter Mensch, also lautet der Gedanke der sich im Bußgebet auswirkenden Seele.

Beiden Vorstellungen gemeinsam ist der Glaube an die Wirklichkeit Gottes, der die Macht hat, die Natur nach seinem Willen zu lenken. Er ist derjenige, der Himmel und Erde gemacht hat. Auch der sittlich-religiöse Mensch ist ebenso wenig wie der interessiert-religiöse Mensch geneigt zu glauben, daß die Natur unfühlend sei, daß die Sonne in gleicher Weise über Gerechte und Ungerechte leuchtet. Die Natur ist ihm ein Belohnungsmittel Gottes, die sich ihm willfährig zeigt, wenn er Gottes Gebote befolgt, die ihn jedoch straft, wenn er seine Gebote mißachtet. Und wenn die Tatsachen diesem Glauben zu sehr widersprechen, wird zur Rettung der Belohnungsidee ein Jenseits erfunden oder die Schuld nicht Gott, sondern der mangelnden Einsicht des menschlichen Verstandes zugeschrieben.

Innerhalb dieses Gedankenkreises wird sich das Gebet stets bewegen. Eine tiefere Erfassung des sittlichen Gedankens bleibt ihm versagt. In dem Augenblick, in dem der Glaube an eine religiös regierte Welt erschüttert ist, wird dem Gebet der Wirklichkeitsboden entzogen, es wird sinnlos, da der Glaube an das Dasein der Macht, an die es sich wendet, erloschen ist.

Wenn aber das Gebet, ohne daß es seinem religiösen Boden entzogen wird, einen weiteren Veredlungsprozeß nicht verträgt, erhebt sich für jene, die eine sittliche Tendenz in der Natur leugnen, — und deren Zahl ist bedeutend und keineswegs identisch mit atheistischer Gesinnung — die wichtige Frage: „Welchen Wert hat dann noch das Gebet für den modernen Menschen?"

Zur Beantwortung dieser Frage ist es nötig, nicht nur wie bisher dem Inhalte des Gebetes Beachtung zu schenken, sondern auch der Form, der Gebetssprache, der das Gebet umkleidenden Zeremonie unser Augenmerk zuzuwenden. Mit anderen Worten, wir dürfen die künstlerischen Einschläge im Gebete nicht übersehen.

Streng zweckmäßig genommen hat ja die Form des Gebetes nichts mit dem Erfolg des Gebetes zu tun. Höchstens könnten gewisse Formen des Bittgebetes sinnfälliger Gestaltung bedürfen (Opferkult und ähnliches). Diese entspringen aber zunächst keineswegs einem künstlerischen Bedürfnis, sondern allein Nützlichkeitserwägungen. Ihr Wert liegt im Praktischen. Im Bußgebet wird erst recht die Form des Gebetes sehr unwichtig für den Betenden sein. Im Gegenteil, das erregte Stammeln und die stumme Verklärung im Blick eines betenden Menschen wird mehr echtes Gefühl in sich tragen, als irgend ein schön und gefällig gesprochenes Gebet.

Wenn sich dennoch das Gebet in kunstvolle Formen kleidet, müssen diese einem anderen geistigen Bedürfnis als dem religiösen entspringen.

Es ist ohne Zweifel das Schönheitsbedürfnis im Menschen, das eine Verbindung zwischen Gebet und Kunst herstellt. Der Inhalt, das „Was" des Gebetes galt Gott, die Art, in der dieser Inhalt zum Ausdruck gebracht wurde, das „Wie" des Gebetes galt

ihm, dem betenden Menschen. Die Form des Gebetes machte ihm dieses zum Genuß, während das Gebet selbst eine seelische Leistung, eine Energieprobe seiner Selbstbeherrschung oder ein Produkt seiner Klugheit war. So entzündet sich an dem religiösen Gedanken eine neue geistige Fähigkeit, die ihre Lebenskraft aus einem ganz anderen seelischen Fundament zieht. Zwei fremde Elemente finden sich zu einem Vergleich, verbinden sich zu einer Einheit. Der Formtrieb im Menschen erprobt sein Können zuerst am religiösen Objekt, da dieses das frühste geistige Betätigungsfeld des Menschen ist.

Lange Zeit hindurch halten sich Religion und Kunst das Gleichgewicht, erscheinen organisch zusammengehörig und werden sich ihres verschiedenen Ursprunges nicht bewußt. Erst wenn der Gottesglaube erschüttert wird, erstarkt das künstlerische Element im Gebet auf Kosten seines Inhaltes. Der einsetzende, starke Aesthetisierungsprozeß beginnt die religiösen Inhalte des Gebetes zu zersetzen. Die Religion wird zur Dienerin der Kunst. Die künstlerische Wurzel der religiösen Zeremonieen bleibt lebensstark, die religiöse stirbt ab. Das Interesse am Gebet wird abhängig von dessen Schönheitsgehalt. Die religiösen Erscheinungsformen werden im steigenden Maße das, was sie von Geburt an sind: Symbole der Kunstidee, nicht Symbole des Gottesgedankens. Denn wo in der Welt Gedanken sich in Formen offenbaren, da hat die Kunst ihr Heimatrecht, und die religiöse Erscheinungsform ist nichts anderes als eine Kunstschöpfung, die sich die Religion zum Material erwählt hat, um an ihr ihre eigenen, keineswegs religiösen Tendenzen zu verwirklichen. Die Schönheit des Gebetes wird der Tod seines religiösen Wirklichkeitsgehaltes.

Nicht mehr aus sich selbst heraus, nicht mehr infolge seines religiösen Inhalts bereitet jetzt das Gebet seelische Befriedigung, sondern weil es durch seine nur im religiösen Gewande auftretende künstlerische Formgebung das Gefühl einer geistigen Kraftleistung erzeugt. Form und Inhalt vertauschen ihre Werte. In der Religion liegt die Bedeutung des Gebetes in dem Glauben an die Wirklichkeit seines Inhaltes, in der Ueberzeugung einer mittelbaren Beziehung zwischen Gott und Mensch. Die Form der direkten Rede ist der Ausdruck eines tatsächlichen Zustandes. Der Inhalt ist alles, die Form lebt nur durch ihn, hat nur ornamentale Bedeutung.

Ganz anders gestalten sich die Werte aus der künstlerischen Perspektive. Die Form der direkten Rede ist hier künstlerische, symbolische Fassung einer menschlichen Seelenäußerung. Hier kann die Form nur den Inhalt lebenswahr machen. Der Inhalt selbst kann Phantasieerzeugnis sein, denn nur die Gestaltung des Inhalts hat Wirklichkeitswert. In der Religion beglaubigt sich durch den Inhalt das Lebensrecht der Form, in der Kunst beglaubigt sich durch die Form das Lebensrecht des Inhaltes. Jetzt ist die Frage, ob Gott wirklich existiert oder nur in der Phantasie des Menschen, völlig gleichgültig geworden. Auch der erträumte Gott ist nun in dem Maße wirklich, wie er seinen künstlerischen Ausdruck gefunden hat, während Gott als religiöse Realität gedacht nur wirklich ist, wenn er dem Gläubigen hilft. In der Religion bedeutet Wahrheit die Uebereinstimmung meiner Vorstellung mit der von mir unabhängigen Wirklichkeit, in der Kunst ist Wahrheit die Uebereinstimmung meiner Vorstellung mit der von mir erst erzeugten Wirklichkeit. Die glaubwürdige Scheinbarkeit wird zur ästhetischen Wahrheit, so gewiß in der Kunst der Schein der Wahrheit die Wahrheit selbst ist.

Nur so, nur als Kunstschöpfung kann das Gebet, können die religiösen Erscheinungsformen überhaupt dem modernen Menschen

wertvoll werden, können sie auch der Zukunft erhalten bleiben.

Daher ist es mit Freude zu begrüßen, wenn die Tendenz der liberalen Gestaltung unseres Gottesdienstes, eine Aesthetisierung seiner Inhalte erstrebt. Gesang und Orgel sind wertvolle Mittel, um diesen Umwandlungsprozeß zu beschleunigen.

Daher ist es aber auch verständlich, wenn sich der strenggläubige Jude wehrt, diesen Entwicklungsgang mitzumachen. Er empfindet die „Gefahr", die eine Verschönung des Gottesdienstes mit sich bringt. Von seinem Standpunkte aus hat er vollkommen recht, wenn er sich gegen jede „Erleichterung" des Gottesdienstes sträubt. Für ihn besteht ja gerade sein Verdienst in der seelischen Arbeit, der er sich bei den gottesdienstlichen Handlungen unterzieht.

Der liberale Jude wird so lange keinen festen Standpunkt gegen ihn gewinnen können, als er diese Tatsachen nicht anerkennt. Es bedeutet einen Mangel an bewußtem Denken, wenn er nicht sieht, wohin der Weg geht.

Augenblicklich befindet sich unser Gottesdienst im Stadium des Ueberganges. Heute lautet die Parole: „Erwecket mit der Kunst das Interesse an den religiösen Gebräuchen". Aber erst wenn es heißen wird: „Erwecket durch die Kunst das Interesse an ihnen", und wenn die Tat dieser Ueberzeugung folgt, wird die geschichtliche Entwicklung im Einklang stehen mit der Einsicht kritischer Erkenntnis. Fürwahr, ein Ziel aufs innigste zu wünschen.

Taufjudentum und Antisemitismus!

Von Dr. Felix Goldmann. (Fortsetzung.)

Taufjuden als Missionare in der Praxis.

Eine der wichtigsten Methoden, durch die man im Mittelalter Israel für die Kirche zu gewinnen suchte, stellten die Disputationen dar. Das klassische Land dieser Religionsgespräche war Spanien. Nun darf man freilich nicht glauben, daß es sich bei dieser Art der Missionstätigkeit tatsächlich um Versuche gehandelt habe, die Juden sachlich zu überzeugen; auch hier tritt nichts wie die roheste Gewalt auf, allerdings in etwas verkappter Form. Hinter den anscheinend wissenschaftlich diskutierenden Mönchen stand stets als ultima ratio und durchschlagendstes Argument der Kirche das drohende Schwert des Henkers und der lodernde Scheiterhaufen.

Als widerliche Schauspiele der Kulturgeschichte, als die bis zum Gipfel getriebene erbärmliche Heuchelei müssen diese spanischen Disputationen betrachtet werden, bei denen die Juden gezwungen wurden, ihre Religion zu verteidigen, bei denen sie sich sorgfältigst hüten mußten, sich keine, auch nicht die geringste Blöße zu geben, und bei denen doch das traurige Ergebnis von vornherein feststand. Denn jede Disputation, nach der nicht die Juden Gut und Leben verloren, war eine bewunderte Ausnahme. Da nun aber trotzdem diese Orgien der Heuchelei mit dem Mantel der Gelehrsamkeit und des jüdischen Wissens umkleidet sein mußten, da ferner sich unter den christlichen Gelehrten fast niemals Leute fanden, die imstande waren den Talmud auch nur notdürftig zu verstehen, waren es nur getaufte Juden und immer wieder getaufte Juden, die sich in diesem schmutzigen Geschäfte gebrauchen ließen, und die, wie hinzugefügt sei, sich gern die Hände mit diesen verschleierten Morden be-

fleckten. Leider geben uns unsere Quellen nur über außergewöhnliche, besonders bemerkenswerte Disputationen Aufschluß, aber es dürfte unter den vielen hunderten, die in Spanien stattgefunden haben, kaum eine zu finden sein, über der nicht der Geist irgend eines Täuflings gewaltet hätte.

Der berühmteste und berüchtigste der Renegaten, die mit Juden disputiert haben, ist Pablo Christiani gewesen, dessen sonstige Missionstätigkeit zwar der christlichen Kirche nicht den erhofften Zuzug gebracht hatte, der aber trotzdem im Jahre 1263 dazu bestimmt wurde, mit dem großen jüdischen Gelehrten Nachmanides die Klinge in der Redeschlacht zu kreuzen. Der Gegenstand des Religionsgesprächs war fast immer derselbe: Ob Christus ein Mensch oder Gott gewesen, ob der Messias bereits erschienen, ob das Judentum oder das Christentum der rechte Glaube sei! Pablo Christiani hatte in Nachmanides einen vorzüglichen Gegner gefunden, der mit großem Freimut und Geschick, besonders in der Frage des Messias, den Täufling ad absurdum führte. Er wies mit einem deutlichen Seitenblick auf die Bedrückung der Juden darauf hin, wie wenig Friede auf Erden herrsche, der doch nach dem Erscheinen des Messias, den Weisagungen der Propheten wie der logischen Ueberlegung gemäß ein ewiger sein müsse! Bezeichnend für die Angst und die Lage der Juden war es aber, daß sie ihren freimütigen Verteidiger baten, er möchte aufhören! Sie wußten sehr wohl, warum! Sachlich hatte Nachmanides gesiegt, und bei jener Gelegenheit fiel das bekannte Wort des Königs Hayme von Arragonien, er habe niemals eine ungerechte Sache geistreicher verteidigen hören. Aber trotz dieses Erfolges war praktischer Sieger doch der Täufling, denn er durfte nach wie vor seine Missionstätigkeit ausüben, er durfte selbst in den Synagogen das Christentum verkünden, durfte die Juden nach Herzenslust beschimpfen, verhöhnen und schelten, und was das allererniedrigendste war, die Juden mußten ihm die Bücher liefern und ihn für seine Tätigkeit besolden! Als nun Nachmanides gar noch eine objektive Darstellung der Disputation veröffentlichte, denunzierte sie der boshafte Täufling, dessen Gelehrsamkeit nicht gerade im besten Lichte erschien, kurzerhand als eine Lästerung des Christentums, so daß auf Betreiben seines ehemaligen Glaubensgenossen der alte Nachmanides zu zweijähriger Verbannung verurteilt wurde. Seine Schrift aber endete auf dem Scheiterhaufen, wo Pablo Christiani weit lieber ihren Verfasser, den Verletzer seiner Eitelkeit, hätte sterben sehen mögen.

Einer der schlimmsten und gefährlichsten der disputierenden Täuflinge war der 1335 geborene Johannes von Valladolid, dem nebst einem gleichfalls getauften Genossen vom Könige Don Heinrich die Erlaubnis erteilt worden war, in den Städten Kastiliens missionierend umherzuziehen und die Juden zu Disputationen zu zwingen. Besonders bemerkenswert war das Religionsgespräch zu Avila im Jahre 1375, wo ihm als Gegner der Gelehrte Mose Kohen de Tordesillas entgegentrat. Dieser ging, wie Grätz bemerkt, nur mit großem Zagen an das gefährliche Geschäft; denn er hatte die christliche Liebe bereits am eigenen Leibe empfunden. Um ihn von der Vortrefflichkeit des Christentums zu überzeugen, hatte man ihn seiner Habe beraubt und ihn körperlich mißhandelt. Seinen Glauben hatte er zwar gerettet, sonst aber nichts, und er mußte von der Gemeinde Avila Unterstützung annehmen.

In der Disputation benahm sich nun Johannes selbst für einen getauften Juden sehr albern, und er wollte aus dem alten

Testamente sämtliche Dogmen des Christentums und noch einiges mehr erweisen. Wie überall, wo geistige Ueberlegenheit den Ausschlag gab, war auch hier dem Juden der Sieg beschieden, denn es war ihm nicht schwer in vier Disputationen all den Unsinn zu widerlegen. Aber wohlgemerkt: Nur der Sieg war ihm beschieden, nicht der Erfolg! Johannes zwar mußte sich zurückziehen, aber an seiner Stelle erschien ein Jünger des Taufjuden, Abner von Burgos, und der ging energischer vor. Er verlangte ebenfalls zu disputieren, und drohte im Weigerungsfalle den Talmud als Quelle christenfeindlicher Aeußerungen zu brandmarken. Das bedeutete Tod und Verderben, und darum mußte Mose auch mit diesem Feinde sich in den Redestreit einlassen, was aber Judenverfolgung und Quälerei nicht abgewandt hat. So ging es eben immer; mochten die Juden auch im Geisteskampfe tausendmal die Sieger sein, der Taufsport und die Bedrückung seitens der Täuflinge blühten lustig fort, wußten sie doch, daß hinter ihnen bessere Waffen standen als die des Geistes: die unwiderstehlichen Beweismittel des kirchlichen Fanatismus, Scheiterhaufen und Schwert!

Berühmt durch die Person des jüdischen Führers war auch die Disputation zu Tortosa im Jahre 1412. Dem Täufling Géronimo da Santa Fé, als Jude Josua Lorki, stand als Gegner der bekannte Philosoph Josef Albo gegenüber. Neben Albo waren von jüdischer Seite einundzwanzig Gelehrte erschienen, d. h. zur Teilnahme gezwungen worden. In dem Verlaufe des Religionsgesprächs, das sich um die üblichen Punkte drehte, benahm sich der Taufjude sehr häßlich und boshaft, und abgesehen davon, daß er eine das Schamgefühl gröblich verletzende Art der Exegese anwandte, war seine Argumentierung derartig, daß Grätz seine Weisheiten kurzerhand als Blödsinn bezeichnet. Der Papst Benedikt, der aus einer Massenbekehrung von Juden und dem dadurch erbrachten Beweise seiner Fähigkeit eine Stärkung seiner schwer erschütterten Autorität erwartete, quälte die Juden mit dieser merkwürdigsten unter allen Disputationen ein volles Jahr. Jedes Mittel wurde angewandt, um den Uebertritt der beteiligten, angesehenen Führer des Judentums, der dann die großen Massen fortreißen sollte, zu erreichen. Im Hintergrunde ließ man das drohende Schreckgespenst der Juden-Verfolgung aufsteigen, der Taufjude drohte indirekt und direkt mit dem Schwerte, der Papst ganz offen mit qualvollem Tode. Inzwischen durchzog der fanatische Dominikaner Vicente Ferrer das Land und taufte zwangsweise und in Massen. In Scharen wurde die auf diese Art Neuchristen gewordenen zur Disputation getrieben, um auf die hartnäckigen Notabeln Eindruck zu machen. Sie aber blieben — und das ist ihr ewiger Ruhm — fest bei ihrem Glauben, so daß den Christen der Sieg im Geisteskampfe nicht beschieden war. In der Praxis ergaben sich als Folgen jene bereits früher erwähnten harten Maßregeln gegen den Talmud, die zu einer unendlichen Katastrophe geführt hätten, wenn nicht Benedikt abgesetzt worden wäre und seine Autorität völlig eingebüßt hätte. Dieser Täufling gehört übrigens zu denen, die ein ganzes Leben mit nichts anderem wie Judenhaß und Judenbekehrung auszufüllen suchten. Im Bunde mit Vicente Ferrer hat er die traurigen, blutigen Ereignisse der Tage von 1412—1414 auf dem Gewissen, diese schaurigen Blätter der spanischen Geschichte, die uns verkünden, wie tausende getauft, wie aus hunderten von Synagogen Kirchen wurden, wie man das Recht der Juden in un-

erhörter Art beschränkte. Die Anzahl der damals Getauften wird auf mindestens 20 000 angegeben, die der Umgekommenen erreicht nach manchen Quellen die Höhe von 150 000! Einhundertundfünfzigtausend gemordete Juden lasten auf dem Gewissen des Täuflings Géronimo da Santa Fé! Einhundertundfünfzigtausend Juden mußten wegen eines Papstes geopfert werden, den das Konzil zu Pisa wegen kirchlicher und bürgerlicher Verbrechen abgesetzt, seiner geistlichen Würde entkleidet und in den Bann getan hatte!

Außer diesen Beispielen großer Disputationen seien noch einige Einzelheiten angeführt, welche teils für die Gesinnung der missionierenden Täuflinge, teils auch für die Art, wie sie ihr Geschäft handhabten, charakteristisch sind. Interessant ist es, wenn der Renegat Paulus Burgensis in einem Sendschreiben an einen gewissen Josua Lorki (vielleicht identisch mit dem oben erwähnten) die Ansicht äußert, jeder Jude müsse gezwungen werden, sich zum Christentum zu bekehren, und wenn er als Mittel die rohe Faust, den finsteren Kerker sowie die ultima ratio: Folter und Scheiterhaufen preist. Bei solchen Gesinnungen ist es nicht wunderbar, wenn der Missionssport einen ungeheueren Umfang annahm und charakteristisch ist ein Erlaß Karls V. aus dem Jahre 1368, der auf Klagen von Juden ausdrücklich verbieten mußte, daß die Juden von den Täuflingen im Verein mit Geistlichen in die Kirchen geschleppt, zum Anhören von Bekehrungspredigten gezwungen und so mit Gewalt zum Uebertritt gebracht würden!

Als eifriger Proselytenmacher wird Astruc Raimuch aus Fraga (etwa um 1400) bezeichnet, der als Jude eine Säule der Rechtgläubigkeit war und als Christ unter dem Namen Francesco Gottfleisch unendlichen Schaden angerichtet hat. In Portugal ließ der König Manoel im Jahre 1497 auf Betreiben eines getauften Juden namens Levi ben Schem-Tob, um die Juden zum Uebertritte zu zwingen, alle Lehrhäuser und Synagogen sperren; er verbot ihnen jede gottesdienstliche Versammlung, und jeden Uebertreter des Verbots traf schwere Strafe. Von einem Zeitgenossen wird berichtet, daß Juden wegen der Verletzung dieses unglaublichen Ukas sogar gemartert wurden. Nicht einmal beten wollte sie der Täufling lassen! Auf den Rat dieses grausamen Feindes beschloß Manoel sodann etwas so Entsetzliches, daß man es kaum wiederzugeben vermag. Am Ostersonntag ließ er alle Kinder unter vierzehn Jahren mit Gewalt ihren Eltern entreißen und taufen! Mit Schlägen und Peitschenhieben mußten die Kinder von ihren vor Schmerz rasenden Eltern getrennt werden; tausend von jungen Juden wurden von ihren verzweifelten Vätern und Müttern selber getötet, und auf entsetzliche Szenen, die das Blut in den Adern erstarren machen, konnte der Täufling stolz und zufrieden lächelnd schauen. Leider hat diese Begebenheit keinen Dichter wie Schönherr gefunden, der sie der Welt überlieferte; aber an Grausamkeit und Tragik, an Entsetzlichem und Herzzerreißendem sind die Ereignisse, die das heute so gefeierte Hohelied der Glaubensnot, das Drama „Glaube und Heimat" schildert, die besonders die evangelische Welt so rühren und erschüttern, gegen jene Tat des christlichen Königs und seines getauften Helfers ein harmloses Kinderspiel.

In bedenklicher Weise wütete der Missionsunfug in Rom und dem sonstigen Gebiete des Kirchenstaates, dessen ganze Struktur und Tendenz es mit sich gebracht hat, daß stets und ständig Eingriffe in das innere religiöse Leben der Juden vorkamen. Der Geschichte dieses Staates seien noch einige Beispiele für die Art entnommen, wie

man sich der Täuflinge bedient hat, um die Juden zu quälen. Nachdem der Boden durch die Judengeißel Felix Pratensis, der im Jahre 1518 am Sankt-Peterstage das Christentum angenommen hatte und in in der Folge überallhin Haß und Mißtrauen gegen die Juden säte, vorbereitet worden war, konnten sich die Juden des päpstlichen Landes seit dem sechzehnten Jahrhundert vor Missionsversuchen nicht mehr retten. Zwei getaufte Kreaturen des Papstes Paul IV. zogen auf sein Geheiß in den Gemeinden des Kirchenstaates umher, hielten aufreizende Predigten gegen die Juden und wo sie sich nicht bekehrten, quälten sie sie in ärgster Weise. Von diesen beiden, die Sixtus Senensis und Philipp Moro hießen, besaß letzterer die Frechheit im Jahre 1559 am Versöhnungstage (!) mit einem Kreuze in die Synagoge zu Recanate zu dringen, um eine Bekehrungspredigt zu halten. Das Kreuz setzte er in die geöffnete Thoralade! Als er, was man begreiflich finden wird, hinausgeworfen wurde, wollte er seine Rache an allen Juden auslassen und versuchte eine Verfolgung anzuzetteln. Er erreichte wenigstens, daß auf seine Klage zwei Gemeindemitglieder ergriffen, gebunden und in schamlosester Weise auf offener Straße gegeißelt wurden.

Gregor XIII. (1572—1585) war ebenfalls ein großer Judenbekehrer, und auch ihm diente in ergebener Treue ein Täufling. Es war der auf diesem Gebiete besonders hervorragende marrokanische Jude Josef Zarfathi, der bei seinem 1552 in Rom erfolgten Uebertritt den wohlklingenderen Namen Messer Andrea de Monti annahm. Er galt als besonders scharf, und auf ihn geht es zurück, wenn das Gesetz zur Anhörung von Missionspredigten, von dem einsichtige Christen garnichts erhofften, in aller Strenge durchgeführt wurde. Bei ihm wird besonders hervorgehoben, daß er für seine Bekehrungspredigten, die seit 1582 eine feststehende Einrichtung geworden waren, nichts verlangte. Eine edle, hochherzige und großmütige Seele! Sonst mußten die Juden für dieses herrliche Vergnügen noch Geld bezahlen! Ein päpstliches Breve von 1629 verlangte z. B. eine jährliche Pension von 1200 Scudi für einen aus Mantua stammenden Taufjuden namens Francesco Leonardo Masserano Barberini, welcher ein Buch gegen das Judentum verfassen wollte. Zwar wurden die Juden von der Hälfte befreit, aber 600 Scudi haben sie lange Zeit tatsächlich gezahlt, damit der Taufjude in aller Bequemlichkeit seine Waffen schmieden und vergiften konnte. Ein empörenderes und für eine Gemeinschaft erniedrigerendes Schauspiel dürfte die Weltgeschichte so leicht nicht aufzuweisen haben.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein, Posen.

Am 27. Dezember veranstalteten wir die gewohnte Chanukah-Feier im Hotel Friedrichshof unter sehr reger Beteiligung unserer eigenen Mitglieder und der Mitglieder des hiesigen Hauptvereins, sowie von Gästen und Freunden. In dem ersten Teil, der religiösen Feier, brachte nach dem tiefsinnig vorgetragenen Prolog von Frl. Herta Jacobsohn Oberkantor Lilienthal gesangliche Darbietungen, während nach der Ansprache des Vorsitzenden, Herr Rabbiner Professor Dr. Bloch unter interessanten Ausführungen über die historische, religiöse und moderne Bedeutung des Chanukahfestes das Anzünden der Lichter vornahm. Das gemeinsam gesungene Chanukah-Lied beendete alsdann diesen Teil des Festes.

In dem sich nunmehr anschließenden gemütlichen Beisammensein eröffnete den Reigen der Darbietungen Frl. Hedwig Cohn durch wirkungsvoll und innig vor-

getragene Lieder. Frl. Margarete Sandheim vom Stadttheater erntete durch glänzende Rezitationen stürmische Anerkennung, sodaß sich die Künstlerin noch zu einigen reizenden Zugaben entschloß. Oberkantor Lilienthal bot gleichfalls auch in diesem Teile einige Gesangvorträge, die ebenso reichen Beifall fanden. Den Klou des Abends bildete ein von Frl. Herta Jacobsohn verfaßtes und von den Damen Hilda Kurz und Martha Lewin prächtig gemimtes heiteres Duo-Spiel, das nach den Klängen aus der „Kinokönigin" eine Reihe heiterer Vereinsbilder zeigte.

Tanz und Chanukahspiele hielten die Teilnehmer hierauf noch weiterhin zusammen, ebenso die gemeinsame Kaffetafel. An letzterer brachte Herr Rabbiner Dr. Salzberger, Frankfurt a. M., der als Gast hier weilte, den Damentoast in einer famosen Rede in Versen aus, die lebhaften Beifall auslöste.

24 Neuaufnahmen bildeten für uns den Erfolg des Abends.

Der jüdisch-liberale Jugendverein Breslau schaut in diesen Tagen auf eine einjährige Tätigkeit zurück. Am 19. Januar 1913 wurde der Verein mit einer Zahl von 9 Mitgliedern gegründet. Es mag sonderbar scheinen; aber diese kleine Zahl trug dazu bei, daß der Verein sich in kurzer Zeit günstig entwickelte; es waren Mitarbeiter, die sich anschlossen, keine Mitläufer. Von vornherein verzichtete der Vorstand darauf, großzügige Propaganda zu treiben. Im Kleinen sollte gearbeitet, die Mitglieder sollten zu liberalen Juden erzogen werden.

Im April hielt in der einzigen öffentlichen Versammlung des Winters Herr Rabbiner Dr. Dienemann aus Ratibor einen Vortrag vor einem zahlreichen Publikum. Der Sommer war nur der inneren Vereinstätigkeit gewidmet. Es wurden Gruppen gebildet, in denen die Mitglieder sich mit jüdischen Dingen beschäftigen konnten. Hervorgehoben seien die Bibelgruppe und die Literaturgruppe. In dieser wurden im Anschlusse an die Lektüre von C. Seligmann: „Judentum und moderne Weltanschauung" von den Teilnehmern Referate gehalten über moderne Tagesfragen, woran sich eine Diskussion anschloß, in jener wurden mehrere Bücher der heiligen Schrift gelesen.

Zu Beginn des Winters zählte der Verein bereits ungefähr 50 Mitglieder. Die Tätigkeit des Sommers wurde festgesetzt; aber auch auf öffentliche Arbeit wurde Wert gelegt. Im November sprach Herr Rechtsanwalt Dr. Dienstfertig, Breslau, über „Die rechtliche und soziale Stellung der deutschen Juden im Mittelalter", im Dezember Herr Rabb. Dr. S. Levi, Breslau, über „Die Mischehe", ferner Rechtsanwalt Dr. Kaempfer, Posen, über „Jugend und Judentum". Alle Versammlungen waren sehr gut besucht und brachten eine größere Zahl neuer Mitglieder.

Am Anfang des neuen Geschäftsjahres zählt der Verein 130 Mitglieder. Nur dem Einsetzen aller Kräfte ist dieser Erfolg zu danken.

Es ist zu hoffen, daß das zweite Geschäftsjahr dem ersten nicht nachstehen wird, daß sich weitere Kreise dem Verein anschließen werden. Alb.

Rundschau.

Jüdischer Frauenbund, Ortsgruppe Elberfeld.

Im Mai 1913 wurde nach einem Referat „Der Gedanke des jüdischen Frauenbundes und unsere jüdischen Frauen", von Frau Klara Samuel, auch in Elberfeld eine Ortsgruppe gegründet. Mit Ausnahme der Ferien fanden regelmäßig monatliche Versammlungen statt. Im Juni wurde der Vorstand gewählt. Im Juli sprach Frau Klara Benjamin darüber, „wie ich mir unsere Arbeit denke," mit anschließender, lebhafter Aussprache, und Frau Henny Rindskopf über die Leipziger Tagung des „jüdischen Frauenbundes". Im September referierte Frau Julius Kann über bestehende jüdische Stellennachweise und das Kartell, woraufhin eine Kommission zur Gründung eines Arbeits-Nachweises in Elberfeld gewählt wurde, die im November ihre Arbeiten unter dem Vorsitz von Frau Paula Auerbach begann. Eine der Versammlungen

befaßte sich mit Störungen beim Gottesdienst und unterbreitete eine diesbezügliche Resolution dem Gemeindevorstand, der unseren Wünschen in ihrem ersten Teile entsprach. Ein anregender, geselliger Nachmittag wurde im Oktober mit Josepha Metz veranstaltet. Die blühende, bilderreiche Sprache ihrer biblischen Balladen und Novellen sowie ihre schelmischen Kinder- und Backfischgeschichten entzückten die Zuhörer und trugen der Dichterin reichen Beifall ein.

Die Novemberversammlung brachte der Ortsgruppe einen regen Gedankenaustausch über jüdische Eigenart. Das Referat hierzu hielt Frau Elli Herz, die es in geschickter Weise verstanden hatte, die Eigenart der Juden zu beleuchten. Eine lebhafte Diskussion setzte bei Besprechung des Cronerschen Buches „Die moderne Jüdin" und Verlesung der Kritik von Dr. Rost, Karlsruhe, in der Kölnischen Volkszeitung, ein, der leider in wenig wohlwollender Weise die Fragen, die Ella Croner bewegt haben, besprach, das Gute verschwieg, Ungünstiges umsomehr hervorhob. Da aber dieser Artikel, wie die Erwiderung von Rosa Bodenheimer das Croner'sche Buch nicht erschöpfen konnten, erklärte sich Frau Rabbiner Dr. Norden bereit, für einen zweiten Diskussionsnachmittag einen Auszug aus dem Buche zu bringen. Frau Emil Meyer berichtete noch über die Versammlung des Stadtverbandes Elberfelder Frauenvereine, insbesondere über die Wahlen zur Ortskrankenkasse, Frau Auerbach über den Gang des Arbeitsnachweises.

In der Versammlung am 11. Dezember sprach Herr Oberkantor Zivi über Qualitäten und Quantitäten des Synagogengesanges. Seine Ausführungen hatten den Erfolg einer Reihe von Anmeldungen aus dem Zuhörerkreise zum Synagogenchor. — Da von 11 zu konfirmierenden Mädchen sich nur wenige gemeldet hatten, nahm auf Antrag der Vorsitzenden die Versammlung zu dieser Frage Stellung. Sie beschloß, warm für die Mädchenkonfirmation einzutreten, damit, gleich den Knaben, auch den Mädchen durch die Vorbereitung die nötigen Kenntnisse vermittelt werden und auch sie den Tag der Konfirmation als eine weihevolle Erinnerung mit in's Leben hinausnehmen. — Der Vortragszyklus von Herrn Rabbiner Dr. Norden: „Die Propheten als Begründer der jüdischen Sittenlehre", zu dem eine große Anzahl Damen und Herren sich eingeschrieben haben, hat im November begonnen. Zwei der acht Vorträge haben bereits stattgefunden. Der rege Gedankenaustausch beweist das rege Interesse an dem Thema. Auch einzelne Vorträge können belegt werden. Diejenigen Damen und Herren, die noch an den anregenden Abenden teilnehmen wollen, erhalten Auskunft bei Frau Max Walter, Barmerstraße 90.

Da infolge Aenderung des Programms des Vereins für Frauenbestrebungen Frau Henriette Fürth statt im Februar schon im Januar in Elberfeld und auch bei uns spricht, mußte das Referat von Frau Dr. Norden nochmals zurückgestellt werden. Dasselbe findet in der Februarversammlung statt.

Wir können zu unserer Freude konstatieren, daß die Versammlungen fast durchweg ganz vorzüglich besucht waren. Die Mitgliederzahl ist von 40 auf über 90 gestiegen.

Hattingen (Ruhr). In unserer Gemeinde hielt am 9. Februar Herr Bezirksrabbiner Dr. Tänzer aus Göppingen einen mit außerordentlichem Beifall aufgenommenen Vortrag über „Die Einheit des Judentums" In einem geschichtlichen Rückblick wies der Redner vor allem auf die unbedingt notwendige Geschlossenheit und Einheit des Judentums hin und zeichnete dann die große Gefahr, die die Trennungsorthodoxie der Gegenwart geschaffen. Diese zwar kleine Gruppe scheue keine Mittel, selbst nicht das Anrufen der Staatsbehörden, um ihre einseitigen und auf Spaltung hinaus laufenden Ziele zu erreichen. Das liberale Judentum will nicht niederreißen, sondern positive Aufgaben im Dienste der jüdischen Religion leisten; das Wesen und die Form sind zu unterscheiden. Der Redner zeigt das sehr klar an einer Reihe von Beispielen. Langanhaltender Beifall lohnte den Redner für seine lehrreichen und interessanten Ausführungen.

Nach einer kurzen anregenden Erörterung trat eine Reihe von Herren der liberalen Vereinigung bei.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 49.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Naist & Kleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 3. Jahrgang 6. März 1914.

Der Sederabend in B'ne B'rak. Zum Peßachfest.

Von Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld.

Wer kennt nicht die kurze Erzählung aus unserer Peßach-Haggadah von jenen fünf bedeutenden Gelehrten aus dem zweiten Jahrhundert, die sich zur Feier des Sederabends zusammengefunden hatten, und die nun die ganze Nacht hindurch vom Auszug aus Egypten sprachen, bis ihre Schüler kamen und sie daran erinnerten, daß es schon Zeit sei, die Morgenandacht zu verrichten.

B'ne B'rak, so hieß der Ort, wo jener denkwürdige Sederabend begangen wurde, ein Ort, der dadurch berühmt geworden ist, daß ein Rabbi Akiba daselbst sein Lehrhaus besaß. Warum die übrigen vier Gelehrten zur Zeit des Festes dort weilten, anstatt, wie üblich, das Fest im Familienkreise zu begehen, darüber hat unser Schrifttum uns nichts überliefert. Vermutlich waren sie zu einer wichtigen Besprechung zusammengekommen und hatten ihre Beratungen nicht mehr vor dem Beginne des Festes zu Ende führen können. Indessen wollten sie auch fern von ihren Frauen und Kindern die Feier des Sederabends nicht vernachlässigen, und so vereinigten sie sich denn zu diesem Zwecke im Hause des Rabbi Akiba, ein wahrhaft erlesener Kreis.

Als erster wird Rabbi Elieser ben Hyrkanos genannt, ein strenger Charakter von eiserner Beharrlichkeit. Er hatte noch zu den Füßen des Jochanan ben Sakkai gesessen und dann später in Lydda ein eigenes Lehrhaus errichtet. Wie er schon gegen den Willen seines Vaters das Studium der jüdischen Wissenschaft ergriffen hatte, so bestand er sein ganzes Leben lang unbeugsam auf seiner eigenen Meinung. Diese seine Meinung aber gipfelte in dem Satze: „Nichts Neues darf im Judentum in die Erscheinung treten. Berechtigung hat nur, was uns von früheren Zeiten her einwandfrei überliefert worden ist." So lehrte Elieser und so lebte er. Wohl fand er mit seiner starren Auffassung bei seinen Zeitgenossen keine Gegenliebe, wohl wurde er, eben um der Betätigung seiner Auffassung willen, von dem Patriarchen Rabban Gamliel, seinem eigenen Schwager, mit dem Bann belegt. Allein dieses äußere Machtmittel, so schwer es Elieser traf, war gleichwohl nicht imstande, den aufrechten Mann von seiner religiösen Ueberzeugung abzubringen.

Neben ihm erblicken wir Rabbi Josua ben Chananjah, Handwerker und Gelehrter in einer Person; im Gegensatz

zu Elieser ein Mann von mildem, versöhnlichem Wesen, und, gleichfalls im Gegensatz zu ihm, ein Gegner der Erschwerungen auf dem Gebiete der Religion. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Religion um der Menschen willen da sei und nicht umgekehrt die Menschen um der Religion willen, hat er den wichtigen Grundsatz aufgestellt: „Man soll keine Bestimmung über die Gemeinschaft verhängen, es sei denn, daß die Mehrheit der Gemeinschaft dabei bestehen kann."

Zu Elieser und Josua gesellt sich als Dritter Rabbi Elasar ben Asarja. Aus seinem Leben und Wirken ist uns nur wenig bekannt. Wie geistvoll und wissensreich er jedoch gewesen sein muß, das erhellt schon aus der einen Tatsache, daß man ihm in sehr jugendlichem Alter bereits die Würde des Vorsitzenden im Synhedrin übertragen hat.

Um so eingehender sind wir über Rabbi Akiba ben Josef unterrichtet. Anfangs ein unwissender, ja bildungsfeindlicher Hirt, ergibt er sich erst in vorgerücktem Alter dem Studium und wird nach einer Reihe von Jahren einer der gefeiertsten Gelehrten. In seinem Lehrhause zu B'ne B'rak baut er ein neues Lehrsystem auf, indem er von dem Grundsatze ausgeht: „In der Thora gibt es kein überflüssiges Wort, keine überflüssige Silbe, ja keinen überflüssigen Buchstaben." Als später der römische Kaiser Hadrian die Religionsverfolgung gegen die Juden beginnt, da tritt Akiba, trotz seines hohen Alters, aus dem Lehrhause in das öffentliche Leben hinaus, leiht seine Unterstützung dem kühnen Bar Kochba, den er für den ersehnten Messias hält, und nach der Niederwerfung des Aufstandes durch die Römer stirbt er unter unsäglichen Qualen, das Sch'ma Jisroël auf den Lippen, den heldenmütigen Märtyrertod.

Und endlich, als fünfter im Bunde, Rabbi Tarfon, bekannt durch seine energische Bekämpfung des Judenchristentums. Waren doch zu jener Zeit die beiden Religionen noch nicht förmlich von einander geschieden. Lebten doch damals diejenigen, die in Jesus von Nazareth den Erlöser und Gottessohn erblickten, noch im Schoße des Judentums. Da war es denn besonders Rabbi Tarfon, der die Lage der Dinge klar und scharf erkannte und seine Zeitgenossen darüber belehrte, daß das Judentum in dem Augenblicke aufhöre, Judentum zu sein, wo seine Grundlehre: „Der Ewige ist einzig" eine Erschütterung erfahren würde.

Das sind die fünf jüdischen Geistesgrößen, die vor etwa achtzehnhundert Jahren in dem kleinen Städtchen B'ne B'rak den Sederabend gemeinsam begingen, verschieden in ihren Charakteren, verschieden in ihren Auffassungen, einig aber in ihrer unbegrenzten Liebe zum Judentum. Was mag wohl alles an jenem Abend und in jener Nacht unter ihnen verhandelt worden sein? Die Haggadah meldet kurz: „Sie erzählten vom Auszug aus Egypten die ganze Nacht." Natürlich war der Ursprung des Peßachfestes, der Auszug aus Egypten, nur der Ausgangspunkt der gelehrten Gespräche, die sich dann weiterhin wohl über alle wichtigen Gegenwarts- und Zukunftsfragen des Judentums erstreckten. Da darf es uns denn freilich nicht wunder nehmen, daß die gelehrten Männer, die ja kaum allzu oft einen mündlichen Gedankenaustausch pflegen konnten, nichts von Müdigkeit verspürten, und daß sie ganz erstaunt aufblickten, als sie in ihren Betrachtungen unterbrochen und zur Morgenandacht gerufen wurden.

Jene fünf Gelehrten nun, von denen uns die Haggadah berichtet, haben uns einen Fingerzeig gegeben, wie wir die Sederabende auffassen und begehen sollen. An

diesen Abenden gilt es nicht nur, einen Rückblick auf wichtige Ereignisse der Vergangenheit zu werfen, sondern auch, an die Fragen der Gegenwart zu denken und an die Hoffnungen, die wir an unsere Zukunft knüpfen. Wohl soll dabei in hervorragender Weise auf die Jugend Rücksicht genommen werden. Aber auch in den Familien, in denen sich nur Erwachsene befinden, hat die Feier des Sederabends ihren Platz, wie uns das Vorbild der fünf Gelehrten zeigt. In allen jüdischen Familien verdient der Sederabend hochgehalten zu werden. In allen jüdischen Kreisen möge er der Erinnerung geweiht sein an unsere Vergangenheit mit ihren Leiden und ihren Freuden, möge er unsern Blick schärfen für die Aufgaben unserer Gegenwart und unsere Herzen mit Zuversicht und mit Vertrauen erfüllen auf eine Zukunft voll Ruhm und Ehre, voll Freude und Glück.

Zur Verbesserung des jüdischen Religionsunterrichtes.*)

Von Dr. phil. F. Wachsner-Berlin.

2. Unterrichtsziel und Lehrplan.

Haben wir im vorigen Aufsatze festgestellt, daß wir auf die Gleichberechtigung des jüdischen Religionsunterrichtes in der öffentlichen Schule, sei es Volks- oder höhere Schule, mit dem der christlichen Schüler hinzuarbeiten haben, daß wir uns nur von einem solchen Religionsunterricht Erfolg versprechen, der im engen Anschluß an die übrigen Lehrfächer der Schule erteilt wird, so ist es nunmehr unsre Aufgabe, darzulegen, wie dieser Religionsunterricht innerlich organisiert sein muß, damit er allen Anforderungen gerecht wird, die wir an ihn stellen dürfen.

Da wird es angebracht sein, erst einmal das Ziel aufzustellen, auf das unser Religionsunterricht hinzuarbeiten hat. Als solches ergibt sich:

Das jedem normalen Kinde eigene religiöse Gefühl zu entwickeln, dem Kinde zu zeigen, wie dies sein Gefühl den Ausdruck findet in der Geschichte der jüdischen Religion, und in ihm das Bedürfnis wachzurufen, die Lehren des Judentums in sich ständig zu veredeln und zu betätigen. Erreichen wir dies Ziel bei der Mehrzahl unserer Schüler, so wird sich alsbald zeigen, wie die religiöse Lebensführung unsre Glaubensgemeinschaft nach innen und außen stärkt, und alle Anfeindungen, denen wir noch heute ausgesetzt sind, werden schwinden.

Für die höheren Schulen müssen wir unsere Zielstellung noch etwas erweitern: Den intelligenteren Schülern müssen wir beweisen, daß die jüdische Religion wie jede andere, von den grundlegenden Wahrheiten abgesehen, nichts Unveränderliches darstellt, sondern daß sie sich der allgemeinen Kultur der Gemeinschaft entsprechend beständig weiterentwickelt, und daß jeder einzelne von uns an dieser Entwickelung nach Kräften mitzuarbeiten verpflichtet ist. Daß ferner die Religion weder mit einem bloßen Kultus gleichbedeutend ist, noch auch mit der sittlichen Lebensauffassung, sondern erst ihren

*) Anm. d. Red. Wegen Raummangels können wir erst jetzt die Fortsetzung dieses Artikels bringen, dessen erster Teil bereits in der Julinummer des vorigen Jahrganges erschien. In ihm führte Verfasser aus, daß an dem religiösen Indifferentismus gerade unter den gebildeten Juden der mangelhafte Religionsunterricht, der die Forderungen der Gegenwart nicht gebührend berücksichtigt, die Hauptschuld trägt. Die Religionsschulen sind vom pädagogischen Standpunkte zu verwerfen und nicht geeignet, die Liebe zur Religion unter der Jugend zu verbreiten. Das kann nur ein dem christlichen Religionsunterricht gleichberechtigter jüdischer Religionsunterricht in der öffentlichen Schule.

Höhepunkt findet in der in allen Lebenslagen zum Bewußtsein kommenden Gewißheit des Zusammenhanges mit Gott und der Natur.

Verfolgt unser Religionsunterricht an den höheren Schulen dies erweiterte Ziel, so wird die religiöse Gleichgiltigkeit, die sich gerade unter unseren gebildeten Glaubensgenossen zeigt, gar bald nachlassen. Atheisten gibt es ja weit weniger, als man im allgemeinen annimmt, ein gewisses religiöses Gefühl gehört zum eisernen Bestand der menschlichen Veranlagung, allein die Freiheit ist die einzige Atmosphäre, in der dies ungewisse Gefühl zur lebendigen Religion ausreifen kann. Führt man ihm Nahrung zu,, so muß sich diese dem geistigen Stande des einzelnen Menschen anpassen, sonst schlägt sie nicht an oder wirkt sogar als Gift, das die schönsten Ansätze vernichtet. Dieser Gedanke wird uns bei der Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes leiten, der uns unserem hohen Ziele entgegenführen soll.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, daß der Religionsunterricht nur solche Stoffe benutzen darf, die religiösen Bildungswert besitzen. Was nicht geeignet ist, die Liebe zur Religion in den Kindern zu erwecken, gehört in einen Religionsunterricht nicht hinein. An sogenannten Gesinnungsstoffen ist die religiöse Literatur sehr reich, man hat also die Möglichkeit, aus dem Guten das Beste auszuwählen. Nirgends schadet ein Uebermaß an Lehrstoff so, wie grade hier, wo es auf die Erregung feiner Gefühlstöne ankommt, die bei eiliger Behandlung einfach verloren gehen. Darum ist Beschränkung auf das Wesentlichste dringend geboten. Ein zweiter Gesichtspunkt darf bei der Frage der Stoffauswahl nicht außer Acht gelassen werden: Schon Goethe hat darauf hingewiesen, daß für den Menschen nichts so interessant ist, wie wieder der Mensch. Dieser Regel unterliegt auch das religiöse Interesse des Kindes. Aus ihr ergibt sich die Forderung, den Unterricht an die Betrachtung religiöser Persönlichkeiten anzuschließen und die Kinder daran zu gewöhnen, ihr eigenes Handeln, Denken und Empfinden mit dem des Vorbildes zu vergleichen. Die Stammväter, Mose, die Propheten, nachbiblische Glaubensstreiter wie Hillel, aber auch Spinoza, das sind solche Persönlichkeiten, die die Schüler immer wieder ergreifen, während umgekehrt die Behandlung der Könige in Juda und Israel auf sie nur abstumpfend wirkt. Die hier angestrebte „biographische Konzentration" ermöglicht es auch, den Unterricht jederzeit an einen festen Mittelpunkt anzulehnen, um den sich bei einiger Geschicklichkeit auch die bisher meist gesondert behandelte und nur ablenkend wirkende Lehre von den Festen und religiösen Gebräuchen gruppieren läßt. Man läuft dann weniger Gefahr, diese Dinge dogmatisch zu überliefern, wenn sie im historischen Zusammenhange auftreten, und wenn man die Gelegenheit benutzt, darzulegen, wie die großen Männer im Judentum stets auf das Leben in seinem Geiste den Hauptwert legten, ohne daß sie die kulturelle Betätigung für sündhaft gehalten hätten. Natürlich wird man auch gelegentlich Zusammenstellungen dieser Gebräuche bei Wiederholungen anfertigen lassen, aber auch sie stets unter historischen Gesichtspunkten.

Bevor wir zur Aufstellung des Lehrplanes übergehen, haben wir uns noch die Frage vorzulegen, wann es angebracht ist, den Schülern die verschiedenen Stoffkomplexe darzubieten. Ausschlaggebend ist für die Beantwortung dieser Frage die Entwicklung des Interesses des heranwachsenden Menschen. Wenn das Kind in die Schule eintritt, herrscht bei ihm noch das Interesse für Märchen und Erzählungen vor. Etwa im achten Lebensjahr treten an ihre Stelle die Sagen und etwa mit Vollendung des zwölften

bildet sich ein regelrechtes historisches Verständnis. Wenige Jahre darauf erwacht allmählich die Begeisterung für die schöne Literatur und etwa im sechzehnten der Drang nach selbständiger Reflexion und Produktion. Da unser Schrifttum annähernd die gleiche Entwicklung aufweist, macht seine Anordnung keine großen Schwierigkeiten. Allerdings stehen uns keine Stoffe zur Verfügung, die dem Interesse der ersten Stufe entsprächen. Das aber ist eher ein Vorzug, als ein Nachteil. Die religiöse Unterweisung ist um so fruchtbarer, je enger sie sich an die Erfahrungen des täglichen Lebens anschließt. Nun aber ist der Erfahrungskreis sechsjähriger Kinder noch so gering, daß man gut tut, von einem planmäßigen Religionsunterricht in den ersten Schuljahren überhaupt abzusehen, eine Konsequenz, die die maßgebenden christlichen Religionspädagogen bereits gezogen und vielfach in die Praxis umgesetzt haben. Man mag die religiöse Gefühlswelt ruhig im Elternhause aufkeimen lassen. Wenn das Kind die Eltern und Geschwister bei ihrer redlichen Arbeit beobachten kann, wenn es sieht, wie der Vater am Feiertag im Festanzug zum Gottesdienst geht, wie die Mutter inzwischen das Haus festlich herrichtet, wenn sie beide darin wetteifern, im Hause Wahrheit und Gerechtigkeit, draußen Mildtätigkeit und Hilfsbereitschaft walten zu lassen, so hat es für seine religiöse Entwicklung mehr, als ihm in diesen Jahren die beste theoretische Unterweisung geben kann. Leider dürfen wir uns nicht verschweigen, daß das vielgerühmte jüdische Familienleben nicht mehr überall so mustergiltig ist, wie wir es verlangen müssen. Unsere Pflicht ist es also, es wieder auf die alte Höhe zu bringen, die es befähigt, der Schule unbewußt die Vorarbeit zu leisten, ohne die jeder Religionsunterricht zwecklos ist.

Wenden wir uns nun dem Lehrplane selbst zu, so möchten wir betonen, daß er in der Form, die wir ihm hier geben, keineswegs etwas Neues darstellen soll; gar mancher Lehrer wird längst ganz oder teilweise nach ihm arbeiten. Wir können auf seine Darstellung nicht verzichten, da wir ja das Publikum zur Mitwirkung bei der Neubelebung unseres Unterrichtes heranzuziehen beabsichtigen. In pädagogischen Dingen gibt es ja keine Laien, jeder Vater und jede Mutter hat das Recht, über die Arbeit der Schule an den Kindern jederzeit Rechenschaft zu fordern.

Wir beginnen also unsern Unterricht erst im dritten Schuljahr und zwar sogleich mit den Stammvätersagen des ersten Buches Mose. Abraham ist der erste Name, der den Kindern entgegentritt. Was vor Abraham liegt, müssen wir einer späteren Besprechung vorbehalten, da es, wie z. B. die verschiedenen Schöpfungsberichte, für achtjährige Kinder viel zu abstrakt und schwierig, oder, wie die Geschichte vom Sündenfall oder die von Kain und Abel in moralischer Beziehung nicht geeignet ist. Dagegen macht Abrahams kraftvolle und dabei kindlich fromme Persönlichkeit auf die Schüler einen tiefen Eindruck. In gleicher Weise werden Isaak, Jakob und Josef als religiöse Charaktere veranschaulicht. Wir bearbeiten also im dritten Schuljahre das erste Buch Mose; allerdings ist weise Auswahl am Platze. Es ist z. B. selbstverständlich, daß man die häßliche und durchaus unjüdische Erzählung vom Verkauf der Erstgeburt des Esau fortzulassen hat.

Im Mittelpunkt des Religionsunterrichtes des vierten und fünften Schuljahres steht die Person des Mose. Wir behandeln die übrigen nach ihm genannten Bücher und das Buch Josua. Zwei Jahre haben wir für dies Pensum angesetzt, da es reich ist an religiösen Vorschriften und Gebräuchen, die Beziehung zur Gegenwart haben. Wie sie durchgenommen werden, ist bereits oben

dargestellt worden. Alle überflüssigen historischen Abschnitte sind, weil religiös unwichtig und zudem von der modernen Orientforschung großenteils als unzuverlässig erwiesen, zu streichen.

Vom sechsten Schuljahr an gabelt sich unser Lehrplan in den für die Oberklassen der Volksschule und den der Mittel- und Oberstufe der höheren Lehranstalten. Betrachten wir zunächst den der Volksschule.

Im sechsten Schuljahr hat die Volksschule die vornehmlich historischen Bücher der Bibel zu bewältigen. Aus den dargelegten Gründen sowie infolge des großen Umfanges des Stoffes ist hier Beschränkung auf das Wesentliche mehr als anderswo geboten. Stets suche man auf die religiöse Bedeutung der handelnden Personen hinzuarbeiten. Wenn es die Zeit erlaubt, wird man nebenbei einige Abschnitte aus den Apokryphen lesen können.

Das siebente Schuljahr der Volksschule hat eine besonders wichtige und schwierige Aufgabe: Die Propheten stehen zur Behandlung. Es muß gezeigt werden, wie in Zeiten politischen Niederganges die religiösen Kräfte der Nation lebendig werden, wie Männer von hoher sittlicher Kraft allen Gefahren trotzend auf eine Läuterung des Glaubens und Handelns hinwirken. Nur dann kann eine Gemeinschaft allen Angriffen widerstehen, wenn sich alle ihre Glieder sittlichen Maßstäben unterordnen. Das ist der große Gedanke, den unsere Jugend aus der Behandlung der Propheten ins Leben mitnehmen soll, und ein tüchtiger Lehrer wird diesen Gedanken durch Bezugnahme auf die Verhältnisse der Gegenwart besonders fruchtbar zu machen wissen. An geeigneter Stelle können auch einige der schönsten Psalmen eingefügt werden.

Hat der Schüler so an Beispielen aus der biblischen Geschichte einen Ueberblick über die Lehren unseres Glaubens erhalten, so soll das letzte Schuljahr dazu dienen, ihm die Entwicklung des Judentums in der nachbiblischen Zeit vorzuführen. Kürze ist auch hier am Platze, doch suche man auf einige hervorragende Talmudisten und religiöse Dichter genauer einzugehen. Gegebenenfalls wird man auch mit einigen Worten auf die Gegenwart zu sprechen kommen.

Dies dürfte genügen, um dem jüdischen Volksschüler eine zusammenhängende religiöse Bildung zu geben, die ihm den nötigen sittlichen Halt im Lebenskampfe gewährt, die es ihm ermöglicht, an den religiösen Bestrebungen der Gegenwart erfolgreich mitzuarbeiten. Natürlicherweise kann ihm die Schule nicht sämtliche Erzeugnisse der jüdischen Literatur übermitteln; ihre Aufgabe ist gelöst, wenn es ihr gelungen ist, für die behandelten Gebiete Interesse zu wecken. Die weitere Fortbildung kann sie dann dem Einzelnen, wie auch besonderen Organisationen überlassen.

Was nun den Lehrplan der höheren Schulen betrifft, so deckt sich dieser in den ersten fünf Schuljahren, d. h. bis zur Quinta ganz mit dem der Volksschulen. In Quarta werden ebenfalls die Bücher der Könige, Samuelis, der Richter behandelt. Als Zukost gebe man einige der schönsten Psalmen und Sprüche.

In der ersten Hälfte des siebenten Schuljahres besprechen wir die apokryphischen Schriften, in der zweiten die Propheten, deren Studium auch noch die erste Hälfte des nächsten Jahres ausfüllt. Wir haben sie möglichst weit hinausgeschoben, weil zu ihrem vollen Verständnis eine ganze Reihe kulturgeschichtlicher Begriffe gehört, die sich der Schüler erst im reiferen Alter aneignen kann. Die zweite Hälfte des achten Schuljahres wird dazu benutzt, das Wichtigste aus der talmudischen Literatur, nach Möglichkeit wieder in biographischer Form, zu übermitteln. Gerade der Talmud ist ein Gebiet, dessen erzieheri-

scher Wert noch nicht genügend geschätzt wird. Leider fehlt es zurzeit noch immer an einer für Schulzwecke geeigneten Uebersetzung. Das neunte Schuljahr, die Untersekunda, bringt wie das letzte Jahr der Volksschule einen Abriß der weiteren Geschichte der jüdischen Religion. Hierdurch erhalten diejenigen Schüler, die die Schule mit dem Einjährigenzeugnis verlassen, einen befriedigenden Abschluß ihrer religiösen Bildung.

Auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten kann man unsern Religionsunterricht in mehr seminaristischer Weise handhaben. Man hat es mit einigermaßen erwachsenen Leuten zu tun, kann auch eine beträchtliche Menge von Fachkenntnissen voraussetzen. So läßt man denn in Obersekunda zusammenhängende Systeme der jüdischen Ethik und Symbolik erarbeiten, wobei man zugleich Gelegenheit hat, den ganzen Stoff der Unter- und Mittelklassen immanent zu wiederholen und von höheren Gesichtspunkten aus nochmals zu betrachten.

Für Unterprima dürfte sich die vergleichende Religionsgeschichte ganz besonders eignen. Von einem gebildeten Menschen kann man verlangen, daß er mit den Grundlagen der wichtigsten Religionen bescheidweiß, außerdem aber lernt man seine eigene Religion erst dann ordentlich schätzen, wenn man in der Lage ist, sie mit anderen Religionen zu vergleichen. Dies ist aber gerade in einem Alter erwünscht, in dem die mannigfachsten Eindrücke und Zweifel den jungen Menschen bestürmen. Und noch ein anderer bedeutsamer Vorteil: Die Schüler gewinnen infolge des beständigen Vergleichens und Prüfens Gewandtheit darin, ihre Religion gegen jedweden Angreifer zu verteidigen, und so wird der Unterricht zu einer regelrechten Schule der Apologetik, die wir in unserer Zeit raffiniertester christlicher Missionstechnik gewiß brauchen können.

In Oberprima gestalten wir den Unterricht noch etwas freier. Der Lehrer läßt die jungen Leute über neuere Erscheinungen auf religiösem oder religionspolitischem Gebiet referieren, ergänzt ihre Berichte durch Mitteilungen aus der eigenen Erfahrung und leitet eine sachliche geordnete Diskussion über das zur Verhandlung stehende Thema in die Wege. Haben so die jungen Leute über alle Erscheinungen unseres religiösen Lebens sachlich urteilen gelernt, dann kann sie die Schule getrost ins Leben entlassen. Sie hat dann die Gewißheit, daß sie die ihr anvertraute jüdische Jugend zu Menschen erzogen hat, die ihre Religion gründlich kennen und, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse eintreten, für sie zu arbeiten Lust und Fähigkeit haben.

Natürlich halten wir unsern Lehrplanentwurf nicht für unfehlbar. Er bedeutet nicht mehr, als einen Vorschlag, der nur den einen Anspruch erhebt, dem religiösen Empfinden des modernen Juden zu entsprechen, ohne sich von der Ueberlieferung loszusagen, er will die Richtlinien angeben, wie man dem Kinde auf Grund der Achtung vor dem überlieferten, Liebe zum gegenwärtigen positiven Religionsinhalt anerziehen kann. Manchen Leser wird es vielleicht befremden, daß wir in ihm nirgends der hebräischen Sprache gedacht haben. Er sei daran erinnert, daß wir dem Plane den Gedanken zugrunde legten, nur solche Stoffe zu verwenden, die gesinnungsbildende Kraft besitzen. Darum gehört die Erlernung einer Sprache nicht in den Religionsunterricht hinein, sie würde das Interesse nur zersplittern und den Erfolg des Unterrichts in Frage stellen. Ein verbindlicher hebräischer Sprachunterricht würde auch den Geist der Schüler, namentlich der Volksschüler, in ganz unzulässiger Weise belasten. Der katholische Volksschüler lernt ja auch nicht Latein, obgleich die katholische Liturgie von der lateinischen Sprache ebenso abhängig ist, wie die unsrige

von der hebräischen. Wir berufen uns hier auf die Ausführungen von Wallach („Ueber das Problem der hebräischen Gebetsprache") in Nr. 6 und 7 dieser Zeitschrift, der hebräische Gebete nur gelten lassen will, wenn sie der Kultusbeamte ausspricht, während der Laie in seiner Muttersprache beten soll. Nur der künftige Rabbiner oder Religionslehrer braucht das Hebräische zu lernen, und dazu bietet ihm der — ursprünglich für die sich der christlichen Theologie widmenden Schüler eingeführte — wahlfreie hebräische Unterricht auf der Oberstufe des Gymnasiums hinreichend Gelegenheit. Um sich an den in hebräischer Sprache geschriebenen Gebeten zu beteiligen, braucht der Jude nur einigermaßen hebräische Schrift lesen zu können, er empfindet doch deutsch und hat daher von der jedem besseren Gebetbuche beigegebenen Uebersetzung mehr als von dem im besten Falle notdürftig verstandenen, aber nicht empfundenen Urtext. Um den Kindern die nötigste Lesefertigkeit zu vermitteln, kann man ja im vierten Schuljahre einen freiwilligen Kursus einrichten, der jedoch mit dem Religionsunterricht in keiner Weise in Verbindung gebracht werden darf. Grammatikalische Erörterungen sind auch hier selbstverständlich ausgeschlossen. Im Uebrigen werden ja die Religionsschulen nicht gleich sämtlich ihre Tore schließen, sobald man beginnt, den Religionsunterricht in der öffentlichen Schule nach unseren Ideen auszugestalten. Wer sich uns nicht anschließt, wird also immer noch die Möglichkeit haben, seinen Kindern den Unterricht erteilen zu lassen, den er für besser hält.

Soviel über den Lehrplan unseres Religionsunterrichtes in der Schule. Was er für Anforderungen an den Lehrer stellt, und wie er eine Ergänzung erfährt an dem von der Schule unabhängig erteilten Konfirmandenunterricht, wird in den nächsten Abschnitten zur Darstellung kommen.

Der Glaube an Hobelspäne.

Ein Beitrag zu den inneren Kämpfen im Judentum der Gegenwart.

Von Gotthard Deutsch-Cincinnati. (Schluss.)

In den vorangegangenen Auseinandersetzungen ist dargelegt worden, daß der Jude der Gegenwart, wenn er auch im Ritual der Synagoge und in der Beobachtung der Speise- und Sabbatgesetze noch so skrupulös ist, doch in seinen geistigen, in das Dogma tief eingreifenden Anschauungen, in seiner kulturellen, politischen und gesellschaftlichen Praxis von dem, was im achtzehnten Jahrhundert allgemein galt und noch jetzt im Orient und in Osteuropa als orthodox gilt, himmelweit entfernt ist. Die angeführten Beispiele ließen sich leicht ins Unendliche vermehren.

Als besonders typisch sei der Glaube an Seelenwanderung erwähnt. Menachem da Recanati, der dem 13. Jahrhundert angehört, lehrt, daß ein Mann, der an musikalischen Unterhaltungen in Frauengesellschaft teilnimmt, nach seinem Tode in einen Ochsen verwandelt werden wird.[72]) Lipmann Heller, der berühmte Mischna-Kommentator, 1577 bis 1654, spricht in seiner Empfehlung des kabbalistischen Werkes Emek hamelech, Amsterdam, 1648, von der Seelenwanderung als einer unbestrittenen Tatsache.[73]) Sein Zeitgenosse, Menachem Azariah da Fano widmete dem Gegenstande ein eigenes Buch,[74])

[72]) Kommentar zum Pentateuch, Venedig, 1545, S. 214, b. Güdemann: Erziehungswesen, II, 180.

[73]) Siehe: Horovitz: Frankfurter Rabbinen, II, 43.

[74]) Benjakob, S. 96, Nr. 129. Gilgule neschamoth.

das noch im Jahre 1907 in Lublin neu aufgelegt wurde. Ebenso ist auch in neuerer Zeit das populäre Werk des Italieners Abiad Sar Schalom Basilea, gest. 1743, welches demselben Gegenstande eine ausführliche Besprechung widmet, wieder aufgelegt worden.[75]) Basileas Gegner, der rationalistische Kabbalist Jakob Emden, 1696—1776, einer der größten Gelehrten seiner Zeit, erklärt in seinem populären Gebetbuche die auffällige Bekenntnisformel: „Wir sowohl als unsere Väter haben gesündigt," dahin, daß wir die in einer früheren Inkarnation begangenen Sünden bekennen.

Sein jüngerer Zeitgenosse, der gelehrte Palästinenser Chajim Joseph David Azulai, 1725—1806, erzählt uns, daß der freigeistige Leon Modena 1571—1648 in seiner Autobiographie bekannt habe, in seiner Jugend nicht an Seelenwanderung geglaubt zu haben, sich aber später zu diesem Glauben bekehrt zu haben, als er ein sterbendes Kind von sechs Monaten „Schema Israel" sprechen hörte.[76]) Nun ist zwar diese Geschichte in dem einzigen uns erhaltenen Exemplar von Modenas Selbstbiographie nicht enthalten,[77]) aber wenn auch die Geschichte apokryph ist, so genügt sie als Beweis dafür, daß der gelehrteste Rabbiner der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts daran geglaubt hat. Sein Zeitgenosse Ezechiel Landau, 1713—1793, Oberrabbiner von Prag, gleichfalls einer der angesehensten Männer seiner Zeit, gibt den Glauben an Seelenwanderung als Grund dafür an, daß man die Leiche eines vor der Beschneidung verstorbenen Knaben beschneiden müsse.[78]) Diese Anschauung wird auch in der neuesten Zeit, allerdings von einem extremen Fanatiker, Hillel Lichtenstein, 1815—1891, geteilt.[79]) Einer der Männer, die von dem Hamburger Vorstande aus gewählt wurden, um die Reformen des „Tempels" zu bekämpfen, und den noch vor kurzer Zeit sein Biograph, allerdings gleichzeitig sein Enkel, als „Geistesheros" bezeichnet,[80]) Eleazar Löw, 1756 bis 1832, verdreht nach der Unmanier seiner Zeit, die herrliche Talmudstelle, die sagt: Mensch und Tier müssen sterben, aber Heil dem, der sein Leben gut angewendet hat,[81]) dahin, daß damit gemeint sei: Heil dem, der so fromm gewesen ist, daß er nach seinem Tode nicht erst durch verschiedene Tierleiber wandern muß, sondern gleich in das Paradies eingehen kann.[82]) Ein sehr populäres Werk ist das Moralbuch Pele joëz von Eliezer Papo, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts in dem jetzt vielgenannten Silistria Rabbiner war. Er bezeichnet[83]) den Glauben an die Seelenwanderung als einen Fundamentalartikel des Judentums. Mir will es immer scheinen, daß im Judentum, das keine symbolischen Bücher und kein Kirchenregiment kennt, eine im Volke weit verbreitete Lehre mehr Autorität beanspruchen kann, als eine in Büchern niedergelegte, und wenn man vom Standpunkte des Folklore ausgeht, war gewiß der Glaube an Seelenwanderung verbreitet. Salomon Maimon erzählt in seiner Autobiographie von einem Fisch, der, als er getötet wurde, „weih is mir" gerufen habe.[84]) Solche Erzählungen kehren oft wieder. A. H. Heymann in seinen trefflichen „Lebenserinnerungen"[85]) hat die Geschichte,

[75]) Emunas chachamim, Lemberg, 1859.

[76]) Schem Hagedolim, s. v. Jehuda Aych Modena.

[77]) ed. Kahana, Kiew, 1911, S. 8.

[78]) Noda Bi-Jehudah, Joreh Deah, II, Nr. 164.

[79]) Teschuwos beth Hillel, Szatmar, 1908, S. 49—50.

[80]) Münz: Rabbi Elasar, genannt Schemen Rokeach. Trier, 1895.

[81]) Berachot, 16, a.

[82]) Schemen rokeach, Prag, 1812, S. 17.

[83]) S. v. Gilgul.

[84]) Salomon Maimons Lebensgeschichte, Berlin, 1792, S. 290.

[85]) Berlin, 1909, S. 163 und 99.

von dem Ochsen, der Schema Jisroel schrie, und von dem Schmetterling, der in die Synagoge flog, weil er den Geist eines verstorbenen Juden inkarniert hatte, in seiner märkischen Heimat am Anfang des 19. Jahrhunderts gehört. Das Preßburger „Schewess Achim" erzählte noch 1873, daß ein Ochs beim Schlachten „Oi wei" geschrien habe,[86]) und noch im Jahre 1888 gab ein chassidischer Rabbi in der Nähe von Krakau den Auftrag, einen Fisch, der, als er getötet wurde, „ach weih mir" geschrien hatte, in leinenen Gewändern zu begraben.[87])

Wie weit ist heutzutage selbst der schwärzeste Orthodoxe in Frankfurt a. M. oder in Würzburg von dieser Anschauung entfernt! Nun kommt es darauf freilich nicht in erster Linie an, denn der liberale Jude muß ehrlich genug sein, einzugestehen, daß die Velleitäten der rabbinisch-kabbalistischen Anschauung nicht die Hauptfrage des gegenwärtigen Kampfes bilden. Der schon genannte Hillel Lichtenstein, der lehrt, daß ein Rabbiner, welcher in einer Synagoge fungiere, in welcher ein (Knaben-) Chor geduldet werde oder der Almemor nicht in der Mitte sei, ein Gottesleugner sei,[88]) ist nicht ein Gegner, den es zu bekämpfen lohnt. Wir haben auch kaum mehr mit der Anschauung zu tun, die lehrt, das das alte Israel in jeder Beziehung der Gegenwart überlegen sei, und daß Moses und König Salomo die Buchdruckerkunst gekannt hätten,[89]) obwohl es immerhin nottut, sich derlei Exzentrizitäten vor Augen zu halten.

Die Fundamentalfragen sind die der Zukunft Israels. Die Orthodoxie lehrt, und legt in ihrem Kampfe mit der liberalen Anschauung großes Gewicht darauf, daß Israel dereinst in Palästina unter einem erblichen Könige wieder geeinigt sein wird, daß dort die Nachkommen Arons wieder in ihre erblichen Rechte eingesetzt und die im Pentateuch vorgeschriebenen Opfer wieder dargebracht werden werden. Der Kampf um das Gebetbuch und um verschiedene Bestimmungen des Eherechtes dreht sich um diese Fundamentalfrage. Daß diese Gesetze mit den gegenwärtigen Verhältnissen in argem Widerspruch stehen, wird die Orthodoxie kaum leugnen. Ein Zeitungsbericht[90]) meldete kürzlich, daß ein Kohen, nebenbei ein notorischer Pferdedieb, in Keidani, Gouvernement Wilna, gezwungen war, sich von seiner Frau zu trennen, die in erster Ehe geschieden war. Wohl erklärte er sich bereit, auf alle priesterlichen Rechte zu verzichten, aber der Rabbi wollte davon nichts hören. Endlich zwangen die Söhne des Mannes aus erster Ehe die Stiefmutter durch Drohungen ihren Vater freiwillig zu verlassen. Dieselbe Frau hätte ohne Schwierigkeiten den gegenwärtigen Führer der russischen Orthodoxie, Chajim Solowejczyk, den „Brisker Row", heiraten dürfen, aber gegenüber „Gensele, den Ferdganew" ist sie eine Verworfene. Ich kann mir es nicht anders vorstellen, daß selbst der Orthodoxe darin eine Härte sieht. Trotzdem sagt uns „Der Israelit"[91]) ganz neulich, daß die Abschaffung des Segens durch diese sogenannten Priester „einen Bruch mit der Zukunft Israels bedeute, in der die Priester als Vermittler dastehen werden." Als Rabbiner Maybaum in Berlin in einer Versammlung den Priestersegen gesprochen hatte, wurde ihm von orthodoxer Seite[92]) der Vorwurf gemacht, daß er sich ein ihm nicht zustehendes Recht angemaßt habe, da er kein Kohen sei. May-

[86]) Neuzeit, 1873, 105.
[87]) Neuzeit, 1888, 199, 262.
[88]) Teschuwoth beth Hillel. S. 42.
[89]) David Halevi, Ture Zahab, Joreh Deah, 271, Ezechiel Katzenelnbogen, Rabbi in Altona, gest. 1750, allerdings im Gegensatze zu dem vernünftigen Jair Chajim Bacharach 1634—1702. Keneseth Jecheskel, Nr. 37, Chawoth Jair, Nr. 184.

[90]) Vorwärts, New York, 20. Juli 1913.
[91]) 1911, Nr. 19.
[92]) Jüd. Presse, 1905, 440.

baum hätte sich vielleicht die Zensur erspart, wenn er auf den Ausweg verfallen wäre, den Segen in deutscher Sprache zu sprechen, wie von Rabbiner Placzek in Brünn berichtet tet wird,[93]) was allerdings vom gesetzlichen Standpunkte seine Berechtigung hat, da der Priestersegen in hebräischer Sprache erteilt werden muß.[94]) So gibt es noch immer eine Reihe gesetzlicher Komplikationen, die auf den priesterlichen Vorrechten der Kohanin beruhen. In England weigert sich ein Kohen an einer Jury teilzunehmen, die eine Totenschau vornehmen muß;[95]) ein andermal verklagt ein Gastwirt in London den Nachlaß eines in seinem Hause verstorbenen Gastes auf Schadenersatz, weil infolge des Todesfalls einige Gäste, die dem „Priesterstande" angehörten, sein Haus verlassen hatten, da sie als Priester nicht mit einer Leiche unter einem Dache weilen durften.[96]) Rabbiner Werner in München bedingt es sich aus, daß er als Kohen nicht verpflichtet werden könne, bei einer Beerdigung zu fungieren, wenn er mit der Leiche unter einem Dache sein müsse.[97]) Kantor Cerini kann, weil er Kohen ist, in Wien nicht angestellt werden,[98]) denn dort müssen alle Beerdigungsfeierlichkeiten in einer Zeremonienhalle abgehalten werden, wodurch Herr Cerini hoffnungslos verunreinigt werden würde. Glücklicherweise war Jellinek kein Kohen, sonst hätte Wien auf ihn verzichten müssen. Die Gemeinde Pisa bestellt sich für die Feiertage einen Kohen aus Livorno, um den priesterlichen Segen nicht entbehren zu müssen.[99]) Wohl hat der deutsche liberale Rabbinerverband beschlossen, die den Kohen betreffenden Vorschriften nicht als erschwerend anzuerkennen,[100]) aber drei Jahre später verlangt doch ein für seine Zukunft im messianischen Reiche besorgter Nachkomme Arons von der Berliner Gemeinde, daß sie es seinen Standesgenossen ermögliche, einer Beerdigung auf dem Friedhofe beizuwohnen.[101])

Das Prinzip, das in diesen unendlichen Gesetzestüfteleien liegt, ist der Glaube an die Renationalisierung Israels und an die Wiederherstellung des Opferkultus. In der Diskussion über diesen Punkt lag die ganze Kontroverse um das Gebetritual seit der Gründung des Hamburger Tempels im Jahre 1818. Im Jahre 1892 hat der verstorbene Chief-Rabbi Hermann Adler von London sein Veto gegen die Wahl des Reverend Morris Joseph als Prediger an einer dem Chief-Rabbi unterstehenden Synagoge eingelegt, weil Joseph den Glauben an die Wiederherstellung des Opferkultus leugnete.[102]) Isaak Bernays im Verlaufe des zweiten Kampfes um den Hamburger Tempel (1841) sagt in seinem geschraubten Stile: „Wie das Judentum auch in seinem gegenwärtigen verkümmerten Dasein, wo ihm Mittel . . . zur vollständigen Ausübung seines göttlichen Gesetzes abgehen, seiner göttlichen historischen Stützpunkte keineswegs ermangelt, der Vergangenheit . . ., wo der Gottheit lebendiges Walten . . . als Erzieherin Israels sichtbar wachte, und der Zukunft, wo sie wieder in die verheißene Stätte seines Opfertempels einkehren wird".[103]) Wenn man das ins Deutsche übersetzt, so heißt es: „Wir Juden leben gegenwärtig in einem provisorischen Zustande und sehen einer Zukunft entgegen, wo wir genau so wie in der Vergangenheit, das gesamte göttliche Gebot mit Einschluß der blutigen

[93]) A. Z. d. J., 1861, 251.
[94]) Sifre, ed. Friedmann, 11, b.
[95]) Der Israelit, 1883, 1028.
[96]) Jewish Chronicle, 2. Aug. 1912.
[97]) Allg. Zeitg. d. Judt., 1898, 183.
[98]) Allg. Zeitg. d. Judt., 1900, Nr. 32.
[99]) Pessillo Isr., 1903, 298.
[100]) A. Z. d. J., 1907, S. 19.
[101]) ib. 1910, Nr. 2.
[102]) Jewish Chronicle, 21. Juli 1911.
[103]) Jahrbuch der Jüd. Lit. Gesellsch., V. 310. 1907.

Opfer üben werden." Hermann Adler, der selbst dem Stande der Kohanim angehörte, hoffte demnach entweder, wenn er den Messias erleben sollte, was ihm leider nicht vergönnt war,[104]) oder nach der Auferstehung, im Tempel zu Jerusalem zu fungieren. Ein Schauspiel für Götter! Alle die obengenannten „Großen in Israel" barfuß, bloß mit einer Hüftenbinde und mit einem langen Hemde bekleidet, Rinder ausweiden, Viertel auf den Schultern tragen und auf offenem Herde verbrennen zu sehen, was jedenfalls einen „lieblichen Wohlgeruch" verbreiten wird. Nur sollte man mehr Aufmerksamkeit dem Rate Elia's aus Lublin schenken, der verlangt, daß man über seine Sünden Buch führe, um bei der Wiederherstellung des Tempels zu Jerusalem die nötigen Sühneopfer bringen zu können.[105]) Der gute Herr hat sein Notizbuch nach Hebron mitgenommen, wo er anfangs des 18. Jahrhunderts im hohen Alter starb, allerdings ohne es verwerten zu können.

Die Frage des Opferkultus ist wieder nur ein Teil der allgemeinen dogmatischen Frage der Auffassung des messianischen Gedankens. Durch die zionistische Bewegung hat dieser Gedanke eine rationalere Auffassung bekommen. Die wunderbare Zurückführung Israels und die Wiederherstellung des Gesetzes mit Einschluß des Opferdienstes ist dadurch in den Hintergrund getreten; und doch ist gerade diese die Hauptsache. Unsere Zeit vergißt rasch, und so ist die heftige Kontroverse, welche vor fünfzig Jahren über diesen Punkt entstand, schon vergessen worden. Sie verdient aus allgemein geschichtlichen Gründen wieder aufgefrischt zu werden. Graetz hatte in dem von Leopold Kompert redigierten Jahrbuch (1863) einen Aufsatz unter dem Titel „Die Verjüngung des jüdischen Stammes"[106]) veröffentlicht. Der Grundgedanke ist der Nachweis, daß die Prophezeiungen des zweiten Jesaiah von dem Knechte des Herrn nicht auf einen persönlichen Messias, sondern auf das leidende Volk Israel sich beziehen. Dabei macht er die satirische Bemerkung, daß das Judentum nicht einen blutenden, dornengekrönten Messias lehre. In Wien lebte man damals unter der Herrschaft des Konkordats. Der führende Teil der Bevölkerung war liberal, hingegen hatte die unpopuläre klerikale Partei einen äußerst geschickten literarischen Anwalt in dem P. Sebastian Brunner, der die Kirchenzeitung herausgab, und sich Abraham a Sancta Clara zum Muster nahm. Mit der diplomatischen Meisterschaft eines Jesuiten — er gehörte allerdings nicht dem Orden an — ging er ans Werk. Er machte den Staatsanwalt, einen später bekannt gewordenen klerikalen Politiker, Eduard Lienbacher, auf diesen Aufsatz aufmerksam und verlangte, daß gegen den Autor und Herausgeber die Klage auf Herabwürdigung des Judentums, als einer staatlich anerkannten Religionsgemeinschaft, erhoben werde. Damit war zweierlei erreicht. Der unpopuläre Klerikalismus schützte sich gegen den Vorwurf, daß er die Inquisition wieder ins Leben zurückrufen wolle, und die Oeffentlichkeit sollte sehen, daß das Judentum der angreifende Teil sei. Der Punkt, auf den es im Beweisverfahren ankam, war, ob das Judentum den Glauben an einen persönlichen Messias, der lächerlich gemacht worden war, als ein wesentliches Dogma anerkenne. Als Sachverständige waren die Rabbiner, resp. Prediger, Isaak Noa Mannheimer und Lazar Horwitz geladen. Die wichtigste Frage war, wie sich der letztere, welcher der orthodoxen Schule Moses Sofers angehörte und ein Urenkel des Frankfurter Rabbiners, Pinchas Horwitz, „des Haphlaa",

[104]) Er starb 18. Juli 1911.

[105]) Jad Eliahu, Amsterdam, 1712, Nr. 29.

[106]) Wieder abgedruckt in „Jüdischer Volkskalender", Brünn, 1903.

war, in dieser delikaten Situation benehmen würde. Er handelte mit außerordentlichem Takte, und machte es so möglich, die jesuitischen Pläne zu durchkreuzen, ohne seiner Orthodoxie etwas zu vergeben und ohne der Wahrheit irgend wie nahe zu treten. Er sagte: Ich glaube an einen persönlichen Messias und glaube ebenfalls, daß diese Anschauung die wahre jüdische Lehre ist, kann aber nicht leugnen, daß es zu verschiedenen Zeiten Theologen gegeben hat, die anderer Anschauung gewesen sind. Diese milde und unbestreitbar richtige Anschauung gab das Signal für Israel Hildesheimer, der damals in Eisenstadt Rabbiner war, eine Agitation einzuleiten, die Mannheimer und Horwitz des Verrates am Judentum beschuldigte. Unterschriften wurden gesammelt, die erklärten, daß der Glaube an einen persönlichen Messias ein unveräußerliches Dogma des Judentums sei. Für den modernen Juden liegt die Sache ganz anders. Wenn wirklich Ezechiel gelehrt haben sollte, daß der von den Toten erweckte David unsterblicher König von Israel bleiben werde,[107]) wenn Rabbi Hillel niemals gelehrt haben sollte, daß die messianischen Prophezeiungen Jesaias' sich durch die Regierung Chiskijahs erfüllt hätten,[108]) wenn auch nicht Josef Albo[109]) den Glauben an einen persönlichen Messias als unwesentlich erklärt hätte, die Anschauung wäre doch unannehmbar.

Die fundamentale dogmatische Frage liegt auch hier tiefer. Sie erschöpft sich nicht in der Einzelfrage betreffs des persönlichen Messias, sondern umfaßt die Gesamtfrage nach der wörtlichen Auffassung der Schrift. Auch hier ist es gut, an einzelnen Beispielen das Prinzip zu erörtern. Samson R. Hirsch, dem man es nachsagen muß, daß er sich vor den Konsequenzen seiner Anschauungen nie gefürchtet hat, sagt in einem nach Trier gerichteten Gutachten über die Frage, ob man einen Jünger des Breslauer Seminars als Rabbiner wählen dürfe, daß die Jünger dieser Anstalt, wie die Werke von Frankel und Graetz beweisen, nicht auf dem talmudischen Standpunkte stehen, daß die rabbinische Gesetzesauslegung in allen Einzelheiten authentisch sei, und daß sie daher nach talmudischer Anschauung „Epikuräer, die das Wort Gottes verachten" seien.[110]) Dieselbe Ansicht wurde schon früher mit beneidenswertem Mute von O. Colmansohn vorgetragen, der uns sagt, die talmudischen Aussprüche, daß Gott dem Moses nicht nur die rabbinischen Gesetzesauslegungen, sondern auch die später einzuführenden Anordnungen, wie das Purimfest offenbart habe,[110]) daß er ihm den ganzen Inhalt der Mischnah und Gemara — das letztere Wort wohl hier in dem Sinne der rabbinischen Lehre — mitgeteilt,[112]) daß er selbst die Textemendationen und Varianten der Bibel notiert[113]) und selbst die kalligraphischen Schnörkel dem Text hinzugefügt habe;[114]) das alles ist für Colmansohn nicht „aggadische Emphase", sondern wörtliche Wahrheit. Ebenso soll man nicht meinen, daß die rabbinischen Definitionen dessen, was am Sabbat als verbotene Arbeit gilt, kasuistische Kleinkrämerei sei, daß solche Diskussionen, wie die Frage, ob man sich in den Zwischenfeiertagen (Chol Hamoed) barbieren dürfe, nach subjektiver Anschauung entschieden werden; alles ist „Ausfluß des Gottesgeistes".[115]) Es steht ja im Grunde so, wenn es auch nicht wörtlich gemeint gewesen sein dürfte, im Talmud.[116])

[107]) 37, 24—25.
[108]) Sanhedrin, 99, b.
[109]) Ikkarim, IV, 42.
[110]) Sanhedrin, 99, a. Der Israelit, 1879, 814 bis 816.
[111]) Megillah, 19, b.
[112]) Berakot, 5, a.
[113]) Nedarim, 37, b.
[114]) Menachoth, 29, b.
[115]) Der Israelit, 1860, 129—131.
[116]) Jer. Peah, 17, a.

Es ist ein alter talmudischer Spruch,[117]) daß — um ein mildes Wort zu gebrauchen — Kühnheit selbst in religiösen Dingen Erfolg hat. Man muß sich die Ungeheuerlichkeit einer solchen Ansicht vorstellen. Ezechiel Landau gestattete, daß man sich in den Halbfeiertagen barbiere;[118]) allerdings tut er das mit einer gewissen Einschränkung in Rücksicht auf die Zeitverhältnisse und aus einem geheimen Grunde in Anbetracht des Ueberhandnehmens des Rasierens mit dem Messer, den Moses Sofer offenbar richtig erraten hat.[119]) Diese Entscheidung wird von den meisten rabbinischen Autoritäten seiner Zeit heftig angefochten. Azulai sagt sogar, er hätte mit falschem Maße gemessen.[120]) Noch heftiger wenden sich andere zeitgenössische italienische Autoritäten gegen ihn. Isaak Formiggini, Rabbiner von Triest, erklärt es für eine Todsünde, sich dieser Entscheidung zu fügen. Salomo Lampronti, der Sohn des berühmten Arztes und Talmudisten, und Mordechai Josef Carpineti, Rabbiner von Ferrara, sagen, er hätte geradeso gut den Genuß des Kriechtieres für erlaubt erklären mögen.[121]) In der Tat hatte Isaak Lampronti mitgeteilt, daß das Rabbinat von Ferrara im Jahre 1710 einen Talmudisten zur Verantwortung vorgeladen hatte, weil er sich unter besonderen Umständen — es war kurz vor dem Feste ein Todesfall in seiner Familie eingetreten — an einem Halbfeiertage hatte barbieren lassen.[122]) Ganz nebenbei als Bild des Wandels der Zeiten sei bemerkt, daß von den 1202 Konfessionslosen, welche der Zensus von 1910 in Ferrara festgestellt hat, gut zwei Drittel Juden sind.[123]) Der Bart an den Halbfeiertagen hat eine kleine Literatur hervorgerufen. Ezechiel Landau teilt selbst den Widerspruch mit, den Rabbi Saul Löwenstamm, Rabbiner von Amsterdam gegen seine Entscheidung erhob,[124]) und des Letzteren Bruder, Rabbi Hirsch Lewin von Berlin protestierte ebenfalls gegen die kühne Neuerung.[125]) Etwa vierzig Jahre nach Landaus Tode widmete der vom Kabbalisten zum Reformer metamorphosierte Isaak Samuel Reggio (1784 bis 1855) der Frage ein Schriftchen,[126]) in welchem er für die völlige Freigebung des Barbierens an den Halbfeiertagen plaidiert. Natürlich konnte auch dann eine solche Neuerung nicht unwidersprochen durch die Welt gehen. Reggios Vater, Abraham Vita, (1755 bis 1842) ließ dagegen ein Schriftchen[127]) erscheinen, und schon vorher hatte Jakob Ezechiel Löwy, Rabbiner von Beuthen (1814 bis 1864), eine Broschüre zum Schutze des Gottesgesetzes geschrieben.[128]) Damit aber kam der Bart noch nicht zur Ruhe, denn noch 1857 schrieb der holländische Rabbiner Jakob De Leeuw darüber eine Broschüre,[129]) vermutlich um die Ketzerei Landaus endgiltig aus der Welt zu schaffen. Nun bleibt die Frage: Wo ist der „Ausfluß des Gottesgeistes" zu suchen, der sich nach Herrn Colmansohn selbst in dem Gesetze über das Bartscheeren an den Halbfeiertagen manifestiert, bei Ezechiel Landau oder bei Saul Löwenstamm, bei Isaak Samuel Reggio, oder bei seinem Vater?

Natürlich darf man auch nicht über dem Einzelnen das Allgemeine vergessen. Es handelt sich nicht um des Juden Bart an Ganz-

117) Sanhedrin, 105, a.

118) Noda Bi-Jehudah, Orach Chajim, I, Nr. 13: II, Nr. 99—101.

119) Orach Chajim, Nr. 154.

120) Schem Hagedolim, s. v.

121) Pachad Jizchak, Nachtrag zum Buchstaben Chet.

122) Pachad Jizchak, Gimel, 58, d.

123) Vessillo, 1911, S. 388.

124) Noda Bi-Jehudah, II, Nr. 101.

125) Aus Binjan Ariel, Amsterdam, 1778. Zitiert von Bär Karasik in seinen Noten zu Schulchan Aruch, O. Ch., 531, Wilna, 1900.

126) Maamar hathigalachas, Livorno, 1835.

127) Thiglachas hamaamar, Livorno, 1844. Siehe: Benjakob, S. 615, Nr. 31.

128) Tisporeth Lulianith, Berlin, 1839.

129) Iggeres teschubah, Rotterdam, 1857.

oder an Halbfeiertagen, sondern um das Prinzip, daß die rabbinischen Gesetze der Ausfluß des Gottesgeistes seien, und daß der biblische Text, wie wir ihn besitzen, unter göttlicher Inspiration in allen, selbst den untergeordneten, Einzelheiten korrekt erhalten geblieben ist. Daß das Letztere nicht der Fall ist, ist dem Kenner klar, und de Rossi, Kennicott und Salomon Jedidiah da Norzi haben uns bewiesen, daß, wenn auch nur in sehr untergeordneten Einzelheiten, selbst unsere Manuskripte gelegentlich abweichen. Es gehört denn auch die Glaubensstärke eines Israel Hildesheimer oder der bequeme Konservatismus eines S. L. Rapoport dazu, mit dem ersteren zu sagen: „Auch tausend de Rossis können an der Masorah nicht rütteln,[130]) oder mit dem letzteren zu erklären, für uns bleibt die Masorah ein eiserner Wall.[131]) Aehnlich hat ja auch das tridentinische Konzil erklärt, daß für die katholische Kirche nur die Vulgata als authentischer Text angesehen werden könne, ohne sich darum zu bekümmern, daß es unzählige wichtige Varianten im Vulgata-Text gibt. Für den liberalen Juden bleibt es eine Tatsache, daß, wenn auch alle Rabbinen in einer Auslegung übereinstimmen, dieselbe doch nicht richtig sein muß, und wenn alle Manuskripte bis auf den letzten Akzent einen gleichen Text bieten, dieser Text, wenn er keinen Sinn gibt, doch nicht korrekt sein kann. Wenn man heute ein Bibelmanuskript mit der Vidimierungsmarke des großen Synhedrion von Johann Hyrkans Zeiten fände, so gäben doch weder Deut. XXXIII, 3, noch Hoheslied, VI, 12 einen Sinn. Und wenn wir nicht das positive Zeugnis Josephus' und Philos[132]) und das negative des Talmud dafür hätten, daß bis zum Anfang des zweiten Jahrhunderts es niemandem einfiel, die klaren Worte: „Du sollst nicht kochen das Zicklein in der Milch seiner Mutter" (Ex. XXIII, 19) dahin zu erklären, daß es verboten sei, Fleisch- und Milchprodukte zu mischen, so wäre diese Erklärung doch eine Verzerrung des Wortsinnes. Ibn Ezras[133]) boshafte Satire, daß das Gesetz so ausgedehnt werden mußte, weil wir, die Milch und Fleisch auf dem Markte kaufen, nie wissen können, ob nicht die Milch, die wir benützen, gerade von der Mutter des Tieres kommt, dessen Fleisch wir genießen, scheint von Mendelssohn ernst genommen worden zu sein.[134]) Es bleibt allerdings ein Rätsel, wie irgend jemand auf eine so weit hergeholte Auslegung dieser klaren Worte kommen konnte. Ein Versuch der Erklärung sei hier mit aller Reserve gegeben. Das talmudische Prinzip der Gesetzesauslegung, wie es sich im zweiten Jahrhundert im Gegensatz zu der christlichen sogenannten paulinischen Anschauung[135]) entwickelte, war, das Gesetz nicht als Symbol, sondern als praktische Uebung aufzufassen. Daher wird ausdrücklich die rein humanitäre Anschauung von dem Gesetze abgewiesen. „Gottes Gebote sind nicht Erbarmen, sondern Befehle",[136]) heißt es im Talmud. Bei dem Gebote, das Zicklein nicht in der Muttermilch zu kochen, hatte die alexandrinische Philosophie behauptet, es handle sich dabei um die humanitäre Anschauung, das Tier nicht in der Milch zu kochen, die es genährt hat. Solche Symbolisierungen können leicht zur Mißachtung des Gesetzes führen, und darum mußte das Gesetz wörtlich ausgelegt werden.[137]) Wie dem auch sei, die auf rein wissenschaftlichen Prinzipien ruhende Bibelauffassung

[130]) Der Israelit, 1860, 130.

[131]) Kerem Chemed, I, 22.

[132]) II, 399, f. Ritter: Philo und die Halachah, Leipzig 1879, S. 128.

[133]) Kommentar zu Ex. 23, 19.

[134]) Kommentar zur Stelle.

[135]) Römer, 10, 4.

[136]) Berakoth, 33, b.

[137]) S. meine Theory of Oral Tradition, in „Yearbook of Central Conference of American Rabbis, 1897, S. 159.

wird sich der rabbinischen Autorität nicht unterwerfen. Diese Gesetzesauslegung wird dadurch sicherlich nicht sympathischer, wenn sie sich in solchen Kleinlichkeiten verliert, wie wir sie in den Werken der rabbinischen Autoren des 17. Jahrhunderts, der sogenannten „Acharonim" finden. Typisch in dieser Beziehung ist ein heftiger Streit über die Frage, wann die gebrochene Schwinge einer Gans das Fleisch „trepha" macht, die wir in dem Werke des Bamberger Rabbiners Samuel Halevi (gest. 1681) finden.[138] In diesem, wie in ähnlichen Fällen werfen sich die Disputanten Unwissenheit, Eigensinn, blinden Autoritätsglauben vor,[139] und am Ende handelt es sich bei alledem um den im Talmud sprichwörtlich für Kaisers Bart gebrauchten, inzwischen allerdings aktuell gewordenen „Turm, der schwebt in der Luft".[140] Am amüsantesten sind die langen Diskussionen über solche Fragen, wie ob man einen gewissen Hymnus[141] vor oder nach dem ersten Verse der Torah singen solle. In einem Falle kam es darüber zu einem förmlichen Krawall in der Synagoge zu Metz und zu einem dauernden Bruche zwischen Rabbiner und Gemeinde,[142] 1766. In einem anderen Falle hatten zwei Synagogen in Venedig darüber einen Streit, und Rabbi Ephraim Kohen in Altofen, der die Frage zu entscheiden hatte, ebenfalls ein Typus des Legalismus des 17. Jahrhunderts gibt erst vier gewichtige Gründe für die Abschaffung des bestehenden Usus, um gleich darauf zu dem Schlusse zu kommen, daß ein Usus überhaupt nicht abgeschafft werden dürfe.[143] Darin liegt das Typische der rabbinischen Gesetzeslehre von den ältesten[144] bis auf die jüngsten Zeiten. Das erste und letzte Prinzip ist, daß die Autorität der Vergangenheit nicht erschüttert werden dürfe. In diesem Zusammenhange möchte ich ein Stück Folklore anführen, das gerade wegen seiner Naivetät zeigt, wie das Volk, ohne dagegen direkt sich aufzulehnen, das Lächerliche dieses blinden Autoritätsglaubens empfand. In der Gemeinde Pohrlitz in Mähren bestand die Sitte, für Purim einen Scherzrabbiner zu ernennen, der natürlich ein notorischer Ignorant sein mußte. Am Festabende wurde er nach dem Sitze des Rabbiners geleitet, und der Synagogendiener fragte ihn: „Rabbi, warum steht Chur[145] mit einem großen Cheß?" Nach gehöriger Erwägung fragte der Rabbi: „Hat es im vorigen Jahre auch so gestanden?", und auf die bejahende Antwort, entschied er: „Wenn es im vorigen Jahre so gestanden hat, ist es in diesem Jahre auch koscher."

Unser Gesetzesproblem liegt freilich tiefer. Auf der Seite, wo man gegenüber historischer Kritik ein leichtes Gewissen hat, werden die Widersprüche im Pentateuch noch immer auf Grund der alten harmonistischen Kunststückchen gelöst. Das wissenschaftlich erzogene Gewissen kann sich dabei nicht beruhigen. Wir sehen klar, daß nach einer Bestimmung[146] der Zehent alljährlich nach dem Heiligtum gebracht und dort beim Opfermale verzehrt werden soll, während nach einer anderen Bestimmung[147] der Zehnt nur einmal in drei Jahren gegeben und dann an die Armen verteilt werden soll. Eine dritte Bestimmung[148] wieder weist ihn den Leviten zu. Wenn der Talmud diese Widersprüche harmonisiert, indem er drei Zehnte herausrechnet, so können wir darin keine Tradition, sondern nur einen mißlungenen apologetischen Versuch sehen. Nicht anders steht

138) Scheeloth uteschuwoth Nachlath schiwah, Nr. 61.
139) Emunath Schemuel, Nr. 45.
140) Chagigah, 15, b.
141) Akdamuth am ersten Tage des Pfingstfestes.
142) Revue des Etudes Juives, XII, 297.
143) Schaar Ephraim, Nr. 10.
144) Bezah, 5, a.
145) Esther, I, 6.
146) Deut., XIV, 22.
147) ib. 28.
148) Num., XVIII, 21.

es mit den hunderten von Problemen der Bibelkritik. Wenn der Verfasser des ersten Buches Samuel[149]) das deuteronomische Gesetz[150]) gekannt hätte, hätte er unmöglich sagen können, daß die Wahl eines Königs eine Auflehnung gegen den Willen Gottes sei.

Hat das Judentum ein Recht, seine viertausendjährige Geschichte fortzusetzen, so darf es Gottes Sache nicht mit Trug vertreten.[151])

[149]) I. Sam., VIII, 7; XII, 20.
[150]) Deut., XVII, 15.
[151]) Hiob, XIII, 7.

Aus der Jugendbewegung.

Gedanken über den Zionismus.

Vorbemerkung.

Im Jugendklub ehemaliger Schüler der Knabenschule der jüdischen Gemeinde zu Berlin wurde über „Turnen" gesprochen; anwesende Gäste, Mitglieder des Barkochba, traten für ihren zionistischen Turnverein ein. Als der eine, mein früherer Schüler, sich erfrechte zu sagen: „Wenn ich nicht mehr Hebräisch kann, haben meine Lehrer schuld!" wies ich diesem „selbstbewußten" Juden die Tür. Nun wünschten die jungen Leute Aufklärung über den Zionismus. Herr Seminardirektor Dr. Gutmann hatte im September vorigen Jahres die Freundlichkeit, in einem vorzüglichen Referat: „Wir Juden sind eine religiöse, aber keine nationale Gemeinschaft!" den Zionismus von der biblisch-historischen Seite aus zu beleuchten, während ich die Theorie und unausführbare Praxis des Zionismus sowie dessen Schäden für uns in der Gegenwart hervorhob. Auf meine Veranlassung schrieben dann mehrere junge Leute ihre Gedanken über den Zionismus nieder. Der nun folgende Artikel ist von unserem 16jährigen früheren Vorstandsmitgliede, Herrn Georg Loewy verfaßt.

W. Simson.

* * *

Unser Verein ist durch einen Zufall mit einer jüdisch-nationalen Bestrebung näher bekannt geworden, die wir als Deutsche jüdischen Glaubens nicht gutheißen können. Diese Bestrebung ist der Zionismus. Der Zionismus bezweckt die Wiedervereinigung aller Juden zu einem selbständigen Volke in Palästina. Von vielen Seiten ist nun die Frage aufgeworfen worden: Wie kommt es denn, daß die Zionisten so viele Anhänger haben, wenn ihre Anschauung eine falsche ist? Erstens haben sie, wie wir gehört haben, nicht so viele Anhänger, sondern nur 1% aller deutschen Juden sind Zionisten und zweitens sind diese Leute lange nicht alle überzeugte Zionisten, sondern reden zum großen Teil nur nach, was ihnen von andern vorgesagt wurde.

Was für einen Grund haben denn die Zionisten, daß sie sich plötzlich danach sehnen, ein selbständiges Volk zu sein? Sie reden immer von der Judennot; aber das ist für die deutschen Juden kein triftiger Grund; denn mit dem Antisemitismus ist es heutzutage nicht mehr so schlimm, und rechtlos und verachtet sind die Juden auch nicht mehr. Im Mittelalter war es zu verstehen, wenn die Juden sich danach sehnten ein selbständiges Volk zu sein und ein geordnetes Staatswesen zu besitzen, denn da waren sie verachtet, hatten keine Rechte, und man hängte ihnen zu allem Ueberfluß auch noch alle möglichen Bosheiten und Grausamkeiten an.

Wie ist es aber mit der innern, geschichtlichen Berechtigung des Zionismus? Sind wir ein Volk, oder sind wir eine Religionsgemeinschaft? Wenn wir ein Volk wären, dann müßten wir doch zum Mindesten eine Sprache haben,

denn die Sprache ist die Seele eines Volkes. Die hebräische Sprache ist aber keineswegs unsere Sprache, sondern nur eine Gebetssprache. Manche behaupten nun, daß die Juden eine Rasse seien. Diese Behauptung ist aber vollständig unhaltbar, denn es gibt, wie die Gelehrten nachgewiesen haben, überhaupt keine reine Rasse mehr. Die heutigen Deutschen sind keineswegs germanischer Rasse, sondern die Germanen haben sich im Laufe der Zeit mit andern Völkerstämmen, wie Romanen, Slaven und Kelten vermischt. Und auch die Juden sind ein Teil des heutigen deutschen Volkes.

Wenn wir aber trotzdem, wie die Zionisten, sagen wollten „wir sind ein Volk", dann würden wir ja den Antisemiten geradezu recht geben, denn diese sagen dasselbe, nur mit dem Unterschiede, daß sie noch hinzufügen, wir schädigen das deutsche Volk. Wir lieben unsere Heimat und arbeiten mit zu ihrem Wohle, auf keinen Fall dürfen wir darum damit übereinstimmen, wenn gesagt wird, daß wir ein Volk seien.

Der Zionismus strebt aber nicht nur Falsches an, sondern seine Bestrebungen sind auch unausführbar. Denn das Land in dem die Juden wohnen sollen, ist in den Händen der Türken, und die denken garnicht daran, es sich entreißen zu lassen. Ebensowenig würde jemand der in seiner Heimat eine gesicherte Existenz hat, auswandern und seine Arbeit noch einmal von vorne anfangen. Wir kommen also zu dem Resultat, daß wir den Zionismus verwerfen müssen, weil er falsch und unausführbar ist. Wir dürfen uns nicht absondern, sondern müssen mit unseren christlichen Mitbürgern zusammen arbeiten zum Wohle unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes. Das ist zugleich das beste Kampfmittel gegen Leute, die aus fanatischem Haß heraus gegen die Juden auftreten. Auch ist nicht zu übersehen, daß wir, was Antisemitismus anbetrifft, ziemlich übelnehmend sind und jedes voreilige Wort gleich tragisch auffassen. Ich glaube auch nicht, daß jeder der einmal das Wort Jude gebraucht, gleich die Absicht hat, den Betreffenden zu kränken, sondern nehme an, daß dieses Wort sehr oft gebraucht wird, ohne daß sich der Andere viel dabei denkt. Falsch ist es jedenfalls, sich deswegen abzusondern. Jede Absonderung trägt nur dazu bei, den Antisemiten neue Anhänger zuzuführen.

Wir ehemalige Schüler der Knabenschule der jüdischen Gemeinde zu Berlin haben in der Schule gelernt, die edelsten Güter der deutschen Kultur mit den ewigen Wahrheiten des Judentums zu verbinden. Wir Juden sind eine Religionsgemeinschaft, aber kein Volk.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Am Sonntag, den 15. Februar 1914 veranstalteten wir unser erstes Winter-Vergnügen in den Räumlichkeiten der Hermann-Loge. Dasselbe war sehr gut besucht. Es hatten sich ca. 200 Personen eingefunden. Aus der Reihe der Ehrengäste möchte ich Herrn und Frau Professor Wohlauer, Herrn und Frau Justizrat Joel, Herrn und Frau Waldstein sowie Herrn Justizrat Breslauer hervorheben. Nach einer Begrüßungsansprache wechselten Tanz, Cabaret und sonstige Aufführungen miteinander ab. Während des kalten Büffets hielt unser 1. Vorsitzender die Tendenzrede. Sodann sprach Herr Professor Wohlauer und forderte die Jugend in begeisternden Worten zur Mitarbeit an der liberalen Sache auf. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Herr Justizrat Berger in Königshütte uns ein Tafellied gewidmet hat. Der Morgen graute schon, als die letzten Gäste den Saal verließen. Der Erfolg des Festes war derartig, daß wir heute bereits 150 Mitglieder zählen. L.

Bücherschau.

Im Verlage von J. Kauffmann in Frankfurt a. M. ist eine schöne **Volksausgabe der neuen** Seligmann'schen

Hagada

zum Preise von Mk. 1,20 für das gut gebundene illustrierte Exemplar erschienen. Diese billige Volksausgabe entspricht einem vielfach geäußerten Wunsche. (Vergl. die Besprechung in der freien Jüdischen Lehrerstimme vom 15. April 1913, wo es zum Schluß heißt: „Soll das Werk auch den weiteren Schichten der jüdischen Bevölkerung zugänglich gemacht werden, dann müßte der rührige Verlag eine billige Volksausgabe veranstalten. Der Erfolg würde sicherlich nicht ausbleiben;" ferner Dr. Norden im Lib. Jud. vom Juni/Juli 1913: „Soll die Haggadah aber ein Volksbuch werden, so ist eine billige Volksausgabe dringend erforderlich. Mag die vorliegende Ausgabe als Prachtausgabe bestehen bleiben und ihre Verwendung als Schulprämie, als Barmizwoh- und Konfirmationsgeschenk u. dgl. finden: Zur Einführung in die Familie ist eine Ausgabe unentbehrlich, die den Preis der alten Haggadahs nicht oder nur unerheblich überschreitet."

Jampel, Dr. Sigmund, **Vorgeschichte Israels und seiner Religion.** Nach der altjüdischen Ueberlieferung und den zeitgenössischen Inschriften gemeinverständlich dargestellt. Nebst einer Anleitung zur Popularisierung derselben vermittels des Religionsunterrichts. Frankfurt a. M. 1913. J. Kauffmann. 8°. 260 S.

Jampel gehört zu den wenigen selbstständigen jüdischen Forschern auf dem Gebiete der Religionswissenschaft. In Deutschland ist er wohl der einzige jüdische Vertreter seines Spezialgebietes. Um so freudiger zu begrüßen ist darum die Gabe, die er uns in der vorliegenden ersten zusammenfassenden Darstellung seiner wissenschaftlichen Forschungen dabietet. Ein neues Licht fällt durch sie auf die dunklen Zusammenhänge der israelitischen mit der ursemitischen Kultur. Biblische Erzählungen, Gesetze und Persönlichkeiten werden in neue Beleuchtung gerückt und erfahren teilweise eine überraschend neue Deutung. So z. B. die vielbesprochene Stelle „Weha-Kenaani os boorez", die aus dem Rassengegensatz gegen die hamitischen Kanaanäer erklärt wird (S. 30). Der Plural Elohim wird im Sinne eines Abstraktums (Gottheit) erklärt und als vormosaischer göttlicher Einheitsbegriff nachgewiesen (S. 60 f). Die falsche Uebersetzung von „Elohim" als „Richter" an den Stellen 2. Mos. 21, 6 und 22, 7–8 wird durch ursemitische Belege als haltlose Kombination zurückgewiesen. Viele patriarchalische Sitten finden eine äußerst interessante und befriedigende Erklärung. In der Erzählung von „Sinear" und der Könige von „Kisch" wird uns die alte biblische Kunde von den „neuentdeckten Sumerern" und ihrer Hauptstadt „Kisch" am Tigris enthüllt. Die altisraelitische Ueberlieferung inbetreff der Rassenbestimmung der alten Völker erweist sich, nach Jampels Darlegungen, als durchaus zuverlässig.

Das wissenschaftliche Hauptresultat der gründlichen Untersuchungen Jampels ist der Nachweis, daß es schon einen ursemitischen Monotheismus gab, und daß somit die rabbinische Ueberlieferung von den Lehrhäusern Sems und Ebers, wenn auch in übertragenem Sinne, auf geschichtlicher Grundlage beruht. In echt wissenschaftlich vorurteilslosem Geiste, der frei ist von jedem engherzigen apologetischen Chauvinismus, erkennt der als konservativ bekannte Verfasser die Größe und die religiöse Originalität der altbabylonischen Kultur, der Mutter aller Kulturen, an, unter derem unleugbarem religiösen Einfluß auch der Mosaismus stand. Ja der Verfasser macht es sich in diesem Buche geradezu zur Aufgabe, die geistigen Berührungspunkte zwischen der Bibel und dem Ursemitismus hervorzuheben, indem er sich den Nachweis der religiös-ethischen Höherentwicklung der Bibel für ein anderes Werk vorbehält. Die naive Vorstellung, die sämtliche mosaischen Religions- und Rechtslehren als völliges Novum hinstellen und von diesem Gesichtspunkte aus alles Vor-Mosaische als grobsinnliches Heidentum hinstellen möchte, weist er als wissenschaftlich und religiös unhaltbar zurück und zeigt, daß der Wert der biblischen Lehren nicht in ihrer Neuheit und Ursprünglichkeit, sondern in ihrem religiös-ethischen Gehalt und in ihrer biblischen Sanktion liegen. Mit großer Schärfe wendet er sich gegen den vom Standpunkt der alten

Ueberlieferung durchaus unberechtigten Einwand, daß die Anerkennung der religiös-ethischen Höhe des alten Babylon eine Herabsetzung der biblischen Offenbarung in sich schließe. Gerade vom apologetischen Standpunkt aus ist diese Anerkennung der wissenschaftlichen Wahrheit einerseits ein Protest gegen die systematische Verunglimpfung des Semitismus vonseiten des Chamberlainschen Rassenantisemitismus, andererseits ein geeignetes Mittel, die jüdische Jugend mit Stolz auf ihre semitische Rassenangehörigkeit zu erfüllen.

Demgemäß erhebt Jampel in seinen außerordentlich bedeutsamen Schlußkapiteln die Forderung, daß die durch die vergleichende Religionswissenschaft gewonnenen Resultate durch den Religionsunterricht populariſiert werden sollen und verurteilt jene kleingläubige Methode des diplomatischen Verschweigens, die die große Gefahr in sich birgt, durch die unausbleiblichen Enttäuschungen die jüdische Jugend dahin zu bringen, daß sie späterhin auch auf das wahrhaft Große und Herrliche der Bibel verächtlich schauen zu dürfen glaubt. So kommt Jampel aus wissenschaftlicher Vertiefung in seinem Gegenstand und religiösem Ernst zu einer wahrhaft liberalen Forderung.

Daß wir nicht mit allen Ergebnissen des Jampel'schen Buches übereinstimmen, daß wir manchen Hypothesen, insbesondere im III. und IV. Kapitel mit kritischem Zweifel gegenüber stehen, daß wir vor allem der Ansicht sind, Vieles was der Autor als altbabylonischen Einfluß in Anspruch nimmt, sei erst in und nach dem babylonischen Exil vom Judentum übernommen worden, wollen wir nicht verschweigen. Auch darf die allzu saloppe äußere Form, die Unzahl störender Druckfehler, das Fehlen eines ganzen Kapitels von 15 Seiten, und manches andere dahingehörige nicht unerwähnt bleiben. Gerade Bücher, die auf das Prädikat der Wissenschaftlichkeit mit Recht Anspruch erheben, dürfen auch die äußere Exaktheit nicht vermissen lassen.

Aber alles dies berührt die innere wissenschaftliche Gediegenheit und Originalität und die aktuelle Bedeutsamkeit des Jampelsches Buches nicht und kann ihm nichts von seinem großen und bleibenden Werte rauben.

Volksschriften über die jüdische Religion, herausgegeben von Dr. Ziegler-Karlsbad. Verlag J. Kauffmann-Frankfurt a. M. 2. Jahrgang. 1. Heft: Die Propheten Amos und Hosea von Dr. Ziegler-Karlsbad. 54 S. 2. Heft: Der Optimismus des Judentums von Dr. Scheftelowitz-Cöln. 61 S.

Der zweite Jahrgang der Volksschriften führt sich trefflich mit einer Studie des Herausgebers über die Propheten Amos und Hosea ein. Plastisch tritt in der Darstellung die Persönlichkeit der Propheten hervor. Man hat allen Grund, dem Verfasser gerade dafür dankbar zu sein. Denn es ist nicht gut, wenn, wie es in vielen Studien über jüdische Geschichte geschieht, alles gar zu sehr auf die Ideen gestellt ist und alle Kraft darauf verwandt wird, die Hoheit der jüdischen Gedanken herauszuarbeiten, es kommt dann dabei der erzieherische Wert, den gerade die vorbildlichen Persönlichkeiten für unsere Persönlichkeitsbildung haben, zu kurz. Ziegler ist es nun gut gelungen, die charakteristische Persönlichkeit dieser zwei Propheten zu schildern. Nach einer knappen, mit sicherer Feder geführten Zeichnung des Zeitbildes, der politischen und religiösen Zustände im alten Israel, bringt er beider Wirken lebendig zur Anschauung. Und zwar zeichnet er Amos als den Propheten, der die Sittlichkeit und soziale Gerechtigkeit als Wesen der Religion predigt und dem die Form des Gottesdienstes gleichgiltig ist, Hosea als den, der die Nachäffung fremder Kultformen bekämpft. Man kann geteilter Meinung sein, ob sich die Themen der Predigt unserer beiden Propheten so streng gegeneinander abgrenzen lassen, in Wirklichkeit fließen beide Motive notwendigerweise in einander zusammen; man wird auch mit der Uebersetzung der Texte nicht immer einverstanden sein können, an manchen Stellen überschreitet Ziegler die Grenzen der stilistischen Freiheit, die dem Uebersetzer gegönnt sein muß. Aber diese Ausstellungen beeinträchtigen den inneren Wert des Büchleins nicht. Es ist rühmend anzuerkennen, daß der Verfasser sich von den Ausschreitungen der Bibelkritik freigehalten hat und in Uebereinstimmung mit der Tradition die Propheten nicht als Stifter eines

völlig Neuen, sondern als Wiedererwecker der Ideen Moses auftreten läßt. Was aber dem Heft einen besonderen Wert verleiht, das ist die wirklich volkstümliche Sprache; der Ton der „Volksschrift" ist prachtvoll getroffen, der Stil ist leicht und flüssig, die Darstellung ist packend und hält von Anfang bis zum Ende das Interesse des Lesers wach.

Die Persönlichkeit eines jüdischen Propheten in sich aufzunehmen, wird stets eine gewisse Hochstimmung der Seele erzeugen, die dem Aufbau eines besseren Lebens zugewandte Tätigkeit der Propheten ist nur denkbar auf Grund einer optimistisch gerichteten Welt- und Lebensauffassung. Insofern besteht ein gewisser innerer Zusammenhang zwischen dem Ziegler'schen Büchlein und dem zweiten Hefte des Jahrgangs, in dem Schefte-lowitz den „Optimismus des Judentums" in seinen vielfachen Verzweigungen zeichnet. Eine solche dem Leben und der Lebensbejahung zugewandte Schrift ist eine willkommene Lektüre in einer Zeit, in der die Verhältnisse, unter denen die Juden leben, ganz dazu angetan sind, das Lebensgefühl und die innere Hoffnungsfreudigkeit zu dämpfen. Da ist es doppelt notwendig, die optimistische Grundlage des Judentums im Denken der Zeitgenossen festzuhalten, ihnen und dem heranwachsenden Geschlechte ins Bewußtsein zu heben, „daß der Sinn des Judentums der Glaube an die weltbeherrschende Macht des Guten" ist. Eine Fülle des Stoffes ist in dem Heft zusammengetragen, um die lebensfreudige Haltung des Judentums zu schildern, seine Grundauffassung zu zeichnen, daß es sich lohnt, zu arbeiten und zu streben, zu hoffen und zu kämpfen, und daß jeder Kampf, jedes Streben und sogar jedes Leiden den Menschen und die Menschheit seelisch vorwärtsbringt und ihnen adlige Freude schenkt. Die Fülle des Stoffes, der nach der ganzen Anlage der Volksschriften, in gedrängter Kürze zusammengefaßt werden mußte, mag es wohl verursachen, daß in manchen Partien des Büchleins die Gedanken mehr nebeneinander als ineinander verwoben sich darbieten, aber im Ganzen ist auch hier der volkstümliche Ton getroffen, die Darstellung ist leicht und belastet nirgends den Leser mit Schwierigkeiten des Verständnisses.

Es wäre dringend zu wünschen, daß diese Volksschriften, deren billiger Preis - 80 Pfg. das Heft, 4,30 Mk. der ganze Jahrgang von 7 Heften — jedem die Anschaffungsmöglichkeit bietet, sich Eingang in die jüdischen Häuser verschafft. In ihrer Art, in gesonderten Abhandlungen, knapp und nur das Wesentliche hervorhebend, volkstümlich und dabei doch nicht oberflächlich über das Judentum zu orientieren, sind sie gerade das, was gebraucht wird, um die modernen Juden mit Kenntnissen auf dem Gebiete der jüdischen Religion zu versehen und ihr Interesse für das lebendige Judentum wachzurufen.

Dienemann-Ratibor.

Rundschau.

In der Ortsgruppe **Elberfeld** sprach am 4. Dezember unter reger Anteilnahme der Mitglieder und Freunde unserer Bewegung Herr Rabbiner Dr. Neumark aus Duisburg über das Thema:

Zu den Wundererzählungen der Bibel.

Der Herr Vortragende ging davon aus, daß in den Wundererzählungen oft ein Hemmnis erblickt wurde, das dem modern gebildeten Menschen den religiösen Quell der Bibel verschließe. Denn Wunder, so meine man, seien Durchbrechungen der Naturgesetze, an die das wissenschaftliche Denken durchaus nicht glauben könne. Doch diese Auffassung des Wunders sei durchaus zu eng gegenüber den biblischen Erzählungen. Die Bibel kenne vielmehr auch Wunder innerhalb der Natur, ja die Natur selbst sei ihr das größte aller Wunder (Schöpfungsgeschichte, Hiob), weil sie am ehesten ein Staunen und Wundern über Gottes Walten wecken könne. Solche Seelenstimmung aber sei der eigentliche religiöse Inhalt der biblischen Wundererzählungen. Wo Wunder der eigentliche Gegenstand der Erzählungen sind und nicht bloß (Paradies) poetische Ausschmückung, da werden Ereignisse dargestellt, in denen sich das wunderbare Walten Gottes der Erfahrung des Volkes unvergeßlich eingeprägt hat. Nur eine Deutung, die den demutsvollen

Dank gegen Gottes Walten ganz zum Ausdruck bringt, kann darum den Wundererzählungen ganz gerecht werden, während die rationalistische Deutung nur die eigentlich ganz unwesentlichen äußeren Vorgänge aufzuklären sucht, und bei der Dürftigkeit der überlieferten Details häufig nur Vermutungen anstellen kann. Diese natürlichen Bedingungen betone auch die Bibel oft deutlich genug (z. B. beim Zuge durch das Meer), aber in den Vordergrund stellte sie den Jubel der Erlösten, die Macht der Begeisterung, die Gewalt einer Persönlichkeit, die das Ereignis für Zeitgenossen und Nachwelt erst zu einer Offenbarung göttlichen Waltens, zum Wunder gemacht habe. An einer Reihe von Wundererzählungen werden so die Wunder der rettenden Allmacht dargestellt, ebenso die Wunder der Begeisterung an den Erzählungen von der Eroberung Kanaans, und an der Gestalt des Propheten Elia die Wunder der gottbegnadeten Persönlichkeit. Bei solcher Auffassung, so schloß der sehr interessante Vortrag, geben uns die Wundererzählungen mehr als den Glauben an ein einzelnes Wunder aus altersgrauer Vorzeit, sie wecken in uns, unbeschadet unserer Naturauffassung, den Glauben an das wunderbare Walten Gottes, das stets mit uns Menschen ist, an jedem Tage, zu jeder Zeit und zu jeder Stunde.

Mit lebhafter Anteilnahme folgten die Hörer den vorzüglichen Ausführungen des verehrten Redners, und reicher Beifall wurde ihm gezollt. Eine ganze Reihe von eingeführten Gästen traten unserer Ortsgruppe als Mitglieder bei.

Berlin. Der Liberale Verein für die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde zu Berlin hielt am 16. v. Mts. seine diesjährige General-Versammlung ab.

Der Vorsitzende, Herr Justizrat Plonsker erstattete Bericht über die Repräsentantenwahlen und kündigte die Maßnahmen an, die für den Ausbau der Organisation des Liberalen Vereins notwendig seien. Der Schatzmeister, Herr Siegfried Sachs, erstattete den Kassenbericht.

Statutengemäß schied ein Drittel der Ausschußmitglieder aus. Es fand Wiederwahl statt, außerdem wurde eine Reihe weiterer Herren in den Ausschuß gewählt. Den Hauptteil des Abends bildeten die Referate über die gegenwärtige Lage im Streite zwischen Zionisten und Antizionisten. Die beiden Herren Referenten, Herr Rechtsanwalt Dr. M. Galliner und Herr Rechtsanwalt Dr. John Wertheim gaben eine sachliche Darstellung des Zionismus sowie seiner Tendenzen und Ziele und betonten die Gefahren, die dem Gesamtjudentum durch den Zionismus drohen. Um so dankbarer sei es zu begrüßen, daß endlich durch die Erklärung der angesehensten deutschen Juden aus allen Teilen des Reiches eine sichtbare Scheidelinie zwischen der verhältnismäßig geringen Zahl der Zionisten und den Antizionisten gezogen sei. Aufgerüttelt durch das wüste Treiben zionistischer Agitatoren, durch die religionszersetzenden Tendenzen des Zionismus und durch die Bedrohung des Familienfriedens beginne endlich die deutsche Judenheit zu erwachen und der Gefahr entgegenzutreten. Die Ausführungen der Referenten fanden allgemeine Zustimmung und den lebhaftesten Beifall der Versammlung. In der Diskussion wurde besonders folgendes betont: der Zionismus sei von Anfang an bis heute stets mit Unwahrhaftigkeit vorgegangen und habe durch Verschleierung seine Ziele zu erreichen gesucht. Er scheue selbst nicht vor Unwahrheiten zurück und überschütte jeden, der nicht seine Anschauungen teilt, mit Hohn. Nicht vor dem Alter und nicht vor dem Verdienst empfinde er Achtung. Ueberall, auf Kanzel und Katheder, in allen Vereinen, in denen Zionisten wirken, suchten sie für den Zionismus Propaganda zu machen. Die Jugend beginne man schon von der Tertia an zu bearbeiten und so den Zionismus in die Häuser hineinzuschmuggeln. Es sei dies die größte Gefahr für den Bestand der Religion, denn die Tendenzen des Zionismus seien religionsfeindlich und ganz dazu angetan, die Bedeutung der jüdischen Religion herabzumindern und dem Abfall Vorschub zu leisten. Der Liberale Verein aber, der sich die Erhaltung und Fortentwicklung der jüdischen Religion zur Aufgabe gemacht hat, dürfe diesem Treiben nicht untätig zusehen. Es gelte, das Kostbarste des Judentums zu schützen und zu erhalten: Die Religion. Ihr verdanke das Judentum seinen Bestand,

sie müsse den Kindern vererbt und für alle Zukunft erhalten bleiben. Der Kampf gegen den Zionismus und seine nationalen Bestrebungen sei ein Kampf für die Religion. — Die Versammlung begrüßte mit Genugtuung alle diese Ausführungen und gab ihre lebhafteste Zustimmung zu der Erklärung zu erkennen, welche die angesehensten deutschen Juden, die geistigen Häupter und Führer der Gemeinden gegen den Zionismus veröffentlicht haben.

Der Vorsitzende dankte den Rednern und schloß die Versammlung mit der Mitteilung, daß bald wieder eine Versammlung stattfinden werde, die Gemeindeangelegenheiten zum Gegenstande ihrer Tagesordnung haben werde.

Vortrag der Frau Else Dormitzer.

Nürnberg. Ebenso wie es ein Erfolg des Reichsvereinsgesetzes ist, daß die Frauen sich mehr mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, ist es zweifelsohne ein Verdienst der „Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland", die Frauen für die religiösen und sozialen Fragen des Judentums interessiert zu haben. Ueberall im Reiche hört und liest man, daß geistig hochstehende Frauen die naturgemäße weibliche Scheu vor der Oeffentlichkeit überwindend, in jüdischen Angelegenheiten das Wort ergreifen, um die Lauen im Lande aufzurütteln und die Zaghaften zu ermutigen. So lesen wir aus Aachen von einem Vortrag von Frau Mathilde Wertheim über „Das liberale Judentum vom Standpunkt des Laien" und von 2 Vorträgen, welche in der Frankfurt-Loge gehalten wurden und zwar von Frau Ella Seligmann über „Die Wandlung im Leben der jüdischen Frau" und von Frau Martha Schlesinger über „10 Jahre jüdische Arbeit". Hier in Nürnberg hat der „Verein für die Interessen des liberalen Judentums" seinen Mitgliedern am 2. Februar einen Vortrag von Frau Else Dormitzer, Rechtsanwaltsgattin, über „Jüdische Tagesfragen" geboten, einer Dame, die sich unter dem Pseudonym „Else Dorn" bereits einen schriftstellerischen Namen erworben und welche der allgemeinen Zeitung des „Judentums" und der Monatsschrift „Liberales Judentum" schon wiederholt interessante Beiträge geliefert hat. Die Vortragende hat in gewählter Sprache und in fesselnder Form alle sozialen und religiösen Probleme des Judentums, welche jetzt an der Tagesordnung sind, in kritischer, aber streng objektiver Beleuchtung den Hörern vorgeführt. Die Rednerin konstatierte, daß das Judentum bedauerlicher Weise von vielen seiner Angehörigen für einen Geburtsfehler betrachtet würde, und daß diese Kategorie unserer Glaubensgenossen für alles mögliche Zeit, Lust und Interesse hätte, außer für die Angelegenheiten des Judentums. Viele verleugnen das Judentum, oder wechseln ihren angestammten Glauben lediglich um äußere Vorteile zu erringen, sei es zum Eintritt in ein vornehmes Studentenkorps oder um als Beamter oder Offizier Beförderungschancen zu genießen. Ebenso gibt es viele Damen aus jüdischen Kreisen, deren Ziel der höchsten Sehnsucht ist, in christlichen Kreisen Eingang zu finden, in welchen sie jedoch trotzdem nicht für voll genommen werden, denn gewöhnlich ist die gesuchte Freundschaft mit Beendigung des Wohltätigkeitsbazars oder der zufällig gemeinsamen Sommerreise auch erledigt. Den vornehmen christlichen Kreisen imponiert es, so führte die Rednerin weiter aus, viel mehr, wenn ein Jude sein Judentum in zielbewußter Weise hoch hält. Deshalb soll schon von frühester Jugend an die Erziehung der Kinder dahin gehen, daß sie mit verständnisvoller Pietät dem Glauben der Väter Treue bewahren und des Wertes des Judentums bewußt sind. Man soll die Kinder anhalten, den Gottesdienst, der naturgemäß von modernem Geiste erfüllt sein soll, insbesonders den Jugendgottesdienst so oft als möglich zu besuchen. Man soll ferner den alt-jüdischen Familiensinn pflegen und weiterpflanzen durch die sinnige Feier des Freitagsabends im Elternhause und im Familienkreise. Die Eltern sollen die Kinder dahin beeinflussen, daß der Religionsunterricht nicht als nebensächlich von der Jugend betrachtet wird. Allerdings soll der Unterricht in der Religionsstunde dadurch das Interesse für das Judentum erhöhen, daß neben der biblischen Geschichte auch die hervorragenden Männer und Frauen aus dem Judentum, welche sich in Kunst, Wissenschaft, in der Politik, in Handel und Industrie einen führenden Na-

men erworben, erwähnt und besprochen werden. Das Judentum hat das Recht, stolz auf seinen Glauben und auf seine Vergangenheit zu sein.

Der Vortrag fand bei der außerordentlich zahlreich erschienenen Zuhörerschaft begeisterten Beifall und lebhafte Anerkennung.

Vortrag des Herrn Rabbiner Dr. Tänzer-Göppingen.

Detmold. Die am 7. Februar im Hotel „Arminus" unter dem Vorsitz des Herrn Direktor Carl Vogel veranstaltete Versammlung der vorerst noch kleinen Ortsgruppe Detmold der Vereinigung für das liberale Judentum, in der Herr Rabbiner Dr. Tänzer aus Göppingen über „Die Einheit des Judentumes" sprach, hatte einen sehr zahlreichen Besuch aufzuweisen, trotzdem an demselben Tage im benachbarten Herford eine große politische liberale Versammlung stattfand, zu der auch, da es sich um eine gemeinsame Veranstaltung der Fortschrittlichen Volkspartei und des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens handelte, zahlreiche Detmolder Herren gefahren waren. Allerdings war durch diesen Umstand das weibliche Element in der Zuhörerschaft etwas stärker vertreten.

Herr Dr. Tänzer wies in historisch kritischer Weise nach, daß eine Störung der Einheit des Judentums bis heute noch niemals von liberaler Seite versucht oder beabsichtigt gewesen war, daß im Gegenteil alle derartigen Trennungsbestrebungen einzig und allein von einer kleinen aber desto fanatischeren Gruppe, den sogenannten „Trennungsorthodoxen", ausgehe, die im Gegensatz zu den verständigeren Mitgliedern der Orthodoxie sich, wenn auch bisher meistens vergeblich, so doch in einzelnen Fällen schon mit Erfolg bemühten, den Staatsbehörden gegenüber die Fiktion von zwei Konfessionen innerhalb des Judentums aufrecht zu erhalten. Nichts dergleichen könne derjenige liberale oder orthodoxe Glaubensgenosse behaupten, der ohne Voreingenommenheit die Richtlinien der liberalen Vereinigung zu lesen und zu würdigen versuche, die gerade das Einigende der beiden Grundanschauungen betonen und nur einen Unterschied zwischen dem *Wesen* und den dieses Wesen mehr oder weniger fördernden *Formen* des jüdischen Religions-Bekenntnisses stipulieren. Wer ohne Beachtung der sämtlichen überlieferten alten Formen nicht glaube, seiner jüdischen Pflicht genügt zu haben, möge ruhig bei denselben beharren, wer sie aber teilweise für überlebt, veraltet, wer sie für bildungs- und entwicklungsfähig betrachte, und deshalb einzelne beibehalte, andere verändere oder sogar nicht mehr beachte, muß ebenso wie der Orthodoxe als guter und treuer Jude angesprochen werden, sofern er nur dem Kern, d. h. dem Wesen des Judentums treu bleibe.

Die Einheit des Judentums beruhe außerdem auf zahlreichen inneren und äußeren Gründen, die beide Richtungen gemeinsam als vorhanden anerkennen müßten, wie der Redner ausführlich darlegte, und nur Intoleranz könne dem gegenüber etwas Trennendes hervorsuchen wollen, wo man über das Ziel und den Zweck einig sei und nur die zum Zweck führenden *Mittel* verschieden bewerte.

Stürmischer Beifall belohnte den Redner am Schlusse seiner Ausführungen für die außerordentlich geistreiche und formvollendete Ansprache, die in glücklichster Weise die religionserhaltende und Einheit fördernde Tätigkeit der liberalen Bewegung beleuchtete und dem aufmerksamen Zuhörer eine willkommene Gelegenheit bot über diese soviel angefeindete Bewegung aus berufenem Munde Authentisches zu hören.

Dem Vortrag schloß sich, da der Saal nur noch eine halbe Stunde zur Verfügung stand, eine nur kurze Diskussion an, die dem Redner Gelegenheit bot, eine von einer Minorität mißverstandene Bemerkung richtig zu stellen und Beweis dafür gab, daß schon die Veranstaltung solcher Versammlungen einen Gewinn für das jüdische Gemeindeleben bedeutet.

Auch in Unna i. W. hielt Herr Dr Tänzer am 10. Februar über das gleiche Thema einen Vortrag, an den sich eine sehr lebhafte Diskussion anschloß.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 49.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29!
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 4. Jahrgang 6. April 1914.

Gottlieb Klein.

Am 6. April d. J. verschied nach langem Leiden einer unserer edelsten, gelehrtesten und charaktervollsten jüdischen Zeitgenossen, ein entschiedener Vorkämpfer des liberalen Judentums, Professor Dr. Gottlieb Klein, Oberrabbiner in Stockholm. — Geboren in Ungarn im Jahre 1852, hat er nur ein Alter von 62 Jahren erreicht. Er war eine ernste, tief religiöse, warme, begeisterungsfähige Persönlichkeit. Groß als Rabbiner und groß als Mensch. Besonders nahe Beziehungen verknüpften ihn mit dem verstorbenen König Oskar von Schweden, dem er ein Freund und religiöser Gewissensrat war. Im öffentlichen Leben Schwedens nahm er eine hervorragende Stellung ein. Seine Gemeinde Stockholm hing mit unbegrenzter Verehrung und Liebe an ihm. Von seinen bedeutenden religionswissenschaftlichen Schriften seien hier nur genannt: „Vater unser", „Der älteste christliche Katechismus", „Ist Jesus eine historische Persönlichkeit?" In jüdischen und christlichen Gelehrtenkreisen hatte der Name Kleins einen bedeutenden Klang. In den letzten Jahren beschäftigte ihn eine großangelegte Arbeit über den Apostel Paulus, die er leider nicht mehr sollte ausführen können. Seit dem Jahre 1879 war Klein mit Toni Levy, der geistig hochstehenden Tochter des berühmten Breslauer Orientalisten M. A. Levy, in überaus glücklicher Ehe verheiratet. Sie war seine treue, zärtliche Lebensgefährtin, die auch an seinem wissenschaftlichen Forschen und Schaffen regen Anteil nahm. — Wir behalten uns eine ausführliche Würdigung des Dahingeschiedenen, dessen Verlust für unsere liberale Sache in Deutschland, an deren neuem Aufschwung er den lebhaftesten Anteil nahm, unersetzlich ist, für die nächste Nummer vor.

Lauheit — Fanatismus.

Von Hermann Itzig-Posen.

„Wer sich über den Dingen nur denken kann,
steht immer unter ihnen.
Und wer sich nie versenken kann,
der kann sich nie gewinnen.
Der wird sich nie den heiligen Geist
und das ewige Leben erwerben,
den 's niemals in die Tiefe reißt,
aus Lust sich zu verderben:
Die Dinge wirklich erleben, heißt,
Beinahe an ihnen sterben!"

Arthur Kahane.

Trotz allem Hasten und Jagen, trotz aller modernen Nervosität gibt es auch noch in unseren Tagen Menschen, die ihre Ruhe über alles stellen, die — nicht aus angeborenem Sinn —, sondern aus Bequemlichkeitsrücksichten zu allen Dingen und zu allen Ereignissen ihre ruhige, philiströse Beschaulichkeit wahren und die Dinge so an sich vorüberziehen lassen, wie sie sie kommen sahen. Nicht an die Ruhe, die durch philosophisches Grübeln und Denken schließlich errungen wird, ist hierbei gedacht, denn solche hat ihre ernste Begründung, nein, an die Ruhe, in die so mancher — vielleicht ganz gegen seinen besten ursprünglichen Willen — durch geistige Trägheit, durch Indolenz hineingerät.

Uns Juden wird Temperament und Feuer nachgesagt. Wir können stolz auf solche Eigenschaften sein, die sich als unsere Eigentümlichkeiten auch in unserer jetzigen Heimat des kalten Nordens noch erhalten haben. Jedoch wie eine Ironie nimmt es sich aus, wenn wir unsere Judenheit von heute einer kritischen Betrachtung unterziehen und finden müssen, daß gerade bei einer großen Zahl unserer Brüder und Schwestern kaltruhige, leidenschaftslose Stellungnahme zum Heiligsten, das ihnen das Schicksal beschert hat und mit dem sie aufs Innigste verbunden sind, zu ihrem Judentum festzustellen ist. Jude sein ist für sie nur ein Begriff, der nebenbei besteht. Eine Lauheit sondergleichen herrscht in unseren jüdischen Reihen. Partei hin, Partei her, bei einer Allgemeinbetrachtung kann man nur konstatieren, daß diese Lauheit vor keiner Richtung halt macht. Die relativ größte Partei im Judentum ist heutzutage leider, leider immer noch die Partei der Indifferenten ....

Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man annimmt, daß diese Lauheit teilweise historisch begründet ist, darin begründet, daß das Judentum durch zwei Ereignisse urplötzlich in ganz neue Entwicklungsstadien gedrängt worden ist. Durch die Emanzipation und durch die geistigen Revolutionen der neuen Zeit. Das alte konservative Judentum vermochte den Ansturm der Moderne nicht sogleich und ohne weiteres zu parieren. Die alte, heilige Lehre konnte nicht eben so plötzlich mit dem neuen Leben in Einklang gebracht werden, und man konnte als Folgen der Emanzipation erwachtes persönliches Selbstbewußtsein und Verständnis für die neue Zeit und als Folgen der neuen Geisteskultur teilweise Interessen-Assoziation mit den Strömungen der neuen Gegenwart in den jüdischen Reihen entstehen sehen. Das Judentum als solches war bei diesen Verhältnissen nicht in den Stand gesetzt, alle Geister zu fesseln und — der Anfang der Lauheit im Judentum war gegeben. Es soll hier nicht untersucht werden, wieviel Schuld hier der Orthodoxie beizumessen ist. Nur in neuen Gedanken und Formen hätte das Judentum seine alte Kraft mit Erfolg zeigen kön-

nen. Leider trat das liberale Judentum mit seinen frischen, zeitgemäßen Ideen erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts organisatorisch auf, somit leider verspätet genug.

Der Lauheit, der Gleichgültigkeit muß aus allen Lagern des Judentums ein energischer Kampfruf entgegenschallen! Werbung für's Judentum im Judentum soll die Parole heißen. Wir liberalen Juden haben insonderheit die Verpflichtung, für die Stärkung und Festigung des neuen Judentums zu sorgen. Unsere Ideale vermögen noch am ehesten die Geister an Israel zu fesseln, die sich ihm abgewandt hatten, die kein Bindungsglied mehr zwischen sich und der jüdischen Gemeinschaft zu finden verstanden. Darum ist es unsere Ueberzeugung, daß es im Interesse des Gesamt-Judentums ein liberales Judentum notwendig geben muß, das die Kraft besitzt, für das Wesen des Judentums immerdar zu begeistern und durch seine positive Arbeit alle Lauheit zu bannen.

Dann aber muß in unseren eigenen Reihen auch begeistertes Streben herrschen. Wir wollen ausnahmslos überzeugte Mitglieder für unsere gute Sache und nimmermehr nur teilnahmslose Mitläufer! Solche dienen uns nicht, sie schaden nur.

Nur in fanatischem Eifer werden wir unsere Ideen nach innen und nach außen zu Erfolgen führen können. Ueber das Ziel hinausschießen, hat dem Ziele selbst nie geschadet. Verwerfen wir nicht gleich den Begriff eines gewissen Fanatismus. Zur Auferweckung der Indolenz ist Begeisterung zu lau; machen wir uns daher heiligen Eifer zu eigen, dann werden wir uns zunächst notwendige Beachtung und Aufmerksamkeit sichern, wie zuletzt beste Erfolge.

Und gute Erfolge dürfen wir ebenfalls von der Arbeit unserer jungen Generation erhoffen, wenn wir unsere Jugend beizeiten zu voller Begeisterung und zu fanatischem Eifer erziehen. Es ist dies ohnehin unsere mindeste Pflicht. Schaffen wir allenthalben jüdisch-liberale Jugendvereine, die unseren Jünglingen und Mädchen den Hort zur Begründung, Ausbildung und Entwicklung jüdisch-liberaler Weltanschauung geben. Da kann schon eifervolle Betätigung unserer Hauptvereine einsetzen und zum wenigsten wäre die Neugründung von jüdisch-liberalen Jugendvereinen die nächste wichtigste Aufgabe derselben. Das Feld müssen wir für unsere Jugend unter allen Umständen behaupten, denn hier liegt unsere Zukunft, unsere Hoffnung.

„Mensch sein, heißt Kämpfer sein, Jude sein, umsomehr!" Kämpfen wir weiterhin mit heiligem Eifer für unsere Ideale und zeigen wir der Welt, daß wir ihr gewiß geben wollen, was ihrer ist, aber auch für uns beanspruchen, was unser ist. In dem alten Zeichen, im Zeichen der Religion wird unser Judentum einstmals siegen und den Sieg wollen wir vorbereiten helfen.

Beherzigen wir darum noch:

„Wer niemals im Kampfe gestanden,
wird nimmer als Sieger geehrt!"

„Das Buch vom jüdischen Gottesdienst.“

Von Rabbiner Dr. Dienemann-Ratibor.

Gegen Ende des verflossenen Jahres erschien als ein Teil des von der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums herausgegebenen „Grundrisses der Gesamtwissenschaft des Judentums“ das lang erwartete Buch, das von dem jüdischen Gottesdienst handelt. Es ist bearbeitet von dem rühmlichst bekannten Dozenten an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums Dr. Ismar Elbogen und führt den Titel „Der jüdische Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung“ (Leipzig, Gustav Fock, XVI und 619 S.). Der Besprechung dieses Buches gebührt ein breiter Raum in unserer Zeitschrift; und zwar nicht allein wegen seines inneren Wertes, sondern vor allem, weil dieses Blatt den religiösen Interessen dienen will und die Fürsorge für den Gottesdienst demzufolge eine der wichtigsten seiner Aufgaben ist. Eine lebendige Anteilnahme an der Ausgestaltung des jüd. Gottesdienstes kann die Kenntnis seiner inneren Gesetze, seiner Struktur, seines Werdens und der leitenden Ideen, die in ihm nach Ausdruck ringen, nicht entbehren. Nun hat es bislang an einem Werke gefehlt, das erschöpfend die ganze einschlägige Materie in einer Weise behandelt, daß auch der nicht fachmännisch Gebildete in das Verständnis eindringen kann. Wir hatten Darstellungen einzelner Teile des alten Gebetes und gelehrte Untersuchungen über die Piutim, die mittelalterlichen Dichtungen, aber nirgends gab es einen Ueberblick über den gesamten Gottesdienst, über sein Werden, den Plan und die Anlage des Gemeindegebets, über das Verhältnis der einzelnen Teile zu einander. Elbogen, dessen Bestreben darauf gerichtet war, „den Gottesdienst als Einheit anschaulich und greifbar in die Erscheinung treten zu lassen,“ füllt mit seinem Buche diese Lücke aus und füllt sie in einer Weise aus, daß man seiner Arbeitsleistung uneingeschränkte Anerkennung zollen und laut zum Ausdruck bringen muß, wie dankbar wir ihm für die Bereicherung unseres Wissens sein müssen.

Eine kurze, nur die wichtigsten Ueberschriften aufzählende Angabe des Inhalts wird einen ungefähren Begriff von der Fülle des Gebotenen geben. Er stellt zuerst den täglichen Gottesdienst dar. Die Teile, aus denen das Gemeindegebet sich heut zusammensetzt, werden nach einander besprochen, die Urform ihres Wortlautes wird erforscht, die Entwicklung, den die Gestaltung ihres Textes im Laufe der Jahrhunderte nahm, verfolgt, und wir gewahren, wie die einzelnen Stücke — mitunter gar nicht für den täglichen Gottesdienst gedacht, sondern von gewissen festlichen Tagen aus allmählich in ihn eingewandert — sich zu dem heut vorliegenden Ganzen zusammenfügten. Die Untersuchung der Textgestalt wird dadurch belebt, daß überall die leitenden Ideen, die in den verschiedenen Gebetstücken zum Ausdruck kommen sollen, herausgehoben werden, und es hat z. B. seinen besonderen Reiz, in einer zusammenhängenden Darstellung die Komposition und den Plan eines so wichtigen und geläufigen Gebetes wie der Schemoneh-Esreh, des Achtzehngebetes, zu erfahren. Daran schließt sich die Darstellung des Gottesdienstes an den ausgezeichneten Tagen, des Sabbats, der Halbfeste, Fasttage und Feste. Es folgt die Behandlung der Vorlesung und Auslegung der Bibel; die ganze Entwicklung, die die Thoravorlesung mit all ihrem Zubehör und die Schrifterläuterung seit den ältesten Tagen bis auf unsere Zeit

genommen hat, rollt sich vor uns ab. Daran reiht sich ein Kapitel, das die synagogale Poesie zum Thema hat, das Wesentliche und Wissenswerte über diesen Zweig des Gottesdienstes wird gegeben. Der Verfasser hat es mit Geschick vermieden, in Einzelheiten sich zu verlieren, die Darstellung wäre sonst ins Uferlose geraten und als eine Aneinanderreihung literarhistorischer Notizen unlesbar geworden. Bei den behandelten Themen, das verdient mit besonderem Nachdruck gerade hier betont zu werden, verfolgt der Verfasser seinen Gegenstand bis in die unmittelbare Gegenwart. Er macht nicht etwa bei dem Gebetbuche und den gottesdienstlichen Einrichtungen, wie sie vor dem Einsetzen der Reformbewegungen sich darboten, halt, sondern er läßt der Neuzeit und ihren Bestrebungen bis hin zu den Gebetbüchern der Berliner Reformgemeinde und der amerikanischen Gemeinden weitgehende Berücksichtigung zuteil werden, „weil in ihr nach einer langen Periode des Stillstands zum ersten Male seit mehr als tausend Jahren der Versuch zu einer wirklichen Entwicklung und Neugestaltung, zur Erzeugung geschichtlichen Lebens vorliegt.“

In all dem Voraufgegangenen war eine „Beschreibung des jüdischen Gottesdienstes“ gegeben, auch etwas, das bisher nirgends zu finden war. Wo konnte z. B. ein Nichtjude irgend etwas über den Gang des jüdischen Gottesdienstes, seine Organisation und über die Wertung, die das Judentum selbst den einzelnen Teilen zumißt, erfahren? Der Beschreibung der Einzelheiten läßt der Verfasser sodann eine zusammenfassende Geschichte des jüdischen Gottesdienstes folgen, in der die einzelnen Phasen der Entwicklung plastisch vor Augen treten: die Zeit, in der die Stammgebete ihre Fassung fanden, die Zeit der Erweiterung der Grundgebete, die Zeit der Piutim werden geschildert, und immer wird herausgehoben, was das Charakteristische einer jeden Zeit war, und in welcher Weise ihre Absichten und Ideen im Gottesdienst ihren Niederschlag fanden. Der Abschnitt klingt aus in einer Schilderung der Neuzeit, die wiederum meisterhaft ist in ihrer prägnanten, straffen und doch alles Wesentliche behandelnden Art. Als dritter Teil kommt dann, auch ein Novum in der Literatur über den synagogalen Gottesdienst, ein Abschnitt über die Organisation des jüdischen Gottesdienstes hinzu, in dem die gottesdienstlichen Gebäude, die Gemeinde und ihre Beamten und der gottesdienstliche Vortrag ihre Behandlung finden. In diesem letzten Kapitel erfährt auch die Orgelfrage ihre Würdigung, und es ist wohltuend wie der Verfasser in Uebereinstimmung mit allen nicht von der Parteileidenschaft Verblendeten dieser Frage, die in Deutschland zu einem Schibboleth der Parteien geworden ist, die wirkliche Bedeutung, oder richtiger die Bedeutungslosigkeit — als Gegenstand religiöser Parteiung — zumißt. „Sie wurde als ein tötlicher Angriff gegen das überlieferte Judentum, als eine Zerstörung des Wesens des jüdischen Gottesdienstes aufgefaßt, und obwohl der Kampf nunmehr nahezu ein Jahrhundert dauert, hat er an Schärfe nicht verloren. So erhielt die Orgel eine Bedeutung, die ihr nicht zukommt; aus einer Maßnahme, die nur vom Standpunkte der Aesthetik und der Zweckmäßigkeit zu beurteilen ist, wurde sie eine Frage des Parteiprogramms, ein Streitobjekt der sich bekämpfenden religiösen Richtungen.“

Einzelheiten der wissenschaftlichen Ergebnisse anzuführen, würde den Rahmen dieser Zeitschrift überschreiten, das Buch bietet zudem eine solche Fülle des Interessanten, Wissenswerten und Neuen, daß

man, fängt man erst an auszuwählen, in Versuchung käme, das halbe Buch auszuschreiben. Den Lesern dieser Blätter dürfte am besten mit einer knappen Wiedergabe des Gedankenganges des Teiles gedient sein, der die Geschichte des jüdischen Gottesdienstes zusammenfassend darstellt. Der Verfasser weist zunächst auf die weltgeschichtliche Bedeutung des jüdischen Gebet-Gottesdienstes überhaupt hin, daß „es das erste Mal in der Geschichte der Menschheit war, daß regelmäßige gottesdienstliche Versammlungen an Stätten gehalten wurden, die keine andere Weihe hatten als diejenige, welche die Vereinigungen der Gläubigen ihr gaben, es war ein Gottesdienst, der sich von den bis dahin bei allen Völkern üblichen Bräuchen befreite, auf alle materiellen Beigaben, wie Opfer und sonstige Darbietungen, auf die Vertretung durch Priester verzichtete und den Menschen mit seinem Gemütsleben in den Mittelpunkt der Gottesverehrung stellte.“

Wir werden zu den ersten Anfängen des Gemeindegebetes im Exil und in der nachexilischen Epoche hingeführt, in der der Typus der Stammgebete geprägt und die Grundform des Ablaufes des Gottesdienstes sich herausbildete. Der Verfasser geht dann dazu über, die Entwicklungsstufen der Zeit der Mischnah zu charakterisieren, in der die Teilnahme des Einzelnen am Gebete stärker hervorzutreten beginnt, und in der die Richtung der pharisäischen Frömmigkeit auf die Entfaltung der persönlichen Religiosität hinzielte und der religiöse Individualismus dank der Verbreitung und Vertiefung des Gebetes einen vollständigen Sieg errang. Der Gottesdienst jener Zeit ist kurz, die einzelnen Gebete gleichfalls kurz und geben den Gedanken, dem sie Ausdruck verleihen wollen, knapp und in einfacher, schlichter Sprache ohne Worthäufungen und Weitschweifigkeiten wieder. Es kommt dann die talmudische Zeit, in der man danach strebt, allgemein gültige Ordnungen der Gebete einzuführen. Die Betweise einzelner berühmter Männer, in der sich ihre persönliche Frömmigkeit widerspiegelte, wird zur Verpflichtung für alle erhoben, und der Umfang des Gebetes steigt. War bis dahin der Gestaltungskraft des Vorbetenden noch ein freier Spielraum gelassen und der Text flüssig, so wird er jetzt in festere Form gegossen, ein bestimmter Wortlaut fängt an, verbindlich zu werden. Gegen Ende der Epoche setzt die Erweiterung und Ausschmückung der Stammgebete ein, bei der allerdings mit der Erweiterung ein Fortschritt der Gedanken nicht mehr erzielt wird. Der Gottesdienst erfährt alsdann in den nächsten Jahrhunderten eine charakteristische Bereicherung durch den „Piut“, die Dichtungen, die zu dem Gefüge der Stammgebete hinzutreten. Reizvoll wird geschildert, wie sich diese Form der religiösen Ausdrucksweise nach mancherlei Kämpfen zur Herrschaft durchringt, wie die Kraft der Dichter an ihrem Stoff und ihrer Aufgabe wächst. Wir von heut stehen dem Piut nicht mit ungeteiltem Wohlwollen gegenüber, wir denken zu oft daran, daß gerade er dem Gottesdienst die lange Dauer und Ueberfülle verliehen hat, daß er in seiner nicht immer ungekünstelten Sprache dem Verständnis herbe Schwierigkeiten entgegengesetzt hat. Aber dieses Urteil — soviel Richtigkeit in ihm sein mag — ist ein einseitiges. Es wird der geschichtlichen Bedeutung dieser Gebetart nicht gerecht. Da sie nach der Festlegung des Wortlautes der Stammgebete dasjenige Element des Gottesdienstes war, bei dem keine Bindung vorlag, das in das Belieben der Gemeinde gestellt war, und dessen Wortlaut ganz dem Vorbeter überlassen blieb, so hob sie den Gottesdienst über die Eintönigkeit und Gleichförmigkeit hinaus und gab ihm Abwechselung und Beweglichkeit. „Für die Zeiten und die Kulturkreise, für die sie bestimmt

waren, erfüllten die Piutim ihren Zweck vollauf, man durfte nur nicht, wie es später geschah, absolute Werte daraus machen. Sie redeten zu jeder Zeit in ihrer Sprache, in ihren Anschauungen, sie waren die Dolmetscher der Empfindungen und Gedanken der unmittelbaren Gegenwart und boten dadurch ein Gegengewicht gegen die durch die Tradition festgelegte Masse der Stammgebete.“

Treffend wird nunmehr der Einfluß der Mystik gezeichnet, wie ein anfänglich wertvolles zur Verinnerlichung und zur Vertiefung der Andacht führendes Motiv schließlich in seiner Verzerrung ausartet. Aus dem Ueberschwang der Mystik stammt die ungesunde Häufung gleichbedeutender und gleichklingender Worte. Das Gebet wird zu einem Werkzeug zur gewaltsamen Herbeiziehung wunderbarer Wirkungen, zu einem Mittel der Einwirkung auf die überweltlichen Sphären, und diese Einwirkung soll zustande kommen durch das Achthaben auf die angeblich in dem Wortlaut des Gebetes verborgenen Geheimnisse. Und es begreift sich, daß man auf Grund dieser Anschauungen, die ihren bestimmenden Einfluß noch in der Zeit ausübten, da die Einfügung der Juden in die Kulturgemeinschaft der modernen Völker sich vollzog, die ganze nunmehr vorliegende Textgestalt der Gebete als „hochheilig“ ansah und in jeder Aenderung eine Zerstörung der Heilswirkung erblickte.

Der Ausgang dieser Epoche zeigt alle Merkmale der Entartung. Stücke von erhabenem Charakter und tiefer Frömmigkeit sind durch allzu häufige Verwendung abgeschwächt. „Die Gebete sind lang, vom ersten bis zum letzten Wort festgelegt, Bräuche, die für andere Zeiten und andere Umgebungen bestimmt waren, werden mit peinlichster Genauigkeit als strenge Vorschriften befolgt; die Belehrung ist fortgefallen, die Schriftverlesung durch die dabei eingerissenen Mißbräuche entartet, der Piut, der einst belehren wollte, beherrscht, obwohl nicht mehr verstanden, den Gottesdienst.“ Die Ueberschätzung des Brauches hat alle Bewegungsfreiheit gehemmt, der Brauch war zum Mißbrauch geworden. Mangel an Andacht und Aufmerksamkeit stellt sich ein und raubt dem Gottesdienst seinen Schmuck und seine Seele. Hierin Wandel zu schaffen, war die Aufgabe der Neuzeit.

Wie in ihr diese Aufgabe zu lösen versucht wurde, schildert der Verfasser im Fortgang seiner Darstellung. Und es war vielleicht das Schwierigste, hier die notwendige Objektivität zu wahren. Er vermeidet es glücklich, auf die ermüdende und verwirrende Fülle aller Kämpfe um die Lösung des Problems einzugehen, klar und fest umrissen treten die einzelnen Phasen der Entwicklung, die Ereignisse, die bestimmend auf den Gang der Geschichte einwirkten, und die wesentlichen Gesichtspunkte der Parteien vor Augen. Wir sehen, wie es am Beginn der Neuzeit der wesentliche Gedanke ist, eine ästhetischere Form des Gottesdienstes zu erzeugen und ihn im allgemeinen mit dem neu erworbenen deutschen Kulturempfinden in Einklang zu bringen; wie die Bewegung dann weiter dazu fortschreitet, die Textgestalt der Gebete innerlich in Einklang mit inzwischen geänderten theologischen Anschauungen zu bringen, damit das Gebet ein wahrhaftes und ehrliches Abbild der Frömmigkeit Israels sei. Wir erfahren aufs Neue, welche Fehler hier auf allen Seiten gemacht worden sind. Es ist für die ganze Entwicklung ein Unglück gewesen, daß sich in den entscheidenden Momenten der konservativ gerichtete Teil der deutschen Juden den notwendigen Anforderungen einer neuen Zeit verschloß. „Hätten,“ so führt der Verfasser in der Geschichte des Hamburger Tempels aus, „die Rabbiner, wie einsichtige Anhänger des Alten befürworteten, sich der neuen Bewegung bemächtigt, hätten sie auf die Reformer einzuwirken

und die nach ihrer Meinung begangenen Irrtümer abzustellen versucht, wer weiß, welche Entwicklung das Judentum in Deutschland genommen hätte.“ Und es war wiederum von Seiten vieler Neuerer ein schwerer Fehler, daß sie bei manchen Aenderungen sich weniger von religiösen Gesichtspunkten als von der Erwägung leiten ließen, es müsse diese oder jene Stelle des Gebetes dem Streben nach bürgerlicher Gleichberechtigung aufgeopfert werden. Das Recht der Gegenwart in allen Ehren, aber es darf nicht sein, „daß die Anpassung der Religion an die Gegenwart zum leitenden Prinzip der Reform wird, und daß alle Forderungen der Zeit für das höchste Gesetz auch in der Religion erklärt werden.“

An einen Schaden, an dem auch *wir* heute noch kranken, werden wir erinnert, wenn wir den folgenden Satz lesen: „Der schwerste Mißstand .... war der, daß Männer, die für ihre Person sich von der Beobachtung der herkömmlichen jüdischen Satzungen vollständig losgesagt hatten, gegen die Aenderung des unwesentlichsten Brauches in der Synagoge so entschieden Stellung nahmen, als wäre dadurch der Bestand des Judentums gefährdet.“

Was dem Verfasser als Aufgabe aller Reform erscheint, das sagt er, nachdem er das Anerkennenswerte, Berechtigte und Notwendige der Reform hervorgehoben und auf die Punkte hingewiesen hat, über die eigentlich eine Einigung zu erzielen sein müßte, mit folgenden Worten der Kritik: „Es bleibt der Arbeit genug zu tun; mit der Aenderung und Zusammenstreichung der Gebete ist wenig erreicht .... Es ist der Reformbewegung nicht gelungen, die angestrebte Freiheit in die gottesdienstlichen Formen zu bringen, dazu mangelte es ihren Anhängern an Verständnis, an liebevoller Vertiefung. Auch der Gefahr der Veräußerlichung ist der reformierte Gottesdienst nicht entgangen, sein Programm ist eine nicht minder starke Bindung geworden wie die der alten Gebetordnungen .... Die Vertrautheit mit dem Gottesdienst hat trotz seiner Vereinfachung nicht zugenommen, die Gleichgültigkeit gegen seine Einrichtungen ist gewachsen .... Darin aber liegt die wichtigste Aufgabe für die Zukunft, die alte Begeisterung für den Gottesdienst, die Innigkeit der Gebetsstimmung wieder zu erwecken. Der Gottesdienst muß wieder werden, was er den Vätern gewesen: der Mittelpunkt des religiösen Lebens, eine Stätte religiöser Sammlung und Weihe.“

Eines leuchtet aus allen Blättern des Buches erneut auf, das Fließende unseres Gottesdienstes, daß er in langen Perioden allmählich geworden ist, und daß man es, abgesehen von den letzten Jahrhunderten vor der Neuzeit, immer verstanden hat, das Gebet in lebendiger Beweglichkeit zu erhalten. Nicht ohne Neid schauen wir auf jene älteren Zeiten, in denen die Gebete einfach und kurz, den Bedürfnissen der Gemeinde angepaßt waren; und sieht man gar erst, wie die Auswahl in den Gebetbüchern, die sich bei uns Eingang verschafft hatten, wesentlich mit auf der Willkür der Drucker beruht, die sich für ihre Ausgaben der Gebete nicht grade von Erwägungen der Frömmigkeit leiten ließen, um so lächerlicher erscheint die Vergottung des Siddurs, der wir so oft begegnen. Nur daß auch wir niemals vergessen dürfen, daß „die Geschichte über alle radikalen Umwälzungen ihr Verdikt fällt,“ und daß ändern nur darf, wer selbst im Innern von wahrhafter und tiefer Frömmigkeit erfüllt ist und dieser Frömmigkeit Ausdruck geben will.

Dem Verfasser gebührt ein besonderes Lob für die vornehme Objektivität, in der das Buch gehalten ist. Sie ist gerade bei einem solchen Thema besonders schwierig, noch dazu, wenn man mit dem Herzen

schreibt. Der warme Herzton dringt überall hervor, man merkt es auf Schritt und Tritt, daß die Wissenschaftlichkeit den Verfasser nicht über die Sache stellt, so daß er ihr kühl als einem Objekt gelehrter Forschung gegenüberstünde, sondern daß er an dem Thema mit dem Herzen beteiligt ist, daß in diesem Buch ein Stück seines Lebens steckt, und daß er die Ueberzeugung verbreiten will, daß die Angelegenheiten des Gottesdienstes Lebensfragen für den Fortbestand der Glaubensgemeinschaft sind. Seine wissenschaftliche Vorsicht hält ihn von gewagten Hypothesen fern, die bei einem Gegenstande bei dem so vieles im Dunkel der frühen quellenlosen Geschichte verschwimmt, sich leicht aufdrängen. Er bekennt lieber, daß man dies oder jenes nicht oder noch nicht weiß, als daß er Hypothesen aufstellt, die im Bewußtsein des Ungelehrten alsbald zu Wahrheiten sich umformen. Denn das Werk soll auch ein Buch für die Laien sein, wer immer für jüdische Fragen Verständnis und Interesse hat, soll aus ihm lernen und in ihm Aufschluß über den Gottesdienst finden. Und daß es fleißig gelesen werde und so seinen wohltuenden Einfluß auf die Gestaltung unserer Gegenwart und Zukunft ausübe, das ist der warme Wunsch, den wir dem Buche, das mit seinen grundlegenden Forschungsergebnissen und seiner prägnanten Darstellungsart ein Musterwerk ist, freudig auf den Weg mitgeben.

Jüdische Denker des Mittelalters.*)

Von Max Wiener-Stettin. (Schluß.)

V.

Die Weltbetrachtung des Maimonides.

Die Wirkung einer Persönlichkeit auf Mit- und Nachwelt ist zum guten Teil davon bedingt, daß in ihrem Werke die schwebenden und tastenden Gedanken und Stimmungen ihrer Zeit klare Ausprägung finden. Das ist auch das Geheimnis der Größe des Maimonides.

Unsere Skizze über Jehuda ha-Levi sollte zeigen, daß das intellektualistische Lebensgefühl, das das Eigentümliche des religiösen Sinnes verkannte und Frömmigkeit letzten Endes im richtigen Denken verankerte, den jüdischen Geist denn doch nicht allein beherrschte; daß ihm nicht jegliches Verständnis dafür abging, in der Offenbarung des Göttlichen ein Erlebnis von ganz besonderer Art zu erfassen. Doch die geschichtliche Betrachtung lehrt, daß Jehuda ha-Levis Bekenntnis zur Religion seines Stammes eben nur eine Auflehnung gegen die übermächtige Gewalt jenes Grundgedankens war, der die Religion in die Vernunfterkenntnis auflöste.

Diese prinzipielle Richtung, die Hauptströmung im jüdischen Geistesleben des Mittelalters, führt Maimonides zum letzten Ziel. Was wir an seiner Arbeit bewundern, ist nicht bloß die verblüffende Vielseitigkeit seines Geistes, die ihm, dem größten Philosophen des mittelalterlichen Judentums, die unbestrittene Autorität des bedeutendsten Gesetzeslehrers eintrug, — sondern vor allem auch die Einheit und Geschlossenheit seines Denkens. Er ist einer der wenigen systematischen Denker großen Stils, die der jüdische Stamm geboren hat; seine Arbeit ein scharfes Bild des jüdischen Geistes, wie er, befruchtet durch seine Vermählung mit der Weltkultur, die höchste Höhe erklommen hat, die ihm im Mittelalter beschieden war.

*) Siehe Jahrgang 4, Hefte 4, 5, 8 und Jahrgang 5, Heft 8.

Das Leben der Juden jener Zeiten war gar nicht luftdicht abgeschlossen gegen Denken und Fühlen, das die Kräfte fremder Völker und religiöser Gemeinschaften erfüllte. Ja, man darf sagen, daß ihre führenden Geister dem Einstrom fremder Ideen sich vielleicht niemals bereitwilliger hingegeben haben. Mit vollem Bewußtsein erstrebte man die Verschmelzung der jüdischen Gedankenwelt mit dem allgemeinen Kulturgehalt, wie er sich in den erlesensten Persönlichkeiten außerhalb Israels offenbarte. Der Fanatismus des Glaubens, der ganz gewiß eine dauernde Begleiterscheinung mittelalterlicher Religiosität gewesen, verhinderte nicht das Emporkommen einer Art von einheitlicher Weltanschauung. Zu ihr verhielten sich die drei großen monotheistischen Religionen wie die Aeste eines Baumes zu seinem Stamm. Aristoteles, oder, was wenigstens die gelehrten arabischen Denker für seine Weltansicht hielten, war der große Lehrer, dem Juden und Christen und Mohammedaner nicht weniger gläubig vertrauten als den Meistern ihrer Religion. Wohl wurden dann und wann auch religiöse Bedenken gegen den antiken Weisen laut, aber das Werk des Griechen blieb doch das Fundament, auf dem die Pfeiler der religiösen Weltanschauung sich erhoben. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Maimonides beruht darin, daß er die aristotelische Lehre, die längst schon im Geiste der gelehrten Juden Wurzel geschlagen hatte, mit der religiösen Anschauung zu einem festen System verwob. Bei der Rolle, die sie im Geistesleben jener Tage spielte, verlohnt es sich, ihren Grundriß mit ein paar Strichen zu zeichnen.

Auch dem Heiden ist Gott der Ausgangspunkt alles Seins und Geschehens. Freilich ist es nicht der Gott, der seine Natur in seinem sittlichen Gesetz offenbart, sondern er ist metaphysisches Weltprinzip, der Quellpunkt aller Bewegung. Mit der Welt, der uns unmittelbar berührenden Wirklichkeit, steht er in einer höchst verwickelten Beziehung; denn zwischen ihm und dem Sein, das auf dieser Erde lebt, sind vermittelnde Welten eingeschoben, die himmlischen Sphären, welche sich um unsere irdische Sphäre lagern, so daß die Wirkung des Göttlichen erst durch jene Medien hindurch sich geltend macht. Aber die himmlischen Sphären sind nicht starre tote Welten, sondern werden von Geistwesen beherrscht und geleitet, die je nach ihrer Distanz vom Göttlichen größere oder geringere Vernünftigkeit bewähren. Der letzte — zehnte — dieser Sphärengeister ist die tätige Vernunft, das Prinzip des Lebens und des Geistes für die Welt unter dem Monde. Indem sie auf das menschliche Bewußtsein einströmt, wird die Vernünftigkeit unseres Geistes, die zuvor nur als verborgener Keim in uns schlummert, zu wirklichem Leben geweckt. Der Mensch gewinnt so einen Anteil am göttlichen Geist, der ihn über die engen Grenzen seiner Kreatürlichkeit hinausführt und durch die Erkenntnis des Wahren und Ewigen mit Unvergänglichkeit beschenkt.

Dieses — uns gewiß recht phantastisch anmutende — Weltsystem gehört zum eisernen Bestande der mittelalterlichen von Aristoteles und den Neuplatonikern geleiteten Denker. Für uns fragt es sich, wie Maimonides diesem Schema jüdischen Geist einzuhauchen verstand. Leicht war das nicht; denn man könnte meinen, daß hier an die Stelle des Monotheismus eine Mythologie gesetzt ist, kaum weniger bunt und glitzernd als die des heidnischen Götterhimmels, welche die biblische Religion so bekämpfte. Und doch bot diese Lehre die Möglichkeit, Grundgedanken des jüdischen Glaubens in eine Form zu gießen, die damals allein als wissenschaftlich galt.

Indem Gott in unermeßlichem Abstand über dem Irdischen thront, ward der Weg gezeigt, sein Wesen von aller Vermensch-

lichung rein zu halten. Was die Bibel begonnen hatte, die Geistigkeit und Unvergleichbarkeit Gottes den Menschen einzuprägen, das wurde jetzt durch das Mittel begrifflichen Denkens vollendet. Seine Natur wurde aller phantastischen Spekulation entrückt, seine Existenz stand dem Denken fest, freilich auch nur eine Existenz, die von dem Dasein der Kreatur sich grundsätzlich scheidet. Maimonides widmet das ganze erste Buch seines „Führers der Verirrten" dem Nachweis, daß die Sprechweise der Bibel, die Gott unbefangen alle möglichen körperlichen und geistigen Attribute beilegt, uneigentlich zu verstehen ist. Was sich von ihm in Wahrheit aussagen läßt, ist lediglich das, daß er über jedwede Unvollkommenheit erhaben ist.

In welchem Verhältnis steht nun dieser Gott, von dem wir nichts wissen, zu seinen Geschöpfen? — Hier taucht zuerst die Frage auf, ob denn überhaupt die Welt einem in der Zeit vollzogenen Schöpfungsakt ihr Dasein dankt, oder ob sie ewig ist. — Ewigkeit — oder Erschaffenheit des Daseins war eine Frage, in deren Lösung die arabischen Aristoteliker uneins waren. Die Konsequenz des Gedankens heischte offenbar die Unerschaffenheit des Universums; denn das Seiende strömt aus der Ueberfülle der Gottheit hervor; das ist ein Prozeß, so ewig und unwandelbar, wie das Wesen des göttlichen Reichtums selbst. Diese Theorie von der Emanation, zu welcher die islamischen Denker nach dem Vorgange der Neuplatoniker die aristotelische Lehre umgebogen hatten, mußte dem unbefangenen Geiste als unverträglich mit der biblischen Schöpfungslehre erscheinen. Gleichwohl zieht Maimonides diese Konsequenz nicht; aber wie er ausdrücklich bemerkt, nicht aus Gründen der religiösen Dogmatik, — denn die Schriftstellen scheinen ihm durchaus nicht die Auslegung im Sinne der Weltewigkeit zu verbieten, — sondern aus dem philosophischen Motiv heraus, daß keine zweifellos einleuchtenden Argumente für die Ewigkeit sprechen. In der Tat liegt für ihn hier wohl ein Non liquet vor.

Diese theoretische Frage konnte immerhin unbeantwortet bleiben, nicht aber die praktische: das Problem der Beziehung Gottes zum Schicksal seiner Geschöpfe, die Frage nach der Vorsehung. Dem fernen Gotte des Aristoteles, der ja nur als der Urquell aller lebenwirkenden Bewegung gelten will, brauchte die Gattung Mensch nicht mehr zu bedeuten als alle sonstigen Geschlechter des Geschaffenen überhaupt. So ist wirklich nach ihm eine Einwirkung der göttlichen Leitung auf die Geschicke auch der menschlichen Individuen ausgeschlossen. Hier konnte kein religiöser Denker dem antiken Weisen folgen. Maimonides macht sich auch keiner Inkonsequenz schuldig, wenn er auf das menschliche Individuum den göttlichen Geist einströmen läßt. Die Lehre von der „tätigen Vernunft" liefert ihm hier eine geschickt benutzte Handhabe. Jene von Gott ausgehende Intelligenz teilt sich den Menschen in mehr oder minder reicher Fülle mit. Je nach ihrer Fähigkeit, die niederen sinnlichen Seelenkräfte zu überwinden, und in der Hingabe an das Reich der reinen Gedanken ihr Genüge zu finden, werden die Geister der Menschen von jener überirdischen Vernunft überflutet. So ist zwischen Mensch und Gott eine Brücke geschlagen; das Höchste der irdischen Geschöpfe der unumschränkten Herrschaft des starren Naturgesetzes entrückt und der Fürsorge der heiligen Gottheit anvertraut. Durch die Freiheit des Willens können die allein auf das Sinnliche eingestellten Seelenvermögen bezwungen werden, wodurch die Bahn für das reine vernünftige Denken frei wird. So rückt der Schwerpunkt des Schicksals in die Sphäre der menschlichen Selbstbestimmung. Es ist freilich nicht — wie wir leicht sehen —, der sinnlich-natürliche Mensch, dem wahre

Wesenheit zukommt, und um den göttliche Vorsehung sich sorgt, sondern das vernünftige Geistwesen, das nur in dem Grade eigentliche Realität besitzt, als es im ernstlichen Kampf um die Wahrheit eine solide Erkenntnis des Seienden erringt.

Zu welchen Konsequenzen diese Gedankenreihe führte, das zeigt recht charakteristisch die Lehre des Maimonides von der Unsterblichkeit. Daß er alle sinnlich phantastische Ausschmückung des jenseitigen Lebens von vornherein ablehnt, ist bei seiner Geistesart selbstverständlich. Wenn er aber nur der Seele Unvergänglichkeit beizulegen vermag, so weit die wahren Ideen in ihr eine Heimat gefunden, so werden wir darin nicht bloß eine ungeheuerliche Ueberspannung der intellektualistischen Lebensrichtung erblicken, sondern uns auch fragen müssen, wie dann noch irgend welche Individualität übrigbleibt. Die Existenz des Geistes erscheint hier völlig eins mit der Existenz des Wahren, was er erkennt.

Die gleiche Grundanschauung leuchtet aus seiner Auffassung der wichtigsten Lehrstücke der jüdischen Religion entgegen: Die religiöse Wahrheit ist von den Propheten offenbart worden. Was ist ein Prophet? — Maimonides ist wohl der erste Theologe, der das Erlebnis, wie es sich in der Seele des Propheten abspielt, aus psychologischen Voraussetzungen zu erklären sucht: Im Propheten entfaltet sich das menschliche Wesen zu seiner Blüte, indem die Wirksamkeit der tätigen Vernunft sich die ganze Seele unterwirft und dem von ihr Geleiteten die Wahrheit in ihrer unmittelbaren Leuchtkraft zeigt. Traumbilder, Visionen, symbolische Handlungen, sie sind alle innerliche Vorgänge.

Diese Dinge haben für uns nur ein Interesse, weil sie als Ausstrahlungen *eines* mit Konsequenz festgehaltenen Grundprinzips erscheinen. Daß sich dieses auch fruchtbarer zu erweisen vermochte, das können wir aus der recht bedeutsamen Theorie über die Gründe des Zeremonialgesetzes ersehen. Maimonides weist jegliche geheimnisvolle mystische Motivierung ab. Jene Gebote gelten ihm grundsätzlich als Wege, die uns zu sittlicher Vollkommenheit führen sollen. Er erkennt, daß ein großer Teil des mosaischen Gesetzes, vor allem die so minutiösen Vorschriften über Opfer, allein der Absicht entspringt, eine scharfe Grenzlinie gegen das Heidentum aufzurichten, sieht in den kultischen Weisungen die Mittel zur Erziehung des Volkes für den Dienst des *einen* geistigen Gottes.

Die Tatsache einer Offenbarung wird nicht angetastet, Möglichkeit und Wirklichkeit von Wundern niemals bestritten, im Gegensatze zum aristotelischen Vorbild; aber freilich, indem die tätige Vernunft als ein metaphysisches Weltprinzip eingeführt ist, das zwischen Gott und der irdischen Welt vermittelt, ist das Wunder — bei Licht besehen — eigentlich des Charakters entkleidet, ein unheimlicher Gast aus einer fremden Welt zu sein. Und indem die Erkenntnis des Seienden in begnadeten Menschen ein klares Bild von der Natur der Dinge erzeugt, wird die Welt arm an dunklen Geheimnissen.

Es würde ein nüchterner, allzu kühler Geist diese Weltbetrachtung durchwehen, wenn nicht der Mensch selber, der Träger aller Erkenntnis, das Subjekt des Wissens, schließlich in einem Halbdunkel verschwände. Indem sein Wesen durch die Vermählung mit der tätigen Vernunft auf die schmale Brücke tritt, die zu dem geheimnisvollen ganz und gar unerkennbaren Gott führt, ergreift das Göttliche von der Seele des Sterblichen Besitz; in diesem Leben schon, geschweige denn erst in einem künftigen, wo das Ewige im Menschen zur Substanz der Wahrheit selber wird. Der vernünftige Geist gelangt am Ende des Weges, den ihm seine

eigene Natur weist, zwar nicht zur Vereinigung mit der Gottheit, — von diesem mystischen Gipfel hält sich Maimonides fern — aber er erklimmt eine höhere Stufe der Geistigkeit und nähert sich dem Göttlichen, das ihm seine Straße bahnt. Des Aristoteles Gott ist selig im ewigen Denken seiner selbst. Der Mensch des Maimonides erfüllt seine ewige Aufgabe, indem das Denken, das Erkennen der Wahrheit, zum Inhalt seines Lebens wird. Je näher er diesem Ziele rückt, je tiefer er die Welt, ihr wahrhaftes Wesen, die Offenbarung Gottes, in ihr erkennt, desto fester wurzelt er sich selbst in das Seiende ein. Er wird selber zur Wahrheit, wenn er mit aller Kraft seiner Seele wahrhaftig ist. Das mag ein eigener Weg sein, der zu Gott bringt, aber daß er würdig ist, zu so hohem Ziele zu führen, wird niemand leugnen.

Taufjudentum und Antisemitismus!

Von Dr. Felix Goldmann. (Schluß.)

Taufjuden als Feinde jüdischer Gleichberechtigung!

Täuflinge als erbitterte Gegner unserer Gleichberechtigung! In diesem Kapitel müßte man eigentlich die bisher erwähnten Namen nochmals vollzählig aufmarschieren lassen, denn bei allen Anklagen, Vorwürfen, Verleumdungen und Verfolgungen schlummert im Geheimen als letzter Antrieb der Wunsch, dem Juden sein Recht zu nehmen. Alle jene Männer aus jüdischem Stamme, welche sich zu Trägern und Werkzeugen des Judenhasses gemacht haben, gehören hierher. Wenn auch der Haß sich auf Sondergebieten austobt, Raub der Menschenrechte ist sein letztes Ziel! Ein Talmudfeind wie Pfefferkorn, ein Bekehrungsfanatiker wie Géronimo da Santa Fé, sie alle waren Feinde des jüdischen Rechtes. Hier seien nur noch einige Täuflinge behandelt, bei denen dieses Bestreben besonders markant hervortritt.

Der erste unter ihnen freilich, der große spanische Kirchenfürst Julian von Toledo, der um das Ende des siebenten Jahrhunderts lebte, sei nur mit Vorbehalt genannt, denn wenn er auch sicherlich von Juden abstammt — der Erzbischof Isidor Pacense von Paz Augusta, ein von den Historikern wegen seiner Zuverlässigkeit sehr geschätzter Geschichtsschreiber aus der Mitte des achten Jahrhunderts behauptet es mit aller Bestimmtheit — so läßt sich doch nicht mit voller Bestimmtheit feststellen, ob er selber oder seine Eltern zum Christentum übergetreten sind. Er erlangte (680) das Amt eines Erzbischofs von Toledo, und in dieser Eigenschaft präsidierte er dem zwölften Konzil von Toledo, welches nicht nur alte Gesetze gegen die Juden neu einschärfte, sondern auch neue verordnete, die an Unmenschlichkeit und Grausamkeit kaum zu übertreffen waren. Mit der Juden Religion machte man kurzen Prozeß. Es wurde ihnen einfach befohlen, sich nebst allen Kindern und Angehörigen innerhalb eines Jahres taufen zu lassen, sonst würden sie durch hundert Geißelhiebe, durch Konfiskation der Güter, durch Skalpieren, d. h. Abziehen der Kopf- und Stirnhaut (!) sowie durch Landesverweisung bestraft werden. Daß die Feier aller Feste, die Beschneidung, sogar die Unterscheidung von rituell Erlaubtem und Verbotenem untersagt war, ist gegenüber dem bereits erwähnten nur eine Kleinigkeit. Das Gesetz mit seinen unglaublichen Bestimmungen ist tatsächlich zur Anwendung gekommen. Von Julian ist noch bekannt, daß er ein

gegen die Juden und ihre Anschauungen gerichtetes Buch „de comprobatione sextae aetatis libri tres" verfaßt hat.

1464 veranlaßte in Frankreich der öfters erwähnte getaufte Dominikaner Pablo Christiani, daß König Ludwig XI. von Frankreich das alte kanonische Edikt vom Tragen der Judenabzeichen wieder einschärfte, und es wurde nicht nur eine besonders auffallende, abstoßende und rohe Form gewählt, sondern auf die Nichtbefolgung wurden auch schwere Geldstrafen gesetzt. Alle Bemühungen, eine Milderung herbeizuführen, scheiterten an der Zähigkeit des Täuflings. Der Befehl blieb denn auch bis zur Vertreibung der Juden aus Frankreich im Jahre 1306 in Kraft.

Eins der furchtbarsten Ungeheuer, die der Menschheit Geschichte aufzuweisen hat, der unerbittlichste und gehässigste Judenfeind, der dem schwergeprüften Israel unsagbare Leiden angetan und mehr noch zugedacht hat, war Salomo Levi aus Burgos (1350 bis 1435), ein Rabbiner von der strenggläubigsten Richtung, der infolge von Judenverfolgungen in seinem 40. Lebensjahre (etwa 1390) die Taufe annahm und seitdem in der Geschichte des Judentums unter dem Namen Paulus a Santa Maria (Paulus Burgensis) eine sehr traurige Berühmtheit erlangt hat. Wenn er auch selber in seinen Schriften den Uebertritt naturgemäß mit inneren Gründen zu rechtfertigen sucht, so war er doch in Wahrheit nichts wie ein von der Angst um sein kostbares Leben gejagter, ganz gerissener Karrièretäufling, und er bewies das alsbald, indem er den damals allein zu Ruhm und Ehren führenden Weg einschlug und Geistlicher wurde. Die Einzelheiten seiner beispiellos glänzenden Laufbahn seien hier übergangen; sie ist aber zum größten Teil darauf zurückzuführen, daß er meisterhaft die Juden anzuschwärzen verstand, daß er Judenverfolgungen anzettelte und besonders beim Könige und beim Papste Haß gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen zu erregen wußte. Dabei trieb er es so offensichtlich und auffallend, daß angesehene Christen, wie der Kardinal von Pampeluna sich davon angewidert fühlten und ihm — allerdings vergeblich — Schweigen auferlegten. Es wird berichtet, daß er dem Könige Heinrich III. den Rat gegeben habe, nicht nur keine Juden — das war natürlich und selbstverständlich — sondern auch keinen getauften Juden zu irgend einem Amte zuzulassen. Er kannte die Konkurrenz und fürchtete sie!

Zur eigentlichen wirksamen Entfaltung kam sein Judenhaß erst, als er nicht mehr bloßer Berater des Königs war, sondern selber Anteil an der Regierung hatte. Das war nach dem Tode Heinrichs III. der Fall, und als Mitglied des Staatsrates und Erzieher des minderjährigen Johann II. ließ er seine ganze Wut an den Juden Kastiliens aus. 1408 wurde von ihm ein älteres vergessenes Edikt aufgefrischt, welches den Juden jede Bekleidung von Aemtern streng untersagte; und diese Maßregel hatte praktische Bedeutung, da es damals Juden bis in die höchsten Stellen hinein gab. Paulus vermehrte nicht etwa den Druck einer verachteten und verarmten Menschenklasse, sondern er suchte eine angesehene Schicht zu Parias herabzudrücken. Der Jude, der das Gesetz übertrat, sollte hohe Geldstrafe bis zum Verlust seines ganzen Vermögens zahlen und gar noch Geißelhiebe erhalten. Aber auch der Christ, der einem Juden ein Amt gab, sollte schwer bestraft werden. Um den Erfolg zu sichern, sprach der Täufling dem Angeber einer Uebertretung sowie dem verurteilenden Gerichtshofe (!) je ein Drittel der konfiszierten Summe zu. Man kann sich hiernach einen Begriff von der Unabhängigkeit und Unparteilichkeit eines spanischen Gerichtshofes in solchen Klagen machen.

Das Hauptwerk dieses Renegaten waren aber die berüchtigten 21 Artikel vom 12. Januar 1412, die nach dem Urteil von antisemitischen Christen „kränkend hart, unmenschlich und grausam" waren. Die auf seine Veranlassung geschaffenen Gesetze hatten den ausgesprochenen Zweck, die Juden zu Bettlern zu machen, sie zu demütigen und zum Auswurf der Menschheit umzugestalten. Einige Sonderbestimmungen mögen die entsetzliche Gesinnungsroheit des Täuflings kennzeichnen. Die Juden sollten im Ghetto wohnen, und auf Uebertretung stand körperliche Züchtigung! Sie durften nicht Handwerker, nicht Aerzte werden, keine Geschäfte mit Christen betreiben, selbstverständlich auch keine Aemter bekleiden. Sie mußten Judentracht von grobem Stoffe und sonstige erniedrigende, grellfarbige Abzeichen tragen und sich den Bart wild wachsen lassen. Als Hauptstrafe war neben unerschwinglicher Geldbuße entehrende Peitschung bestimmt. Die Freizügigkeit wurde vollständig aufgehoben, wer bei einem Auswanderungsversuche ertappt wurde, mußte in die Sklaverei wandern. Die Juden wurden einfach wie Hunde behandelt, und die unerbittlich strenge und rohe Durchführung der Gesetze ertötete nicht nur jedes Ehrgefühl, sondern es stürzte die Wehrlosen in namenloses Elend. Die Reichen ließen sich taufen, die Armen wurden noch ärmer und allerorten machte sich als Begleiterscheinung eine geistige Proletarisierung geltend. Es ist nicht übertrieben, wenn ein Zeitgenosse die Folgen dieses Täuflingsstreiches also schildert: „Die Kinder starben auf dem Schoß der Mutter vor Not und Nacktheit". Der unbarmherzige Proselyt, der mit satter Genugtuung und unverhohlener Freude die Ausnahmegesetze und Mißhandlungen, die den unglückseligen Juden zugefügt wurden, aufzählt, konnte mit seinem Erfolge wohl zufrieden sein, und aus seinem Stolze darauf hat er niemals einen Hehl gemacht.

So war das Leben dieses Paulus gleich dem seines Namenspatrons ausgefüllt mit der Bekämpfung seiner ehemaligen Brüder. Am scheußlichsten ist vielleicht ein Zug, der aus dem Jahre vor seinem Tode berichtet wird. Da sprach er es nämlich kühnlich aus, daß Gott sich des Fernando Martinez aus Sevilla als eines Werkzeuges bedient habe, damit das tapfere (sic!) Volk angestachelt werde, das vergossene Blut Jesu an den Juden zu rächen! Dieser Fernando war nun ein Bluthund der allerschlimmsten Sorte, der Tausende und Abertausende von Juden, hilflose Greise, schwache Frauen, unschuldige Kinder dahingemordet hatte, der in Strömen von Judenblut und Judentränen watete. Diesen Judenschlächter preist der Täufling als das Werkzeug Gottes! Ein Grauen überkommt einen jeden, wenn er den Versuch macht, sich in die Seele eines Menschen zu versetzen, den Roheit und Gemeinheit der Gesinnung, den blinder fanatischer Haß zu einer solchen Gotteslästerung hinreißen konnten. Der innige Wunsch, den er im Anschluß daran aussprach, daß die blutigen Greuel von 1391 sich wiederholen möchten, scheiterte nur daran, daß geborene Christen, vor allem der berühmte Alvaro de Luna weniger judenfeindlich waren als der Apostat.

Durchaus des Vaters würdig, waren auch seine Söhne, welche Gonzala (1379 bis 1448) und Alfonso (1384—1456) de Cartagena hießen; beide waren spanische Kirchenfürsten, die auf dem Baseler Konzil (1431—1443), nicht damit zufrieden, daß ihr Vater die spanischen Juden ruiniert hatte, dasselbe Schicksal auch den Juden anderer Länder zudachten. Das Konzil und der Papst Eugenius IV. dachten anfangs garnicht daran, die Judenfrage zum Gegenstande der Verhandlungen zu machen oder gar die Juden als gefährlich zu betrachten und demgemäß zu behandeln.

Alfonso aber, der jüngere und verschlagenere von den Brüdern, setzte es durch, daß über sie zu Gericht gesessen wurde, und sein unermüdlicher, glühender Judenhaß erwirkte durch die Darstellung der Schädlichkeit der Juden, daß eine Bulle des schismatischen Papstes Benedikt XIII. wieder aufgefrischt und betätigt wurde. Alle Privilegien für die Juden wurden dadurch aufgehoben, alle alten kanonischen Gehässigkeiten erneuert. Aemter und Würden durften sie nicht bekleiden, neue Synagogen nicht bauen, alte nicht prächtig ausbessern lassen. In der Passionswoche mußten sie sich dem Anblicke der Welt entziehen. Ihrem Zeugnis wurde in Prozessen mit Andersgläubigen ein für allemal die Giltigkeit abgesprochen, Christen durften ihnen keine Dienste, nicht einmal am Sabbat, leisten. Das Gebot der Abzeichen und der besonderen Quartiere wurde eingeschärft und jede Uebertretung mit glatter Vermögenseinziehung bestraft. Natürlich hatte diese Kundgebung der ansehnlichen Baseler Versammlung weit größere Wirkung als die unwirksame Bulle eines abgesetzten Papstes, und die Täuflinge hatten sich nicht verrechnet. Die Juden waren vogelfrei geworden, und wäre in Spanien nicht damals der kluge Günstling Johannes II., der bereits erwähnte Alvaro de Luna wieder zu Macht gelangt, so wäre schon zu jener Zeit das spanische Judentum vollends zu Grunde gegangen. Nicht der Einfluß auf Spanien, wo ja nach dem Wirken des Paulus Burgensis nicht mehr viel zu verderben war, ist jedoch das Traurige an der Tätigkeit dieser Feinde, sondern ihr Erfolg in den anderen europäischen Ländern. Besonders galt dies von den deutschen Juden, deren soziale Stellung durch das Verbot der Zulassung zu Universitätsgraden wesentlich verschlechtert wurde, und es haben, wie Grätz treffend bemerkt, „die Söhne des Paulus Burgensis dem Judenhasse des Vaters eine europäische Tragweite gegeben."

Die bedauerliche Lage der Juden im heutigen Preußen ist gleichfalls mit auf das Werk eines Taufjuden zurückzuführen. Julius Schlesinger, der als Christ Julius Stahl hieß, eine Leuchte der protestantischen Orthodoxie wurde und die ihrer Satzung nach scharf antisemitische konservative Partei in Preußen gründete, hat sich zwar niemals zu direkten rohen Angriffen auf Judentum und Judenheit hinreißen lassen. Dazu war er viel zu klug! Aber durch sein staatsrechtliches System des „christlichen Staates", hat er in unserem Lande die Feindseligkeit gegen uns Juden fest verankert, und alles Leid und Unrecht, das aus diesem Begriffe bereits erwachsen ist und noch erwachsen wird, geht auf ihn zurück. Seine Schüler waren nicht so vorsichtig und klug wie er, und was sie an Judenhaß zu entwickeln imstande waren, möge das Beispiel seines gelehrigen Jüngers D. W. B. Fränkel erweisen, den wir bereits bei den Talmud- und Gebetsbeschuldigungen kennen gelernt haben. Dieser schrieb nach seinem Uebertritt zum Christentum im Jahre 1841 „das Bekenntnis eines Proselyten" und wenige Monate später ein Werk unter dem Titel: „Die Unmöglichkeit der Emanzipation der Juden im christlichen Staate." Zu welchen Konsequenzen die Lehren Stahls kleinere Geister anregten, mögen folgende interessante Punkte erweisen. Während Fränkel offen zugesteht, daß es einen Rechtsgrund für die Unterdrückung der Juden nicht gebe, verlangt er ihre Ausschließung aus allen Geschäften des Staates und erklärt ihre Emanzipation für unmöglich, weil sich dem der weltüberwindende Glaube des Christentums entgegenstellt. Nach altem Rezept beweist er das Christentum aus dem alten Testament, erklärt die hartnäckigen Juden allesamt für Verbrecher und verlangt, wenn auch ein wenig verklausuliert, weiter

nichts, als daß der Staat die Judenkinder ohne Rücksicht auf ihre und ihrer Eltern Ueberzeugung mit Gewalt taufen lasse, damit sie nicht im Unglauben aufwachsen! Diesem Renegaten, bei dem der beständige Schrei nach Staatsanwalt und Zuchthaus, sobald ein Gegner sich erdreistete, seinen Anschauungen oder gar seiner hirnverbrannten Bibelexegese entgegenzutreten, charakteristisch ist, hat seine Zeit bescheinigt, daß er nichts wie ein gemeiner Ueberläufer war, der den Abfall beschönigen wollte. Wenn dieser Taufjude im Jargon unserer Antisemitenpresse von „Uebergriffen des frechen Judentums" redete, wenn er gegen die Juden unsinnige Beschimpfungen schleuderte, wenn er sie die auszurottenden Feinde der Harmonie zwischen Christentum und Staat nannte, so mag er selbst verständigen Christen lächerlich erscheinen. Sein ceterum censeo: „Christlicher Staat" aber mahnt uns daran, daß er bei aller persönlichen Unwichtigkeit Fleisch ist vom Fleische Stahls, daß aus ihm dessen Lehre spricht, und daß es dieses Taufjuden Geist ist, der Preußen und Deutschland noch immer regiert und den grimmen und gefährlichen Judenhaß der regierenden Schichten der Bevölkerung mit erregt und verstärkt hat.*)

*) Diesem Kapitel sei eine charakteristische Mitteilung, die Philippson aus dem polnischen Aufstande von 1830/31 gibt, angefügt. Die Polen hatten damals den Fehler gemacht, die Juden zurückzuweisen, und besonders scharf vertrat den antisemitischen Standpunkt der erbitterte Judenfeind, der Geschichtsschreiber Joachim Lelewel. Selbst als alle anderen sich zu einer milden Auffassung der Judenfrage und zur Forderung der Emanzipation durchgerungen hatten, blieb Lelewel ein prinzipieller Gegner! Erst dann wurde ihm der Mund gestopft, als der Major Beniowski im Verlaufe eines litterarischen Streites nachwies, daß Lelewel nichts sei wie ein Renegat, der durch Beschimpfung der Juden vergessen machen wollte, daß er selber aus ihrer Gemeinschaft stammte. In demselben antisemitischen Sinne betätigte sich in Polen zu derselben Zeit ein anderer Täufling namens Klaczko.

Die Zukunft.

Vorliegende Zeilen machen, wie nochmals betont sei, nicht den Anspruch darauf, eine wissenschaftlich genaue oder auch nur annähernd erschöpfende Darstellung des Taufjudentums und seiner unendlichen Reihe von Verbrechen gegen das Judentum zu geben. Es ist nur von der Oberfläche des Kessels mit seinem übel duftenden Inhalt geschöpft worden. Wer tiefer hineingreifen und eine wirklich wissenschaftliche Geschichte Taufjudentums schreiben will, dem werden in den Quellen der jüdischen Geschichte noch so viele Namen von boshaften und verbrecherisch gesinnten Täuflingen, noch so viele ihrer Werke begegnen, daß er vielleicht Bände damit füllen kann. Und das ist nur das tatsächlich Nachweisbare! Wer weiß, wie viele nicht überlieferte Dramen von erschütternder Tragik sich abgespielt haben, bei denen Täuflinge ihre früheren Brüder in Not und Elend und Tod gestürzt haben! Wieviel Schmach und Schande, wieviel Leid und Unglück mögen sie auf dem Gewissen haben, wovon keine Chronik, kein Geschichtsbuch erzählt! Wieviele Seufzer aus gequälten Judenherzen mögen ungehört für ewig in der kalten Welt verklungen sein!

Die Zeiten sind andere geworden, und doch sind sie dieselben geblieben. Milder haben sie sich gestaltet in ihren Ausdrucksformen, aber gleich sind sie geblieben in den Gesinnungen der Taufjuden. Man naht uns gewiß nicht mehr mit Scheiterhaufen, Folter und Schwert. Aber auch wir sind feinfühliger und empfindsamer geworden, und die Nadelstiche von heute, die uns die kleinlichen Quälereien und Gehässigkeiten getaufter Lehrer, Richter und Offiziere, überhaupt aller Renegaten, die dazu die Macht haben, und mit denen uns das öffentliche Leben zu unserem Bedauern leider stets wieder in Berührung bringt, versetzen, treffen uns genau so empfindlich, ja

sie schmerzen vielleicht noch mehr als der Schwertstreich von einst.

In Wahrheit ist nichts anders geworden, denn es ist die gleiche Gesinnung eines unversöhnlichen Judenhasses, wenn der Taufjude Isidor Witkowski, den die Welt unter dem wohlklingenden Namen Maximilian Harden kennt, sich gegen die verhaßten „Söhne Sems" wendet, wenn er einen Erzjudenfeind wie Lueger verherrlicht; es ist der Ausdruck derselben Gesinnung, wenn die getauften Brüder Herrenfeld in Berlin davon leben, daß sie ihre ehemaligen Glaubensgenossen unter dem wiehernden Gelächter einer gesinnungsverwandten, antisemitischen Menge als Verbrecher und Wüstlinge schlimmster Sorte darstellen und verhöhnen, wenn der verstorbene Robert Jaffé, dessen fanatischer Judenhaß nach seinem Uebertritt zum Christentum tolle Orgien trieb, zu einem „geschätzten" Mitarbeiter des erzantisemitischen „Hammer" und zu einem Freunde des Ritualmordgläubigen Theodor Fritsch wurde. Wir wollen uns mit diesen Beispielen begnügen, die jeder, der mit Taufjuden zu tun hat, aus dem Schatze seiner persönlichen Erfahrungen beliebig vermehren kann. Nichts gibt uns Grund für die Annahme, daß sich irgend etwas geändert hätte, und heute wie ehedem steht der Satz fest, daß der Taufjude — von wenigen, sehr, sehr vereinzelten Ausnahmen abgesehen — Antisemit ist, daß er der Antisemit ist, den man am meisten zu fürchten, am energischsten zu bekämpfen hat. Denn er ist nicht Judenfeind aus Tradition, nicht aus Geschäftsinteresse, nicht aus Gedankenlosigkeit, nicht aus Unwissenheit, sondern sein Haß stammt aus echtester und innerster Herzensüberzeugung, die auf dem Selbsterhaltungstriebe beruht.

Geschichte ist keine theoretische, sondern eine eminent praktische Wissenschaft, aus der wir für die Gegenwart lernen müssen und wollen! Und hat uns die historische Betrachtung die Ueberzeugung gebracht, daß das Taufjudentum in früheren Tagen ein Faktor von unendlicher Schädlichkeit für unsere Gemeinschaft war, so wird sie uns mahnend antreiben, genauer in unsere Zeit zu schauen, sorgfältiger auf die Schläge zu achten, die wir von ihm erfahren, und immer mehr auf die Abwehr zu sinnen, die wir dem Hochmut, dem Haß und der Energie der Täuflinge entgegensetzen. Gewiß wird die wirksamste Bekämpfung des Renegatentums in der Stärkung unserer eigenen Reihen, in dem vorbeugenden Kampfe gegen den Abfall im Innern, in der Heranziehung der jüdischen Jugend zu aufrechten Charakteren, in der Wiedererweckung des altjüdischen Idealismus bestehen. Daneben aber bleibt die immer dringender werdende Aufgabe, auch den äußeren Kampf gegen unsere erbittertsten Feinde zwar nicht mit der Gehässigkeit und den niedrigen Mitteln der Renegaten, aber mit einer Schärfe und Energie zu führen, die an die der Täuflinge heranreicht.

Wie im einzelnen dem antisemitisch wirkenden Taufjudentum entgegengetreten werden muß, gehört nicht mehr in den Rahmen, den diese Ausführungen sich gesteckt haben. Sie wollen nur dazu beitragen, daß die Gefährlichkeit des Renegatentums erkannt, werde, daß in dem Programm jeder Selbstbewußtseins- und jeder Abwehrbewegung dieser Punkt an die ihm gebührende, nämlich die erste Stelle kommt, und wenn sie zu ihrem Teile dazu helfen, das jüdische Gewissen und das Gefühl für jüdische Ehre zu wecken, wenn sie Schwankenden durch Darreichen einer positiven Begründung für den Kampfstandpunkt den eines selbstbewußten Juden würdigen Weg zeigen, so ist ihr Zweck erreicht.

Die Zeit ist ernst, der Feinde sind viele! Des Judentums Gegner sind aber auch

Feinde der Menschheit und der Kultur. Denn wir kämpfen nicht für unser Recht, sondern für das Recht mit blankem und ehrlichem Stahl und fleckenlosem Schilde; sie aber führen als Waffe Verleumdung und Lüge, ihre Hilfstruppen sind Dummheit und Bosheit, ihr Ziel Unrecht und Anarchie! Sie vergiften alles, auch die öffentliche Moral, und gerade diese Arbeit wird am gründlichsten besorgt von dem Taufjudentum, das durch Feigheit und Falscheid sich die Stellung in der Welt erkauft, und auf dieser Grundlage naturgemäß die allgemeinen Begriffe von Recht und Sittlichkeit in's Wanken bringt.

Das Taufjudentum ist nicht unser Feind allein, es ist auch der Feind des Christentums, überhaupt jeder Religion, jeder Weltanschauung, die auf sittlichem Boden sich erhebt. Nicht einen Kampf um kleinliche, jüdische Sonderinteressen, nicht einen Kampf des Egoismus führen wir, sondern einen Kampf für Sittlichkeit, Moral und Kultur, für die höchsten Menschheitsgüter, wenn wir immer wieder und wieder den Weckruf erschallen lassen:

Kampf dem Taufjudentum!

Demagogie im Zionismus?

Von Dr. jur. Ernst Emil Schweitzer-Neurode.

Am 1. November vorigen Jahres fand in Breslau eine zionistische Versammlung statt, in der der erste Vorsitzende der Zionistischen Vereinigung Sokolow ein interessantes, durchaus unpolemisches Referat über die praktische Tätigkeit in Palästina hielt. An diesen Bericht knüpfte der Verfasser des Zionistischen Merkbuches und frühere langjährige Vorsitzende des Zionistischen Vereins in Breslau, Herr Zahnarzt Schachtel, eine kürzere Agitationsrede. Sei es nun, daß er der Wucht seiner sachlichen Argumente nicht genügend vertraute, sei es, daß er besondere Gründe hatte, auf jeden Fall hielt er es für angebracht, seine Auseinandersetzung mit den Liberalen mit einem persönlichen Angriff zu würzen. „Sie erinnern sich, meine Herren," so etwa führte Herr Schachtel aus, „daß hier vor einiger Zeit der liberale Führer Rabbiner Dr. Goldmann eine Rede gehalten hat; damals zeigte ich ihm eine von Herrn Marcuse verfaßte Schrift, in der sich der jüdische Verfasser für das Verbot der Einwanderung ausländischer Juden ausgesprochen hat. Ich forderte Goldmann auf, gegen diese Schrift Stellung zu nehmen; nun, Goldmann hat inzwischen unzählige Artikel gegen den Zionismus geschrieben, aber gegen Herrn Marcuse zu schreiben — dazu hat Rabbiner Goldmann noch nicht die Zeit gefunden."

Zur Erklärung sei bemerkt, daß Rabbiner Goldmann vor ca. 1 Jahr in Breslau auf Einladung des Jüdischen Diskutierklubs eine Rede gehalten hat, in der er die Weltanschauung des liberalen Judentums darlegte. Das Korreferat hielt der zionistische Vorsitzende des Klubs Herr Margulies. Obwohl auch noch zahlreiche andere zionistische und orthodoxe Redner das Wort ergriffen, bedeutete die Versammlung einen vollen Erfolg des Herrn Referenten. Was seine persönliche Auffassung anbelangt, so war ich schon damals ein Gegner des Zionismus, aber aus politischen, nicht aus religiösen Gründen; im Gegenteil hatte mich das von Rabbiner Joseph verfaßte „Judentum am Scheidewege" zu der Ueberzeugung gebracht, daß der Zionismus vom rein religiösen Standpunkt eher zu begrüßen sei. Erst der überaus klare und eindringliche Vortrag des Rabbiner Goldmann hat

mich über die Gegensätzlichkeit des Religionsjudentums zum Zionismus belehrt.

Und nun da ein Jahr verstrichen ist, sucht der Zionist Schachtel den Eindruck der Goldmannschen Rede hinterher abzuschwächen, indem er den abwesenden Gegner persönlich angreift, ohne auch nur das geringste tatsächliche Beweismaterial vorbringen zu können.

Hier zeigt sich jene bedauerliche Form der Agitation, die — Gott sei's geklagt, so viele unserer besten Glaubensgenossen von dem Besuche zionistischer Versammlungen und von einer ernsthaften Durchdenkung des nationaljüdischen Problems überhaupt abhält.

Hat denn Herr Zahnarzt Schachtel, hat denn Herr Sokolow, haben denn alle Größen des deutschen Zionismus ihre jüdische Zuverlässigkeit dadurch manifestieren müssen, daß sie samt und sonders Artikel gegen den in weitesten Kreisen völlig unbekannten Herrn Marcuse veröffentlichten?

Herr Zahnarzt Schachtel muß wissen, daß gerade die Zeitschrift des Centralvereins, deren Mitarbeiter Goldmann ist, erheblich größeren Raum der Bekämpfung des Antisemitismus widmet, als etwa die zionistische „Jüdische Rundschau" — und was ist der Ausnahmegesetze fordernde Herr Marcuse anders als ein jüdischer Antisemit? Herr Zahnarzt Schachtel muß wissen, daß auch der Verband deutscher Juden mit aller Entschiedenheit gegen die Ausschließung der russischen Juden aus Deutschland Stellung genommen hat; wie kann er es wagen, ein an sich offenbar sinnloses Argument gegen einen einzelnen vorzubringen, lediglich um so in einem unorientierten Versammlungspublikum falsche Vorstellungen über die grundsätzliche politische Haltung der nicht-zionistischen Juden zu erwecken?

Herr Zahnarzt Schachtel muß weiter wissen, daß Rabbiner Goldmann sich keineswegs auf die Auseinandersetzung mit Zionisten beschränkt, daß er noch in letzter Zeit „Im deutschen Reich" eine glänzende, tiefdurchdachte Begründung des jüdischen Kampfes um Gleichberechtigung gegeben und im „Liberalen Judentum" einen scharfen Waffengang gegen das Renegatentum der Taufjuden angetreten hat.

Wenn Herr Zahnarzt Schachtel gleichwohl Anhaltspunkte dafür hat, daß Rabbiner Goldmann für Ausnahmegesetze gegen die russischen Juden ist, dann heraus mit den Beweisen; und man kämpfe mit offenem Visier.

Ich bin der letzte, der sich über ein scharfes Wort, einen kräftigen Ton im politischen Leben zimperlich entrüsten würde, aber ich fordere Offenheit und Lauterkeit der Agitation. Denn es ist ein schlechtes Wort, daß die Politik den Charakter verderbe. Aller echte Kampf — im Staate wie innerhalb des Judentumes — ist Leben, ist Erziehung, ist Selbstbesinnung; aber dazu muß er mit ritterlichen Waffen geführt werden.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein Posen.

Anläßlich der Feier des Purimfestes vereinten wir uns am 14. März im Hotel „Mylius" zu einem großen Kinderballe, der im bunten Bilde eine rege Beteiligung „großer Knaben und kleiner Mädchen" sowohl vom Jugend- als auch vom Hauptverein zeigte.

20 Neuaufnahmen und verschiedene Spenden bildeten für uns den schönen Erfolg des Festes.

Am 7. April hielt Herr Rabbiner Dr. Salzberger aus Frankfurt a. M. einen Vortrag über das Thema: „Das Recht

auf den religiösen Liberalismus". Redner führte aus: Die Freiheit der religiösen Ueberzeugung ist ein unantastbares Gut; es gibt ein gleiches Recht auf den religiösen Liberalismus wie auf die orthodoxe Richtung. Liberalismus und Orthodoxie sind auf religiösem Gebiet keine Gegensätze, die sich zu befehden brauchen. Die konsequente Orthodoxie ist unbedingt notwendig, sie bildet die Wurzeln, die den Saft aufnehmen, aber nicht den kraftvollen Baum, der dem Licht zustrebt; der Liberalismus allein trägt Blätter und Blüten und freut sich der Mannigfaltigkeit des religiösen Lebens; hinsichtlich der grundlegenden Wahrheiten und sittlichen Gebote gibt es keine Parteien, das liberale Judentum tritt erst da auf den Plan, wo es sich um zeitlich bedingte Ausdrucksformen — Glaubensvorstellungen, Satzungen und Bräuche — für die ewig gültigen Wahrheiten handelt. Diesen Formen gegenüber gilt das Grundgesetz des religiösen Liberalismus: die Anerkennung der fortschreitenden Entwicklung, um die Religion vor Erstickung und Erstarrung zu bewahren. Durch wissenschaftliche Erforschung der Gründe der Religionsgesetze und durch Zurückgehen auf den Geist der Lehre soll ein Judentum gelehrt werden, das gelehrt werden kann. Es hat nie ein Judentum ohne Zeremonialgesetz gegeben, und es wird auch keines geben; das liberale Judentum will auch gar nicht, daß seine Bekenner frei und losgelöst von allen Banden sein sollen, sondern wendet sich dagegen, daß das Religionsgesetz, das nur Mittel zur Sittlichkeit sein sollte, zum Selbstzweck, zum unveränderlichen göttlichen Willensausdruck erhoben wird. Zeremonien, die durch ihre religiöse Weihe so bedeutungsvoll sind, daß sie den Grundstock des Judentums bilden, werden auch für den liberalen Juden bindend sein. Sabbate und Festtage bezeichnet die Schrift als göttliche Institutionen, allerdings muß da das schlichte biblische Arbeitsverbot in seine Rechte eingesetzt und die Maßlosigkeit der Auslegungen zurückgewiesen werden. Haus und Gotteshaus sind noch immer die Kultstätten des Judentums und sollen ganz besonders an Sabbaten und Festtagen als solche dienen. Dieses Streben gegen die Erstarrung religiöser Formen kann leicht zum Zusammensturz des ganzen Gebäudes führen, denn hierin liegt die Gefahr der schrankenlosen Ungebundenheit. Wer den Liberalismus so auffaßt, wird energisch von ihm abgeschüttelt, denn der religiöse Liberalismus will nicht niederreißen, sondern aufbauen; er betrachtet es nicht bloß als sein Recht, sondern als seine Pflicht, schadhafte Steine zu entfernen, aber nur, um dem Licht und der Luft Zutritt zu verschaffen. Man soll den Liberalismus, der sich nicht gegen die Orthodoxie, sondern gegen den Indifferentismus wendet, nicht im Munde führen, sondern ihn sich als Anschauung erkämpfen.

Die geistvollen Ausführungen, die in packender Weise zum Vortrag kamen, lösten lebhaften Beifall aus. Wir hoffen, Herrn Rabbiner Dr. Salzberger noch recht oft bei uns zu sehen.

Ili.

Rundschau.

Liberaler Verein der Synagogen-Gemeinde zu Breslau.

(Ortsgruppe für das Liberale Judentum in Deutschland.)

Seine diesjährige Generalversammlung hatte der Verein für den 23. März cr. in den großen Saal der Gesellschaft der Freunde einberufen.

Der Vorsitzende, Sanitätsrat Dr. Reich, eröffnete gegen 8½ Uhr die Sitzung und widmete zunächst den im Berichtsjahre dahingeschiedenen Mitgliedern tiefempfundene Worte des Dankes und der Erinnerung. Redner gedachte sodann der vor wenigen Monaten unter unserer Förderung erfolgten Begründung des hiesigen jüdisch-liberalen Jugendvereins, innerhalb dessen sich ein reges, erfreuliches Leben entwickelt, und welcher eine stark anwachsende Mitgliederzahl schon heute verzeichnen könne. Sodann gibt der Vorsitzende ein Bild von der weiteren Entwickelung der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland und spricht die Erwartung aus, daß nun, nachdem sich die erste Erregung über die „Richtlinien" gelegt habe, ein modus vivendi mit den anderen Richtungen innerhalb unserer Glaubensgemeinschaft gefunden werden würde, unbeschadet nachdrücklicher Verfolgung unserer liberalen Tendenzen.

Endlich weist er darauf hin, daß unser Verein gelegentlich der diesjährigen Repräsentanten-Wahlen seine statutenmäßige Tätigkeit energisch aufnehmen würde.

Nachdem sodann dem Schatzmeister sowohl, als auch dem Gesamt-Vorstande Entlastung erteilt worden war, knüpfte sich an den Geschäftsbericht eine längere Erörterung, an welcher sich wiederholt der stellvertretende Vorsitzende Herr Nathan Pasch beteiligte. Mitten in einer Erwiderungsrede wurde Herr Pasch von einem Herzschlage betroffen und verschied nach kurzer Zeit, trotzdem sich vier anwesende Aerzte eifrigst bemühten, das entfliehende Leben aufzuhalten.*)

Die Versammlung wurde unter dem Eindruck des tieftraurigen Ereignisses sofort geschlossen und es mußten die Referate: Gemeinde-Etat; Repräsentanten-Wahlen, ebenso wie der angekündigte Vortrag des Herrn Sanitätsrat Reich: „Die Legende von der Rasseneinheit der Juden", welcher vor unseren Mitgliedern und den mit uns versammelten Mitgliedern des Jüdisch-liberalen Jugendvereins gehalten werden sollte, leider unterbleiben.

*) Nathan Pasch-Breslau.

Der stellvertretende Vorsitzende des Liberalen Vereins der Synagogen-Gemeinde zu Breslau, Kaufmann Nathan Pasch, welcher diesem Verein seit seiner Begründung mit Eifer, Hingebung und Treue angehört hatte, ist mitten in einer Mitgliederversammlung vom Tode ereilt worden.

Nathan Pasch wäre im Mai 70 Jahre alt geworden und wollte diesen Tag in Rom, dem Ziele seiner sehnsüchtigen Wünsche verleben; das Schicksal hatte es anders bestimmt.

Mit Nathan Pasch verliert der liberale Verein zu Breslau, die jüdische Gemeinde ebenda, ja die Gesamtjudenheit einen ihrer besten Männer.

Von tiefem Gottvertrauen, kindlich-ergebener Religiosität erfüllt, verfocht Pasch seine liberal-moderne Auffassung zu allen Zeiten und allerorten mit unbeugsamer Energie und seltener Treue; aber seine dem liberalen Juden eigene Toleranz, sein stark ausgeprägter Gerechtigkeitssinn und seine bescheidene sympathische Persönlichkeit haben ihm auch weit in die Reihen konservativ denkender Männer hinein unbegrenzte Hochachtung verschafft.

Nathan Pasch war Mitglied der Repräsentanten-Versammlung, der Kultuskommission II und Vorsitzender des Verbandes zur Erziehung hilfsbedürftiger israelitischer Kinder.

Unabsehbar war die Zahl der Teilnehmer an seiner Bestattung; Rabbiner Prof.

Dr. Guttmann und Rabbiner Dr. Rosenthal widmeten dem Dahingeschiedenen Worte des Abschiedes und Dankes.

Der liberale Verein empfindet bitter die klaffende Lücke, welche hier der Tod gerissen, und wird den Verstorbenen nimmer vergessen.

Vereinigung für das liberale Judentum Ortsgruppe Elberfeld.

Am Donnerstag, den 26. März a. cr., sprach Herr Rabbiner Dr. Coblenz in unserer Ortsgruppe über das Thema: „Bedürfen wir modernen Juden noch der Religion?"

Redner führte aus, daß man zwischen Persönlichkeits- und Gemeinschaftsreligion zu unterscheiden habe. Demgemäß löse sich das Thema in die Doppelfrage auf: 1. Wie bildet sich Persönlichkeitsreligion? 2. In welchem Verhältnis steht die persönliche Religion des einzelnen zu der geschichtlich gewordenen Gemeinschaftsreligion? Bei der Beantwortung der ersten Frage wies Referent darauf hin, daß Persönlichkeitsreligion in allen Menschen lebt. Aus dem Gefühl der Ohnmacht und Hilflosigkeit gegenüber den übermächtigen Naturgewalten wuchs bei ihnen der Glaube an eine höhere Macht, die sie ihren Gott nannten und in der für sie alles Dunkle und Unverständliche seinen harmonischen Ausgleich fand. Dazu kam das Gefühl der Ehrfurcht vor der erhabenen Größe und dem nie versagenden Reichtum der Natur, in denen sich die unendliche Schöpferkraft Gottes offenbart. Diese Art von Religion findet sich schon, wenn auch in roher Form, bei den primitiven Völkern der Urzeit. Höher steht die Religion, die in der Erkenntnis der geistigen und sittlichen Mächte im Leben des einzelnen und der Gesamtheit wurzelt. Sie setzt bereits eine längere Kulturentwickelung voraus und war erst möglich, als die Menschen in der Würde und dem Adel ihrer eigenen Natur die Offenbarung Gottes begreifen lernten: Gott schuf den Menschen in seinem Bilde, im Bilde Gottes schuf er ihn. Und als Ebenbild Gottes ist der Mensch auch der Träger der sittlichen Weltordnung. Hier gilt das Wort Theodor Vischers: „Die sittliche Weltordnung ist nicht außer dir, sie ist durch dich. Glaube an sie, und du hilfst sie mit allen guten Menschen machen. Hier ist der Glaube die Ursache dessen, woran er glaubt. So ist es mit allem ethischen Glauben: „Was er glaubt, das macht er." Und dieser Glaube ist die tiefste und reinste Persönlichkeitsreligion, die uns eignet. Seine Schöpfer sind die Propheten. Sie erkannten auch in den Niederlagen ihres eigenen Volkes den Ausdruck der sittlichen Weltordnung. Sie urteilten: Wenn Israel durch seinen Wandel seine sittliche Kraft verloren hat, dann sind die fremden Völker, die es unterjochen, die Zuchtrute Gottes, die das göttliche Strafgericht an dem Volke vollzieht, und keine Macht der Erde kann Israel davor retten, es sei denn, daß es sich selber rettet durch die ernste Arbeit seiner sittlichen Wiedergeburt. Die Propheten haben uns den Begriff der Weltgeschichte im Sinne des Dichterwortes gegeben: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Ein Stück solcher Persönlichkeitsreligion lebt bewußt oder unbewußt in jedem Menschen. Sogar der Freigeist kann sich ihr nicht entziehen. Ein klassisches Beispiel dafür ist unter den modernen Gottesleugnern Friedrich Nietzsche, der trotz seines Atheismus doch eine tiefreligiöse Natur war und im Banne des religiösen Gedankens stand. Auch der Monismus ist eine Art religiöser Bewegung, der aber gerade das fehlt, was den Bekennern der geschichtlich gewordenen Religionen ihre Kraft und ihren Reichtum gibt: das innige Verwachsensein mit einer Jahrtausende alten religiösen Kultur. Das ist überhaupt der verhängnisvolle Fehler vieler religiös ge

stimmter Menschen der Gegenwart, die ihre Persönlichkeitsreligion der Gemeinschaftsreligion nicht einfügen wollen: sie unterschätzen die geschichtlichen Mächte der Tradition und der Entwickelung, denen niemand sich zu entziehen vermag, ohne sich selbst zu entwurzeln.

Wie sind denn die Gemeinschaftsreligionen entstanden? Doch nur aus der Persönlichkeitsreligion der vielen einzelnen innerhalb der Gemeinschaft. Jedes Glied des Volkes hat unbewußt an der Bildung des traditionellen Bekenntnisses mitgearbeitet und selbst von diesem wieder religiöse Werte empfangen. Und dieser Prozeß der stetigen Entwicklung dauert in der Gegenwart noch fort. Es ist ein wechselseitiges Geben und Nehmen. Das gilt für alle geschichtlichen Religionen; das gilt insbesondere auch für das Judentum. Auch das Judentum unserer Zeit hat die Aufgabe, das überlieferte religiöse Gut der Gemeinschaft und die Persönlichkeitsreligion des einzelnen im Geiste der Zeit auszugleichen und zu versöhnen. Jeder religiös veranlagte, freigesinnte, moderne Jude, der an dieser Aufgabe nicht mitarbeitet, sondern sich auf seine Persönlichkeitsreligion zurückzieht, stärkt durch seine Passivität das moralische Recht der Orthodoxie, ihre religiösen Anschauungen als die allein maßgebenden innerhalb der Gemeinschaft durchzusetzen. Wir Juden sprechen so viel von unserer Mission nach außen. Mission nach außen aber hat nur Sinn, wenn ihr die innere Mission vorausgegangen ist. Wir freisinnigen, modernen Juden müssen als religiöse Menschen wieder jüdischer werden. Wir sind zu sehr Abwehrjuden geworden, nichts als Abwehrjuden; wir haben das Judentum zu ausschließlich ins Politische übersetzt, und der religiöse Gedanke wurde dadurch in den Hintergrund gedrängt. Abwehr muß sein, aber das Judentum darf sich nicht in der Abwehr erschöpfen. Ein Stolz auf das Judentum, dem das religiöse Interessiertsein fehlt, ist Schlagwort und Phrase ohne Inhalt, oder es ist nationaler Stolz. Judentum soll Religion und nur Religion sein. Religion aber verlangt Betätigung. Wir müssen uns als religiöse Juden betätigen, oder wir sind keine Juden mehr. Reformen haben nur dann Bestand, wenn sie von innen heraus wachsen, wenn der freie Geist der Gesamtheit sie hält und trägt. Freier Geist und religiöses Interesse müssen sich verbinden, um Persönlichkeitsreligion und Gemeinschaftsbekenntnis im Geiste der modernen Zeit auszugleichen und zu versöhnen. Nur unter dieser Voraussetzung kann das Judentum seine Mission in der Welt erfüllen.

Der Vortrag wurde sehr beifällig von den Besuchern der Versammlung aufgenommen (es waren wohl 250 Damen und Herren anwesend). Als eine Folge des Vortrages konnten wir auch wieder eine Anzahl Beitrittserklärungen zu unserer Ortsgruppe entgegennehmen.

Frankfurt a. M. Der freisinnige Verein für jüdisches Gemeindeleben veranstaltete im Februar und März zwei gut besuchte Vortragsabende; auf dem ersten führte Herr Professor Dr. Gräfenberg in Wort und durch eindrucksvolle Lichtbilder Bilder aus der einstigen spanischen Heimat der Juden vor; auf dem letzteren referierte Herr Rabbiner Dr. Seligmann über „Judentum in Amerika".

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 49.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 5. **Jahrgang 6.** **Mai 1914.**

Zum 70. Geburtstage von Siegmund Maybaum.

Von Rabbiner Dr. G. Salzberger-Frankfurt a. M.

Am 29. April hat der in der deutschen Judenheit allgemein bekannte und verehrte Rabbiner der Berliner jüdischen Gemeinde Siegmund Maybaum das siebente Jahrzehnt seines Lebens vollendet. Obwohl der Jubilar diesen Tag, fern der Stätte seines mehr als dreißigjährigen glänzenden Wirkens, im sonnigen Süden, umgeben nur von den Allernächsten, beging, konnte er sich dennoch den zahllosen Glückwünschen nicht entziehen, die seine Amtsgenossen, seine Freunde, seine Schüler ihm darbrachten. Sie alle empfanden es als ein Herzensbedürfnis, sichtbarlich Dank und Verehrung zu zollen dem Prediger, der sie an heiliger Stätte durch sein Wort so oft erhoben, getröstet und zu frommem Handeln gespornt, dem Seelsorger, der in den tausend Fragen, Sorgen und Nöten des Lebens ihnen mit klugem Rat, mit liebevoller Hilfe zur Seite gestanden, dem Lehrer, der durch lebendigen Unterricht in den Herzen seiner Zöglinge Verständnis, Liebe und Stolz für die Geschichte und die Religion der Väter zu erwecken gewußt, dem Kollegen, der als erster Vorsitzender des Rabbiner-Verbands in Deutschland mit rastloser Tatkraft und aufopfernder Hingebung für die materielle Sicherstellung der Witwen und Waisen der verstorbenen Amtsbrüder sich gemüht hat. Aber über das Persönliche hinaus galt die Huldigung dem Theologen, der zu den unerschrockensten und konsequentesten Vertretern des religiösen Liberalismus der Gegenwart zählt.

Als Maybaum vor acht Jahren unter großen Ehrungen das Jubiläum seiner 25-jährigen Amtstätigkeit in der Gemeinde der Reichshauptstadt feierte, hat er seine wissenschaftlichen Verdienste, die ihm als dem ersten Rabbiner Deutschlands den Professortitel eintrugen, bescheiden in Abrede gestellt und für sich lediglich den „praktischen Theologen" in Anspruch genommen. In der Tat liegt in der praktischen Theologie seine eigentliche Bedeutung, aber in jener Praxis, die aus gediegenstem und umfassendstem jüdischem Wissen, wie aus allgemeiner Bildung herauswächst. Nur so konnte er wiederum die praktische Theologie zu einer Wissenschaft erheben oder doch zu ihrer wissenschaftlichen Grundlegung die ersten erfolgreichen Versuche machen, vor allem in seiner „Jüdischen Homiletik" und seiner „Methodik des jüdischen Religionsunterrichtes". Von einer maßvoll besonnenen, aber auch unzweideutigen, offenen liberalen Anschauung sind diese beiden Schriften, wie

viele kleinere Abhandlungen, seine sorgfältigst ausgearbeiteten Gutachten zumal, erfüllt. Denn wiewohl (oder auch weil) in der Schule des Talmudismus groß geworden, hat der Verfasser nach Geigers Vorgang sich rückhaltlos zu dem Gedanken der Entwickelung in der Religion bekannt und diesen Gedanken in zwei größeren Werken, der Geschichte der Entwicklung des israelitischen Priestertums und Prophetentums, historisch begründet. Aus dem Nachweis einer organischen Entwicklung innerhalb der Religion entnimmt er nicht allein das Recht, sondern auch die Forderung des wahren Liberalismus: die bewußte allmähliche geschichtliche Erneuerung und Verjüngung des Judentums.

Diese eminent praktische Forderung hat Maybaum zum Leitstern seiner theologischen Tätigkeit gemacht; dabei kam ihm zustatten, daß er die Tätigkeit in Berlin ausüben konnte, der Zentrale der Intelligenz wie auch des Fortschritts, in einer Gemeinde, der Mendelssohn den Stempel seines Geistes aufgedrückt hatte. Hier konnte er, aller Gegnerschaft zum Trotz, an einer zeitgemäßen Umgestaltung des öffentlichen Gottesdienstes mitarbeiten, der in der Hauptsache das hebräische Gebet beibehält, zugleich eine ansprechende deutsche Uebersetzung bietend, der Wiederholungen vermeidet, Längen und veraltete Vorstellungen streicht und durch Orgel und Chor auch auf den ästhetisch gebildeten Beter wirkt, ohne den jüdischen Charakter zu verleugnen. Innerhalb des Gottesdienstes hat Maybaum der Predigt eine hervorragende Stellung zugewiesen, ja sie zum beherrschenden geistigen Mittelpunkt der Andacht gemacht. Indem er, nach den berühmten Vorbildern von Jellinek und Holdheim, die ewigen Wahrheiten unserer Bibel und rabbinische Lebensweisheit mit den religiösen Fragen unserer Zeit überraschend geistvoll in Beziehung setzte und den immer bedeutenden gedanklichen Kern in ein aus Klarheit, Geschmeidigkeit, Adel und Poesie der Sprache gewobenes Gewand kleidete, hat er mustergiltige jüdische Kanzelreden geschaffen, die, wie nur wenige, auch dem Leser, nicht nur dem Hörer, einen unerschöpflichen Genuß gewähren. Freilich, nur der Kenner weiß zu schätzen, wie Maybaum hier den von ihm gründlich erforschten und meisterhaft beherrschten Midrasch ins Moderne umgebildet hat, nur er weiß die Summe gewissenhaftester, peinlichster Kleinarbeit zu würdigen, die in diesen Predigten enthalten ist. Klassische Predigten kann man eben nicht aus dem Aermel schütteln; was man aus dem Aermel schüttelt, sagt Joël, ein wahrer Klassiker der jüdischen Predigt, ist Staub.

Wie auf die öffentliche Andacht, so hat Maybaum auf die häusliche jederzeit großen Wert gelegt; er hat u. a., um die schöne Seder-Feier jedem jüdischen Hause zu erhalten, eine Haggada in geschmackvoller Uebersetzung herausgegeben. Die religiöse Erziehung der Jugend ist ihm, wie allen, denen die Zukunft des Judentums am Herzen liegt, eine der wichtigsten Aufgaben. Was er in seiner „Methodik des jüdischen Religionsunterrichtes" theoretisch auseinandersetzt, das hat er oft genug in der Praxis erprobt. Und nicht etwa nur die religiöse Belehrung der Knaben und eine würdige Ausgestaltung ihrer „Barmizwo-Feier" hat er sich angelegen sein lassen — er war ein unermüdlicher und am Ende auch erfolgreicher Vorkämpfer der jüdischen Mädchenkonfirmation.

Mit der liebevollsten Hingabe hat sich Maybaum dem Unterricht an der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums" gewidmet. An der „Hochschule", als die sie gedacht war, konnte er einer heranreifenden Generation von Rabbinern, und mehr als einer, Lehrer und Führer in praktischer Theologie

sein. Keiner, der einmal zu den Füßen dieses Meisters gesessen, wird die Stunden der Unterweisung in Midrasch, Homiletik und Methodik, ganz gewiß nicht die homiletischen Uebungen vergessen. Wie hat Maybaum durch sein jugendliches Feuer, durch den Reichtum seiner beruflichen Erfahrungen, durch die Sicherheit und Schärfe seiner Kritik seine Hörer zu fesseln, zu überzeugen und hinzureißen verstanden! Er hat es selbst wiederholt bekannt, daß die Heranbildung der jungen Theologen ihm die höchste und liebste Pflicht sei.

Die weitaus meisten seiner ehemaligen Schüler sind nun in größeren oder kleineren Gemeinden des Vaterlandes seine Amtsgenossen geworden. Aber nach allen Himmelsgegenden versprengt, blicken sie in einmütiger Dankbarkeit und Verehrung zu ihm auf und streben nach besten Kräften, ihren hohen Beruf in seinem Geiste zu erfüllen: dem Geiste wissenschaftlicher Erkenntnis und besonnenen Fortschritts, dem Geiste tiefer Religiosität und treuester Pflichterfüllung.

Möge das Bewußtsein, tausendfachen Segen ausgestreut zu haben, dem hochverehrten Jubilar den Lebensabend verklären und die Freude an dem blühenden häuslichen Glück erhöhen! Möge ihm in der wohlverdienten Muße das Alter im Lichte des biblischen Spruches erscheinen: ateres til'eres sewo, bederech zedoko timmoze. Eine Ruhmeskrone ist das Silberhaar, das auf dem Wege gotterfüllten Wirkens gefunden ward.

Gottlieb Klein.

Von Hermann Vogelstein.

„Die Männer der Treue gehen dahin." Der Getreuesten einer, geistig und wissenschaftlich auf hoher Warte stehend, durchtränkt von den Ideen des liberalen Judentums, ein unablässig Schaffender, ein lauterer Charakter und eine sonnige Natur war Gottlieb Klein. Sein Tod ist ein überaus schmerzlicher, schwerer Verlust für das Gesamtjudentum und besonders für die liberale Sache. Denn wie nur wenige besaß er die Gabe, aus der Tiefe seiner Ueberzeugung heraus andere für das zu begeistern, was in ihm nach schweren Kämpfen den Kern seiner Persönlichkeit bildete. Von ihm gilt in der Tat das Goethesche Wort. Er ist ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein. Aber er war keine Kampfnatur. Eine liebenswürdige Persönlichkeit, ein Mann, der in Frieden und Freundschaft mit allen, auch mit den Andersdenkenden leben wollte und zu leben verstand, ein treuer Freund seiner Freunde und ein überzeugungstreuer, ernster, tief religiöser Denker — so steht mir seit meinen Kinderjahren sein Bild vor Augen, so hat es sich mir wieder befestigt, als ich im letzten Sommer das Glück hatte, nach Jahrzehnten wieder ein paar Stunden mit ihm zu verleben. Wohl wußte ich seit Jahren, daß ein schweres Leiden an ihm zehrte; aber seine Lebendigkeit und Frische ließ mich nicht ahnen, daß er uns so bald entrissen werden sollte.

Gottlieb Klein ist am 18. Februar 1852 in Hommona in Ungarn geboren. Frühzeitig kam er auf die Jeschiba nach Eisenstadt, wo er der Schüler Israel Hildesheimers war. Aber schon dem halbwüchsigen Knaben genügte die einseitige talmudische Bildung nicht. Ein unbezähmbarer Drang nach Wissen trieb ihn fort nach Deutschland. Wie ein Anachronismus mutet es uns an, daß er aus seiner Heimat bis nach Mainz unter den schwierigsten Verhältnissen größtenteils

zu Fuße gewandert ist. Mit unbeugsamer Energie hielt er unverrückt sein Ziel im Auge. Ueberraschend schnell machte der ungarische Talmudjünger sich die Schätze deutscher Kultur zu eigen, achtzehnjährig konnte er bereits die Universität beziehen. In Heidelberg und ganz besonders in Berlin studierte er. Die innere Umwandlung, die unter Kämpfen bereits in Ungarn begonnen hatte, vollendete sich in diesen Jahren. Er wurde ein begeisterter Schüler und Verehrer Abraham Geigers. An der Herausgabe von Geigers nachgelassenen Schriften hat er und sein Landsmann Immanuel Löw besonderen Anteil gehabt.

Fünfundzwanzigjährig wurde Klein Rabbiner in Schüttenhofen. Unwillkürlich muß ich lächeln, wenn ich an das kleine, reizend gelegene Städtchen im Böhmerwalde denke, in das er mich im folgenden Jahre auf ein paar Tage als seinen Gast mitnahm. Ein kleiner Ort, fernab vom Weltverkehr, eine kleine jüdische Gemeinde: das der Wirkungskreis eines Mannes, der zu den Großen in unserem Judentum zählt! Für ihn war es eine vortreffliche, wertvolle Vorbereitungszeit. Auf der Reise nach Schüttenhofen war er 1877 zuerst in das Haus meiner Eltern in Pilsen gekommen. Mir hat sich der Eindruck seines ersten Besuches unauslöschlich eingeprägt. Noch heute sehe ich ihn vor mir in meines Vaters Arbeitszimmer mit seiner hohen Stirn, dem langen, hellblonden Haar, dem rotblonden Bart — und dem lebendigen, leuchtenden Auge. Rasch war zwischen den beiden Männern feste, treue Freundschaft geschlossen; als dritter gehörte diesem Freundeskreise der benachbarte Maybaum in Saaz an. Drei Rabbiner von gleichen Anschauungen, mit gleichem Streben, so nahe bei einander. Es war ein reger, gegenseitig anregender Verkehr, so kurze Zeit er auch dauerte. 1879 bereits wurde Klein nach Elbing berufen, im Sommer jenes Jahres führte er die Tochter des mit Geiger in seiner Breslauer Zeit eng befreundeten Professors M. A. Levy heim, die ihm eine gleich strebende, verständnisvolle, in seiner wissenschaftlichen wie amtlichen Wirksamkeit ihn fördernde Lebensgefährtin wurde. Es ist ein unendlich glückliches Haus gewesen, in dem eine Schar von Kindern von gleicher geistiger Regsamkeit und Bedeutung wie die Eltern aufgewachsen ist.

Auch das Elbinger Rabbinat hielt Klein nur wenige Jahre. So kurz diese Tätigkeit war, so nachhaltig war sie. Elbinger Gemeindemitglieder aus jener Zeit und manche seiner Schüler in Elbing und dem benachbarten Marienburg haben mir noch nach einem Menschenalter mit Verehrung und Liebe von Klein gesprochen. Seit 1883 wirkte er in Stockholm. Dort trat er zu dem gelehrten König Oskar in Beziehung, die geradezu freundschaftlichen Charakter trug. Der König ließ sich von ihm Vorlesungen halten und zeichnete ihn durch Orden und zahlreiche Beweise königlicher Huld aus, 1897 verlieh er ihm den Professortitel. Der ungarische Talmudjünger der vertraute Freund eines Königs. Welche Wandlung! Aber wie war der Mann gewachsen! Das Amt in Stockholm stellte ihn vor außerordentlich schwierige Probleme. Er hatte rasch die schwedische Sprache erlernt und soll in schwedischer Sprache ein ebenso vorzüglicher Redner gewesen sein wie in deutscher Sprache. Die eigenartige Struktur der jüdischen Gemeinde hatte eigenartige religiöse Verhältnisse geschaffen. Ich erinnere mich, wie er bei einem Besuche in meinem Elternhause 1885 von seiner Wirksamkeit erzählte. Die Jugend suchte er zu gewinnen und durch die Jugend auf die Häuser zu wirken. Wie vieles auch unvollendet geblieben, in wie vielem ihm der Erfolg versagt geblieben sein mag: er hat Großes

geschaffen, viel für die Hebung des religiösen Lebens geleistet. Das war nur möglich durch seine freisinnige Auffassung des Judentums, die er von Anfang an klar und offen vertrat. Er ist den Anschauungen Geigers treu geblieben, in der praktischen Betätigung freilich über Geiger hinausgehend. Seine Gemeinde wußte, was sie an ihm hatte. Sie schätzte und liebte ihren Seelsorger und gab diesen Gefühlen gelegentlich seines 25jährigen Amtsjubiläums Ausdruck. Als in den letzten Jahren Krankheit wiederholt seine Arbeitskraft beeinträchtigte, wollte sie ihn durch Anstellung eines zweiten Rabbiners entlasten, der in seinem Sinne wirken und dereinst sein Nachfolger werden sollte. Er hat die Erleichterung nicht mehr erleben sollen.

Seine Wirksamkeit in Stockholm griff weit über den Kreis seiner Gemeinde hinaus. Mit den führenden christlichen Theologen Schwedens, mit den gelehrten Kreisen der Hauptstadt stand er in regem, freundschaftlichem Verkehr; in theologischen und sonstigen wissenschaftlichen Fragen hörte man auf sein Urteil. So hat er das Ansehen des Judentums und seiner Gemeinde außerordentlich gehoben. Das aber vermochte er, weil er, der glänzende Redner, der hervorragende praktische Rabbiner, im Grunde seines Wesens eine Gelehrtennatur war. Aus der Wissenschaft schöpfte er, in der Wissenschaft lebte er. Ganz besonders sind seine Studien dem Judentum zur Zeit der Entstehung des Christentums und den religionsgeschichtlichen Voraussetzungen und Bedingungen des Christentums gewidmet gewesen. Dies Gebiet hat er auf das gründlichste beherrscht. Vorurteilsfrei, aber mit glühender Liebe für das Judentum sind seine Arbeiten geschrieben. Von seinen zahlreichen Aufsätzen in der Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft ganz zu schweigen, sei nur sein wertvolles Buch „Der älteste christliche Katechismus und die jüdische Propagandaliteratur" genannt. Hier zeigt er die religiöse Entwicklung des Judentums, die universalistische Tendenz der jüdischen Weisheitsliteratur. Er zeigt namentlich die universalistische Richtung des Proselytenunterrichts und der diesem Zwecke dienenden jüdischen Schriften und legt das Jüdische in dem ältesten christlichen Katechismus, der Didache, dar. In dem Schlußkapitel des Buches beschäftigt er sich mit dem Apostel Paulus. Die Persönlichkeit dieses Mannes, der dem Christentum die entscheidende, es vom Judentum endgiltig trennende Richtung gegeben hat, und die Probleme, die diese Persönlichkeit darbietet, fesselten ihn seitdem. Ein großes Werk über Paulus hatte er unter der Feder. Sein Gesundheitszustand hinderte ihn an der Fertigstellung. Kaum wage ich zu hoffen, daß die Vorarbeiten so weit gediehen sind, daß die Herausgabe des Werkes aus dem Nachlaß möglich ist.

Innerhalb des Judentumes ist in weitere Kreise seine Würdigung Abraham Geigers als praktischer Theologe und Reformer in dem zur Geigercentenarfeier erschienenen Werke gedrungen. Hier verfolgt der Schüler die Entwicklung des Lehrers als Theologen. Die gleiche Ueberzeugung, die Begeisterung für die freisinnige Auffassung des Judentums, der zuversichtliche Glaube an die große Zukunft des Judentums klingt aus jedem Satz heraus.

Der letzte Sommer schien Klein die alte Frische wiedergegeben zu haben, arbeitsfroh kehrte er heim. Da erkrankte er unmittelbar an dem Versöhnungstage, nach schwerem Leiden ist er kurz vor dem Peßachfest verschieden. Die Worte, die den Eingang und den Abschluß seiner großzügigen Würdigung Geigers bilden, die aus der Tiefe seiner Seele heraus geschrieben sind, gelten fast buchstäblich von ihm selbst:

Aus der Enge des Ghetto ist er zu den

Höhen reinen Menschentums, Judentum und Deutschtum aufs innigste in sich verschmelzend, emporgestiegen. Was er unter schweren inneren Kämpfen für sich errungen, das wollte er seinen Brüdern bringen. Trotz aller Verketzerung und trotz allen Indifferentismus ist er seinem großen Ziele treu geblieben. Der Heilige Israels wird dereinst allen Menschen das heilige Gesetz in die Herzen schreiben. Das war der Glaube, der im Mittelpunkt seiner Hoffnungen und Wünsche stand. Diesem großen Menschheitsziele war seine Lebensarbeit geweiht.

Wir trauern um einen großen Führer. Sein Andenken bleibt uns heilig. Dem Ziel, dem er zustrebte, gilt unsere Arbeit.

Religiöse Assimilation.

Von Dr. J. Ziegler-Karlsbad.

In der Nummer 51 vom verflossenen Jahre der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" veröffentlichte ich unter dem Titel „Chanuka oder Weihnacht" einen Ruf an die liberalen Juden, die Weihnachtsfeier in ihren Familien aufzulassen und nicht den 24. Dezember, sondern den Abend des 24. Kislew als Makkabäerfest mit ihren Kindern zu feiern. Es wurde mir imputiert, ich hätte in diesem Artikel den Antrag gestellt, die Juden *sollen* am 24. Kislew eine Menora aus Tannenbäumchen anfertigen und einführen. Wer den betreffenden Passus meines Artikels liest und nicht mehr hineinlesen will als darin steht, wird mir recht geben, wenn ich mich gegen diese Insinuation energisch verwahre. Der Absatz lautet: „Ja, selbst *wenn* ihr in euerem Schönheitsdrang und Gleichheitsstreben eine *Menora* aus schönen Tannenbäumchen mit 8 Zweigen euch verfertiget, und *wenn* es nicht 8, sondern 80 Kerzlein sind, die ihr zu Ehren des Abends und zur Freude euerer Kinder anzünden wollet, warum nicht?" Es liegt auf der Hand, daß ich damit keinerlei *Antrag* stelle, sondern kein Unglück und keine Versündigung am Judentum darin erblicke, wenn *jene* Juden, die bis nun den Christbaum angezündet hatten, der *leichteren Heimkehr* zu Liebe den liebgewonnenen Tannenbaum in der Menoraform beibehalten.

Im letzten Februarheft der Monatsschrift „Liberales Judentum" geht nun Herr Justizrat *Makower* — einer jener Laien, denen ich in den vielfach so arg mißverstandenen „Briefe eines Laien" die Feder geliehen habe — einen ordentlichen Sprung weiter. Er stellt den Antrag, beim 24. Dezember zu bleiben und diesen Abend statt des 24. Kislew zum Makkabäerabend zu erheben. Er begründet seinen Antrag damit, daß „nur die Wiederherstellung des Ghetto hindern würde können, daß die Wellen des allgemeinen Volksfestes auch an die Herzen des jüdischen Bevölkerungsteils schlagen." Justizrat *Makower* will damit sagen: *In der Freiheit sei auch die religiöse Assimilation unausweichlich.* Demgegenüber betont Dr. Seligmann in einem Nachtrag zu diesem Artikel mit denkbar schärfstem Nachdruck: „Je weniger das liberale Judentum etwas wissen will von nationaler, kultureller, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Absonderung, um so mehr muß es sich gegen *jede religiöse Assimilation* mit der leidenschaftlichen Kraft des Selbsterhaltungstriebes wehren." D. h. also: *Nur keine religiöse Assimilation!*

Mit diesem Artikel beschäftigt sich die zionistische „Jüdische Rundschau" vom 20. März l. J. In dem diesbezüglichen Artikel

heißt es: „Die Vorstellung aber, daß man die Assimilation auf allen Gebieten des Lebens zum Programm erheben, auf einem bestimmten Gebiete aber, dem religiösen, vermeiden könne, ist eine Utopie im schlimmsten Sinne des Wortes, ein Irrtum. Alle Aeußerungen des Lebens innerhalb einer bestimmten Gruppe von Individuen hängen aufs engste miteinander zusammen. Es wäre ganz verkehrt, zu glauben, daß hier reinliche Scheidung möglich wäre". Der Verfasser dieses Artikels teilt sonach vollinhaltlich die Ansicht Makowers, daß in der Freiheit die religiöse Assimilation ebenso kommen müsse wie die bürgerliche.

Es stehen hier somit zwei für das Judentum unserer Zeit außerordentlich schwerwiegende Anschauungen einander schroff gegenüber. Die eine besagt: Eine Minorität kann sich in der Freiheit auch vor religiöser Assimilation nicht schützen. Die andere dagegen behauptet: sie muß und kann es. Die Bedeutung dieser Frage ist so groß für das heutige Judentum, daß ihre eingehende Erörterung gerade in diesen Blättern mir unerläßlich erscheint.

* * *

Vor allem muß eines konstatiert werden: Was unter dem Begriff „Assimilierung" bekämpft wird, ist in Wahrheit nicht die Assimilierung. Bei allem Respekt vor der Presse sei konstatiert, daß sie schon häufig mit ihren Wortbildungen viel Unheil angerichtet hat. Ein klassisches Beispiel dafür ist die Erhebung des Wortes Assimilation zum Schlagwort von Seiten unserer nationalistischen und zionistischen Journalisten. Es hätte kein schlechteres Zeitungswort geprägt werden können; keines, das so die Begriffe verwirrt, und ineinander geworfen hat. An dem unseligen Zwist, der in unseren Reihen heute tobt, hat die Wahl dieses Wortes nicht wenig Schuld. Es hat Entzweiung hervorgerufen selbst dort, wo sie vollständig vermieden hätte werden können. Vielleicht ist die Beseitigung dieses Wortes und der mit ihm verbundenen Verwirrung auch jetzt noch geeignet, manche Kluft zu überbrücken, die auf den ersten Blick unüberbrückbar zu sein scheint. Wir wollen den Versuch machen.

* * *

Was ist Assimilation, zu deutsch Verähnlichung, Anpassung? Das Wort bedeutet in der Biologie das Bestreben des Schwächeren, den Stärkeren ähnlich zu erscheinen, um dadurch vor feindlichen Angriffen gesicherter, in den Lebensbedingungen geschützter zu sein. Dieser Stärkere muß nicht gerade ein organisches Lebewesen sein, er ist, besonders in der Pflanzen- und untergeordneten Tierwelt, noch viel häufiger Klima, Bodenbeschaffenheit, Luft, Wasser, oder sonst etwas, das in irgend einer Richtung stärker ist. Assimilation ist sonach immer und überall: Selbsterhaltung.

Einige Gesetze der Assimilation werden wir gut tun im Auge zu behalten.

Da Selbsterhaltung ein natürlicher Trieb ist, ist auch die ihm allein dienende Assimilation natürlich, d. h. instinktiv, ein Muß, dessen Unterbleiben die Existenz gefährdet. Man kann allerdings Assimilationen auch künstlich herbeiführen, jedoch nur die Gelegenheit dazu, die Assimilation als solche, ist immer instinktiv. Man wird z. B. um einen Salamander mit gelber Farbe schwarzfärbig zu machen, ihn Jahre lang auf Gartenerde halten. Die Gelegenheit ist daher künstlich gegeben. Daß aber der Salamander dann wirklich die schwarze Farbe bekommt, ist die natürliche Folge der künstlichen Gelegenheit; die Anpassung selbst ist bei organischen Lebewesen niemals künstlich. Eine zweite wichtige Tatsache ist, daß die Assimilierung alle Organe, alle

Körperteile betreffen kann. Vor nichts macht sie Halt. Wie sie sich nie vollzieht, wenn es nicht notwendig ist, so ist ihr nichts heilig, wenn es zur Selbsterhaltung je notwendig ist: Farbe, Haut, Ohren, Augen, Verdauungsorgane, Zeugungsorgane, alles und jedes ist der Assimilation unterworfen. Natürlich gibt es Lebewesen, die sich leichter, andere, die sich schwerer assimilieren; es gibt Organe, die Jahre brauchen, ehe sie sich anpassen, während manche schneller die Verähnlichung durchmachen. Das hängt aufs engste zusammen nicht nur mit der Widerstandskraft der ursprünglichen Organe, sondern auch mit der Angriffskraft dessen, dem sich das Schwächere anpassen soll.

Die Jahre lange Beobachtung der Assimilation hat auch gezeigt, daß sie hauptsächlich in Zeiten tiefsten Friedens vor sich geht, nicht aber in Tagen heißer schwerer Kämpfe. Gewiß, jede Assimilation ist an sich ein Kampf, wie jedes Muß ein Kampf ist, aber, um mich paradox auszudrücken, ein friedlicher Kampf: si vis pacem, para bellum. Jesaja II, 6 ff. ist der Typus der Assimilation.

Es gibt aber nicht nur eine Assimilierung, sondern auch eine Reassimilierung. Wenn ein Salamander mit vorwiegend schwarzer Farbe auf Lehmerde gehalten wird, nimmt er eine gelbe Farbe an. Wenn dann wieder dieser gelb gewordene Salamander Jahre lang auf Gartenerde gehalten wird, nimmt er seine ursprüngliche schwarze Farbe wieder an. Es können Tiere das Augenlicht durch Assimilierung verlieren, gewinnen es jedoch auch wieder durch Reassimilierung. So sehen wir, wie die Assimilation das gesamte Tier- und Pflanzenreich beherrscht im Dienste des höchsten Naturgesetzes, der Selbsterhaltung.

* * *

Daß der Mensch demselben Gesetze unterworfen ist, und zwar unter genau denselben Modalitäten, ist ein Faktum, dem sich heute wohl niemand verschließen wird. Für den Menschen spielt die Assimilation dieselbe wichtige Rolle wie für das gesamte Reich der organischen Lebewesen. Auch der Mensch muß sich assimilieren, anpassen an Klima, Boden, an Menschen, an Verhältnisse, an Kultur und Zivilisation. Wer heute in China genau so leben will wie in Preußen, geht, sobald er schwächer ist als sein neues Milieu, bald zu Grunde. Der ungeheuere Trieb der Selbsterhaltung zwingt jedem die Anpassung auf. Sie ist daher auch beim Menschen natürlich, instinktiv und schließt auch beim Menschen nichts aus, nichts Körperliches und nichts Geistiges. Was sich anpassen muß, paßt sich eben an, aber nie weiter als die Selbsterhaltung es verlangt: Farbe, Sprache, Verdauung, Kleidung, Aug' und Ohr, alles, alles ist diesem Gesetze auch beim Menschen unterworfen: Denken, Fühlen, Arbeiten; Sitte, Religion, Brauch, nichts entzieht sich der Assimilation. — Auch das lehrt die Erfahrung, daß die Menschen verschiedentlich sich assimilieren: der eine leichter, der andere schwerer, je nach der Kraft der zur Assimilation bestimmten Organe und der Angriffsmacht des Milieus, dem er sich anpassen muß. — Und daß die Anpassung des Menschen an den Menschen, an neue Verhältnisse eigentlich nur in Friedenszeiten, im freundschaftlichen Nebeneinanderleben vor sich geht, kann wohl nicht bezweifelt werden. — Finden wir so den Menschen ebenso allen Gesetzen der Anpassung unterordnet, wie die andere organische Welt, so ist auch das wichtige Moment der Reassimilierung bei ihm zu Hause. Hat sich ein Europäer in Amerika eingelebt, ist in Sprache, Denkweise, Gebahren, und Sichgeben ein Amerikaner geworden, wird er sich, in die Heimat zurückgekehrt, nach

mehrjährigem Aufenthalt in Europa, ohneweiters reassimilieren, so er die Absicht hat in Europa zu bleiben. Es steckt darin weder Heuchelei, noch irgend eine Charakterlosigkeit, die Reassimilation ist ein Zwang der Selbsterhaltung, vor dem sich alles beugt und beugen muß. Gewiß ist bei der schon vollzogenen Assimilation der Kulturmenschen an einander der Anpassungsprozeß heute nicht so intensiv, wie er vor Jahrhunderten gewesen ist, aber da ist er, und kein Verstand, keine Vernunft kann sich ihm mit Erfolg entgegenstellen, wenn ihn der Selbsterhaltungstrieb zur Tat zwingt. Er wird durch Vernunft, Bildung und Kultur geschärft, in diese oder jene Bahn gelenkt, aber nie verdrängt.

Ziehen wir aus diesen biologischen Tatsachen die Konsequenzen, gipfeln sie in der Erkenntnis, daß der ungeheueren, im Selbsterhaltungstriebe wurzelnden Macht der Assimilation niemand und nichts widerstehen kann. Also auch Religion nicht. Fordert der Selbsterhaltungstrieb des Menschen die Assimilation der Religion, assimiliert sich auch die. Sich bürgerlich zu assimilieren, religiös nicht, kann also absolut nicht von außen dekretiert werden. Das dekretiert sich selbst von innen heraus. Genügt der Selbsterhaltung die bürgerliche, wirtschaftliche Assimilation, wird der Mensch auch nie weiter gehen; die dem Menschen von Natur aus innewohnende Gewohnheitskraft des Beharrens, der Stabilität läßt eine künstliche, zwecklose Assimilation gar nicht zu. Erscheint ihm auch die religiöse unerläßlich, wird er auch die vollziehen, unerbittlich, ohne zu zaudern. Des Menschen Herr und Gebieter ist die Selbsterhaltung.

* * *

An der Herde aber, am Volkstum, an der Gesamtheit bricht sich die Macht der Selbsterhaltung; hier wird die Selbsterhaltung paralysiert von der Arterhaltung, hier findet sie ihren Herrn und Meister. Der Mensch als Herdentier wird vom Drang der Selbsterhaltung zum Ganzen getrieben und fühlt sich am wohlsten und sichersten in der Masse der Seinen. Um diese Sicherheit nicht zu verlieren, opfert er manches, vieles, und so wird der Selbsterhaltungstrieb korrigiert, reguliert, veredelt und geadelt durch das Interesse an der Gesamtheit, durch die Arterhaltung, diese eigentlich vollendetste Befriedigung der Selbsterhaltung. Die Zugehörigkeit zu einer gleichgearteten, in sich geschlossenen Gruppe erleichtert die Lebensbedingungen, erhöht die Widerstandskraft und verringert die Kampfnotwendigkeiten. Sehr anschaulich zeigt sich das im freiwilligen Ghetto der russischen Juden in London und Newyork. Wir haben leicht wünschen, sie mögen sich über das ganze Land zerstreuen. Würde aber die Zerstreuten die neue Welt nicht zermalmen? Wären sie gewachsen den ungeheueren Kämpfen der Selbsterhaltung? Gerade der Trieb ihrer Selbsterhaltung will das Letzte nicht wagen und schafft einen Rückhalt in der Herde. Vereint haben sie sich die alte Heimat in der neuen erhalten, gewinnen in der Gemeinschaft festen Boden und können langsam den Anforderungen der Assimilation nachkommen. Die Landflucht der heutigen Juden, ihr Zug nach den großen Städten, wie wir das heute in Deutschland und Oesterreich beobachten können, ist ebenfalls auf den Herdentrieb zurückzuführen, der im Ganzen die beste Gewähr der Selbsterhaltung bietet.

Die durch das Zusammenleben mit der Gesamtheit gewonnene Sicherheit macht also die persönliche Assimilation zumteil entbehrlich. Da, wie wir wissen, die Anpassung nur auf inneren Zwang vor sich geht, entfällt sie oder verringert sie sich im Volkstum, weil sie da weniger oder gar nicht notwendig ist. Aber selbst

wenn der Einzelne seine Assimilation an das Fremde auch innerhalb des eigenen Ganzen energischer durchsetzen wollte, dämmt sie die Herde ein, die sie nur soweit gestattet, als es mit ihren Interessen vereinbar ist. Je stärker das Band ist, das Einzelwesen und Volkstum umschlingt, um so geringer wird die Lust und der Zwang, sich der Außenwelt anzupassen, um so behaglicher, zufriedener fühlt sich der Einzelne im Kreise seiner Artgenossen, umsoweniger trachtet er dem außerhalb seiner Herde Stehenden irgendwie ähnlich zu werden.

In dem Augenblick aber, in welchem das Gefüge sich lockert, das Individuum in seiner Gesamtheit nicht aufgeht, nicht in ihr vollste Befriedigung findet, ändert sich sofort der Gesamtzustand des Einzelnen. In dem Triebe, einem Ganzen sich anzuschließen, sucht er die Befriedigung seines Herdentriebes dort, wo er ihn bis dahin nicht gesucht hat: bei dem Fremden. Und damit kommt die persönliche Anpassung wieder zu ihrem vollen Recht, die von dem Selbsterhaltungstrieb nunmehr gebieterisch gefordert wird.

* * *

Aus dieser Erkenntnis ergibt sich folgendes Gesetz: Will die Gesamtheit das Einzelne an sich dauernd ketten und sich dienstbar machen, muß sie ihm volle Befriedigung seiner materiellen und ideellen Selbsterhaltung bieten. Das tut sie, indem es ihr gelingt, entweder das Wollen und Wünschen des Individuums ihrem eigenen gleichzustellen, oder ihre eigene Macht derart zu steigern, daß sich der Selbsterhaltungstrieb des Einzelnen in ihr ganz entfalten kann; schließlich auch dadurch, daß dem Individuum das, was sie ihm bietet, wertvoller dünkt als das, was andere Gesamtheiten ihm entgegenbringen. Das erste gelingt ihr durch Isolierung, das zweite durch Realisierung, das dritte durch Idealisierung. Damit sei nicht etwa gesagt, daß eines das andere ausschließt; es sind da nur die drei Möglichkeiten gegeben, die, jede für sich, imstande sind, dem Einzelnen die Arterhaltung als letztes, höchstes Ziel hinzustellen, wertvoller als die Selbsterhaltung, und ihn dadurch in jeder Hinsicht zu befriedigen.

Eine große Nation, eine einheitliche, festgeschlossene Weltmacht hat es sicherlich nicht nötig, ihre Angehörigen durch Isolierung sich treu zu erhalten. Sie vermag die Wünsche des Individuums fast vollauf zu realisieren. Sie bietet selbst ihren sozialen und politischen Minderheiten, auch den unteren Klassen, eine solche Fülle kraftvoller Entfaltungsmöglichkeiten, daß keiner der Gesamtheit entsagen will. In ihr ist die Befriedigung der materiellen und ideellen Selbsterhaltung Wirklichkeit, Realität. Und wird ein Teil zurückgedrängt, hat er sicherlich das Verlangen, sein Recht innerhalb seines Volkes sich zu erkämpfen. Nur der Gewalt entzieht er sich durch Auswanderung, wird aber in der neuen Heimat den Zusammenhang mit der alten stets gern aufrechterhalten.

Daß ein mächtiger Staat in der Lage ist, seine Bevölkerung zu isolieren, auf einer derart niedrigen Stufe der Zivilisation und Kultur zu halten, daß sie ihre Selbsterhaltung ganz nach dem Befehle und dem Wunsche des Staates regelt, ist allen bekannt, denen die politische Konstellation des heutigen Europa nicht fremd ist. Auch kleine Staaten können diese Isolierung mit ziemlichem Erfolg durchführen, soweit sie nicht auf einen regen Verkehr mit kulturell hochstehenden Nationen angewiesen sind. Nationale Minderheiten jedoch, die versprengt inmitten eines Staates leben, der seine Glieder durch die Erfüllung des höchstgespannten Selbsterhaltungstriebes an sich fesseln kann und will, können sich unmöglich auf die Dauer

derart isolieren, daß der Einzelne neidlos auf den großen Nachbar sehe. Da heißt es, dem Individuum ein Aequivalent geben, das ihm leicht macht, auf die volle Befriedigung der Selbsterhaltung zu Gunsten der Arterhaltung zu verzichten. Dies Aequivalent sind zumeist nationale Ideale: man lehrt eine geschichtliche Mission, träumt an der Hand einer großen Vergangenheit von einer glorreichen Zukunft u. dgl. mehr. Ein Beispiel hierfür sind die Polen in Deutschland, Oesterreich und Rußland. Also: einer atomisierten, freien Minderheit gelingt die Arterhaltung nur durch Idealisierung des Lebenszieles im Dienste der Gemeinschaft.

* * *

Natürlich, je mehr die Arterhaltung sich durchsetzen kann, ohne die Selbsterhaltung unterbinden zu müssen, um so sicherer ist ihr Erfolg. Denn wenn auch überhitzter Chauvinismus zu großen Opfern bereit ist, ein dauernder Zustand kann das nicht sein. Ermattung und Abspannung lösen die Fieberglut ab und gefährden die Arterhaltung. Wer immer durch die Rückständigkeit der eigenen Erfolge zu beklemmenden Vergleichen gezwungen wird, kann nur schwer der Idealisierung des Lebens ganz folgen, die der Arterhaltung dienen soll. Erst wenn die kleine Gesamtheit, der er angehört, in allem was die Zeit an Großem und Schönem bringt, den großen Gruppen gleich zu werden sich bestrebt, also sich als Ganzes den anderen Ganzen assimiliert, wird der Einzelne ihr begeistert opfern und sich zu ihr bekennen, den Verlockungen des Fremden widerstehen, das nicht ihm Eigentümliche abstoßen.

Und das geschieht auch. Wie sich der Einzelne assimiliert, um seine Selbsterhaltung zu wahren, so assimiliert sich auch die schwächere Art und paßt sich der stärkeren an zur Erhaltung des Ganzen. Wie weit die Assimilierung der Art geht, das kann man getrost dem Ganzen überlassen. Wie das gesunde Individuum in der Anpassung nie auf sich selbst vergißt, da ja die ganze Anpassung nur ihm selbst dient, so wird eine gesunde Gemeinschaft sich nie so assimilieren, daß der Zweck der Assimilierung, die Arterhaltung, in das Gegenteil umschlägt, in die Auflösung. Wagt sich die Assimilierung des Individuums im Drange der Selbsterhaltung zu weit vor, der Geist der Gesamtheit, der Herdentrieb führt sie schon wieder zurück. Die Gesamtheit hat immer den richtigen Instinkt, das richtige Gefühl, wie weit sie sich selbst den großen Gemeinschaften anpassen darf, ohne selbst Schaden zu erleiden, ohne sich selbst untreu zu werden.

Daß auch die Art in allem und jedem sich assimiliert, daß sie keinen Unterschied macht zwischen weltlicher und religiöser Assimilierung, ist selbstverständlich. Nur wird sie sich nie assimilieren, wo sie es nicht muß. Es ist daher falsch zu sagen, eine kleinere, doch freie, in eine große Nation versprengte Minderheit müsse sich auch religiös assimilieren, wenn sie sich einmal bürgerlich assimiliert. Das nicht. Sondern, die Gesamtheit assimiliert sich auf allen Gebieten, ohne Ausnahme, doch nur soweit ihr Instinkt es für unausweichlich findet zur eigenen Erhaltung. Findet sie eine religiöse Anpassung für notwendig, wird sie vollzogen, ist sie ihr entbehrlich, unterläßt sie sie. Denn weder Individuum. noch Art assimilieren sich ohne inneren Zwang.

Wird jedoch die Anpassung der Art gewaltsam zurückgedrängt, so tritt sofort die Reaktion des Individuums auf den Plan und die Selbsterhaltung in ihr Recht: das Einzelne findet keine Befriedigung in seinem Ganzen, bringt anfangs widerwillig, dann gar nicht die von der Arterhaltung geforderten Opfer an seiner Selbsterhaltung: **der Abfall vollzieht sich.**

* * *

Und nun die Nutzanwendung. Die Judenheit bildet in den meisten Ländern der Welt eine kleine, in die großen Nationen hineinversprengte Minderheit. Selbsterhaltung und Arterhaltung sind auch ihre höchsten Triebe: die Selbsterhaltung dem Einzelnen, die Arterhaltung dem Ganzen. Ob wir uns eine religiöse Gemeinschaft nennen, oder eine dem Stamme nach, ob wir uns den Namen Nationalität arrogieren, oder uns Rasse oder gar Volk nennen, das ändert wohl kaum an der Tatsache, daß wir in jedem Lande, wenn auch nur religiös und stammlich, ein Ganzes bilden, das sich erhalten will, und dessen Glieder sich erhalten wollen.

Doch Selbsterhaltung und Arterhaltung laufen nur dann parallel, wenn sie an einander Befriedigung finden, wenn das Einzelne im Ganzen die höchste persönliche Sicherheit findet, die Interessen des Ganzen dem Einzelnen zu einem hohen persönlichen Gut werden. Seit zwei Jahrtausenden ist das Judentum unentwegt bemüht, diese Kongruenz zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit aufrechtzuerhalten.

So lange die Juden in der Diaspora ein Sonderleben führten, freiwillig oder gezwungen in eigenen Vierteln wohnten, Handel und Verkehr in engen Grenzen sich hielt, der Jude sein eigenes geistiges Leben hatte, beschied sich auch die Selbsterhaltung und begnügte sich mit dem vom eigenen Alltag Gebotenen. Wie aber die Juden in lebhafteren, oft sogar freundschaftlichen Verkehr mit ihrer Umwelt traten, Handel und Wandel umfassender wurden, dehnte und streckte sich auch der Selbsterhaltungstrieb des Einzelnen, wurde begehrlicher, und die persönliche Assimilation begann. Im selben Moment trat aber auch der Herdentrieb in Tätigkeit, der Trieb der Arterhaltung, um die zentrifugalen Bestrebungen des Individuums zu paralysieren, zu hemmen und den Einzelnen im Bannkreise des Ganzen zu halten. Das vermochte unser kleines, in alle Weltteile versprengtes Judentum gewiß nicht durch Realisierung aller Wollungen des Selbsterhaltungstriebes zu erreichen. Das ist großen Nationen, eventuell in bescheidenerem Maße auch kleinen geschlossenen Völkern gegeben, uns war das stets versagt. So suchte das Judentum die Arterhaltung, die Erhaltung der Gesamtheit durchzusetzen entweder durch Isolierung oder durch Idealisierung, oft auch durch Vereinigung beider Momente. Das Judentum mußte bemüht sein, ein großes Aequivalent den Seinen zu geben für die Opfer, die jeder Einzelne an seiner Selbsterhaltung zu Gunsten des Ganzen bringen sollte. Und dies Aequivalent war die Religion. Die religiöse Ueberzeugung der Gesamtheit, die ja auch alle politischen, sozialen und wirtschaftlichen Träume des Ganzen in sich schloß, war eine so ungeheuere Macht, erfüllte die Seelen mit so hohem Glücksgefühl, mit solchem Idealismus, daß der Einzelne jedes Opfer für die Glut dieser Gesamtüberzeugung freudig brachte. Aber diese Idealisierung des Lebens an der Hand der Religion konnte in den alten Formen sich nur bewegen, solange die Gesamtheit zugleich durch Isolierung von neuen Lebenserscheinungen ferngehalten wurde. Wie jedoch die Mauern fielen, die Isolierung einem regeren Verkehre wich, die Juden mit neuen Strömungen und Gedanken bekannt wurden, mußte auch die Idealisierung neue Formen annehmen, die Gedanken der Zeit sich aneignen. Und da die Idealisierung des jüdischen Gesamtlebens nur durch die Religion ging, mußte die Religion der neuen Ideen sich bedienen, um den Einzelnen an die Gesamtheit zu fesseln. Mit einem Worte: Die jüdische Religion mußte sich assimilieren. Aber — das müssen wir vorwegnehmen — die Religion assimilierte sich

viel mehr und viel durchgreifender an die Kultur als an die Religion der sie umgebenden Welt, so daß wir eher von einer kulturellen, als von einer religiösen Assimilation sprechen können. Diese fehlt auch nicht, aber sie ist seltener; offenbar, weil der Arterhaltungstrieb sie entbehren konnte und das eigene religiöse Charakteristikon nicht verwischen wollte.

* * *

Das ist unsere innere Geschichte in den letzten zweieinhalb Jahrtausenden, da wir aufgehört haben, eine geschlossene Nation zu sein. Selbsterhaltung und Arterhaltung sind da stets die treibenden Elemente gewesen. In der Isolierung deckten und ergänzten sie sich unschwer. In der Freiheit aber, im lebendigeren Verkehr mit der Umwelt kam es immer zum Kampf. Der Individualismus, der Selbsterhaltungstrieb treibt hinaus, der Herdentrieb, die Arterhaltung ist die Beharrung. Das Ganze will den Einzelnen an sich fesseln. Das Mittel dazu ist die Religion. Sie idealisiert das Leben des Einzelnen und unterdrückt die materiellen Wünsche der Selbsterhaltung. Zu dem Zweck eignet sich die Religion jederzeit die Ideale der jeweiligen Zeitströmung an, das heißt, sie assimiliert sich. Kommt ein Rückschlag, tritt Isolierung wieder ein, führt die Religion skrupellos, soweit sie es braucht, die Reassimilierung wieder durch. So sehen wir durch Assimilation im babylonischen Exil den alles umfassenden jüdischen Monotheismus erwachsen, so nimmt das Judentum von den Persern die Engellehre auf, die Ausbildung des Jenseitsideals, Paradies und Hölle, und so assimiliert sich das Judentum in Alexandrien an die griechische Philosophie in Ethik und Allegorie. Und ob Gebete, wie das „Wijhi rozaun" in unserem täglichen Morgengebet, das dem prophetischen, biblischen Ideal von der Versittlichung aus eigener Kraft so total widerspricht, nicht durch Anpassung an die christliche Auffassung von der Sünde und der göttlichen Gnade entstanden sind, verdiente eine sehr gründliche Erforschung. Wohl sehen wir gerade in solchen Assimilationsperioden auch immer das Gegensätzliche stark ausgeprägt, herausgearbeitet und betont, insofern der Gegensatz in dem einen oder anderen Punkt das Gemeinschaftsgefühl, die Ideale des Ganzen kräftigt. Das hindert aber nicht die Religion, ihre Assimilierung an die Umwelt ebenso energisch durchzusetzen. Als aber die folgenden Jahrhunderte wieder eine starke Isolierung brachten, reassimilierte sich das Judentum wieder, weil ihm jetzt die Reassimilierung für die Arterhaltung nützlicher war. Die hellenistische Allegorie wurde beseitigt, das isolierende Zeremonialgesetz der Ethik ebenbürtig an die Seite gestellt, stellenweise sogar ihr vorangestellt, und selbst die Gottesidee glitt von der Höhe hinab, die sie in den Tagen Philos erklommen hatte. Nur Engellehre, Mystik, Jenseitsideal, diese trefflichen Mittel der Arterhaltung durch die Religion, blieben und schlugen feste Wurzeln in der jüdischen Gesamtheit.

In der Zeit der Maurenherrschaft in Spanien sehen wir den ganzen Prozeß sich wiederholen. Das weltliche Leben wird weiter, abwechselnder, interessanter. Der Verkehr mit der Umwelt setzt sich in neue Triebe der Selbsterhaltung um. Handel und Wandel sind mannigfaltiger geworden, der Blick freier, das Individuum, der Einzelne strebt ins Weite. Im selben Augenblick sehen wir den Arterhaltungstrieb in voller Arbeit. Und zwar wiederum an dem Punkt, der dem Judentum, damals auch der anderen Welt, alles bedeutet hat: in der Religion: das einzige große Gut, das die jüdische Gesamtheit ihren Einzelnen als Entschädigung reichen konnte für die Beschrän-

kungen des reicher gewordenen Selbsterhaltungstriebes. Scharf wird abermals das Gegensätzliche betont und ins volle Licht gerückt, aber zugleich paßt sich das Judentum der arabisch-griechischen Philosophie an und identifiziert sich mit ihren Idealen. Die Gottesidee geht einer wunderbaren Vertiefung entgegen, der Rationalismus wird angenommen, die Religion als Offenbarung einer sittlichen Welt in den Vordergrund gestellt, das Zeremonialgesetz zurückgedrängt: eine Fülle von Assimilation der Religion. Und zwar nicht direkt an Religion, sondern mehr an Philosophie und Umwelt, also an das allgemeine Kulturleben. Aber wiederum erlebt das Judentum eine rücksichtslose Reassimilierung. Es kamen die Jahrhunderte der großen Abgeschiedenheit, der großen, traurigen jüdischen Isolierung. Immer enger wurde es wirtschaftlich, immer enger auch geistig: unser armes Volk spann sich in seine alten Gedanken ein. Die Gottesidee verflachte sich, das Zeremonialgesetz wurde allen voran gestellt, die Mystik nahm alle Herzen gefangen: der Schulchan aruch hat den Mischne Tauro, der Sohar den More Nebuchim überwunden und an die Wand gedrückt. Da und dort, in Italien und in den Niederlanden zeigt sich eine kleine Lichtung, doch nur für kurze Zeit, ohne das Leben der Gesamtheit tiefer beeinflussen zu können.

* * *

Die französische Revolution bringt die große Umwälzung. Vorbereitet hat sie sich in der christlichen Welt schon lange. Mit der Rückkehr zur griechisch-römischen Kultur hub sie an, setzte sich fort in der Kunst, schuf die Naturwissenschaften, wurde von der Philosophie übernommen, um schließlich in die staatliche, soziale und wirtschaftliche Erneuerung zu münden. Der Individualismus wird zur höchsten Blüte gebracht und erreicht seinen herrlichen Höhepunkt in der Verkündung der Menschenrechte. Nun tat sich der Menschheit eine Welt von ungeahnter Pracht und Schönheit auf, nun wurde sie sich erst ihrer Gottesebenbildlichkeit bewußt. Wohin man blickt, überall winken gewaltige Errungenschaften dem Menschen entgegen auf allen Gebieten der Kunst, des Wissens und Denkens. Die Lebensbedingungen werden veredelt und verfeinert, das ganze Dasein auf ein höheres Niveau gestellt. Freude und Schönheit, Kraftbewußtsein und Gleichheitsstreben werden bis in die untersten Schichten hineingetragen: ein Hochgenuß ist geworden zu leben, zu kämpfen. Und an diesem Leben sollte jetzt die jüdische Gesamtheit vieler Länder teilnehmen, in dieses Leben üppigsten Individualstrebens wurde der Jude hineingestellt. Zwar noch nicht mit dem Recht, von allen Bäumen die süßen Früchte pflücken zu dürfen, aber doch schon mit Menschenrecht. Wie mächtig schwoll da der Selbsterhaltungstrieb an! Der Jude verging, verzehrte sich in der Sehnsucht, in dieser herrlichen neuen Welt sich voll durchsetzen und ausleben zu können. Nie hat der Individualismus mit solcher Macht an den Türen der jüdischen Wohnhäuser geklopft, wie in diesen Tagen. — Aber der Gesamtheitstrieb war auch da und wurde vom Selbsterhaltungstrieb des Einzelnen zu erhöhter Tätigkeit aufgepeitscht. Jetzt begann der Kampf: hie Selbsterhaltung, hie Arterhaltung, ein Kampf, wie er in der jüdischen Diaspora noch nie so schwer und leidenschaftlich geführt worden ist.

Im ersten Augenblick schien der Trieb der Arterhaltung zu unterliegen. Wie denn auch nicht! Seit Jahrhunderten war er ja eingerostet, in Schlaf gebettet. Er konnte sich anfangs gar nicht aufraffen, konnte es nicht verstehen, daß es auch für ihn einen Existenzkampf gebe und wütete gegen jene, die ihm auf die Beine zu helfen suchten: er warf Bannstrahlen gegen Mendelssohns Bibelüber-

setzung, gegen alle und jede Aufklärung und meinte, seine Macht unumschränkt auf diese Weise weiter erhalten zu können. Ja, wenn er die Isolierung hätte durchzusetzen vermocht! So aber war das nur Wasser auf die Mühle der Individualisten, die das schrankenlose Recht der Selbsterhaltung predigten, die sie nach einer anderen Herde Umschau zu halten hieß. Aber nicht lange, und das jüdische Gesamtheitsgefühl wird sich seiner großen Aufgabe voll bewußt und geht energisch an die Arbeit, die Teile wieder an sich zu ketten. Der Punkt, an dem der Arterhaltungstrieb ansetzt, ist der alte: die Religion, und die Mittel, mit denen er sich helfen will, sind auch die altbewährten: Idealisierung und Assimilierung. Wiederum erleben wir, wie das Judentum das Gegensätzliche, wo es seine Kraft ausmacht, hervorhebt und betont, und wiederum sehen wir es, durch Anpassung an die Ideen der neuen Zeit, die Kette fester schmieden, die Lücken ausfüllen. Durch Aufnahme der neuen philosophischen Lehren in die Gedankenwelt des Judentums, durch Anerkennung der historischen Kritik, durch Vertiefung der Gottesidee, durch Zurückstellung des Zeremonialgesetzes und Voranstellung des religiös-sittlichen Gehalts trachtet das Ganze die Teile sich zu erhalten. Aber auch religiös paßt sich das Judentum an: Predigt, Chor, Orgel, deutsche Gebete sind, wenn sie auch als ursprünglich jüdisch in ihrem Wesen nachgewiesen werden, doch nichts anderes als Anpassungen an den christlichen, protestantischen Gottesdienst.[1]) Wie lächerlich, diese Assimilation als Zersetzung zu stigmatisieren! Wie die Selbsterhaltung eine instinktive ist, so ist es auch die Arterhaltung, und was diese für sich tut, ist niemals Zersetzung, sondern immer Rettung, Kräftigung. Wohl findet der Instinkt nicht immer gleich den rechten Weg, in blinder Hast verfehlt er oft die Richtung. Aber schließlich findet er sich doch zurecht, stößt Unnützes ab und behält von der Anpassung das, was ihm zur Kräftigung und Erhaltung unentbehrlich erscheint. Und daß die Assimilierung den rechten Weg gewählt hat, zeigte der Erfolg: Tausende und Abertausende hat die kulturelle und diesmal auch religiöse Assimilation des Judentums dem Judentum zurückgewonnen, die Teile an das Ganze abermals gekettet: der Arterhaltungstrieb ist über den Selbsterhaltungstrieb Herr geworden.

Daß unter Führung des genialen S. R. Hirsch dieser Arterhaltungstrieb von einer anderen Seite wieder den Individualismus niedergerungen hat, ändert an dem Verdienst der vorangeschilderten Assimilation nicht das Mindeste. Auch die Grundideen, die Hirsch lehrte, waren durch Assimilation an die Romantik jener Zeit, an ihre Liebe zum alten Volksbesitz und Volksgeist, an die Ideale von dem Berufe der Völker und Nationen gewonnen. Mit diesen ins Jüdische übertragenen Idealen bewaffnete Hirsch die jüdische Gesamtheit und begeisterte einen Teil des Ganzen in so hohem Maße, daß dieser freiwillig zur Isolierung griff und freudig zu Gunsten der Religion und der Arterhaltung auf die Hoffnungen und Sehnsüchte der Selbsterhaltung verzichtete. Ein bewundernswerter Heroismus! Freuen wir uns, daß ein Teil unserer Gesamtheit dessen fähig ist. Die Rettung des weit größeren Teils war der reformistischen Assimilierung beschieden. Verdient die keinen Dank? Gewiß, alles hat sie nicht retten können; nur zu oft hat der Individualismus über das Gesamtheitsgefühl triumphiert. Undank ist es jedoch, die Mißerfolge vorzurechnen, wo die Erfolge so große sind.

* * *

[1]) Ich mache die Leser dieser Zeitschrift schon jetzt aufmerksam auf das im November l. J. erscheinende zweite Heft des dritten Jahrgangs der „Volksschriften über die jüdische Religion", das unter dem Titel „Die Reform" eine glänzende Darstellung Dr. Seligmanns bringt über die gesamte jüdische Reformbewegung im 19. Jahrhundert.

Ein neues Bild des großen Kampfes in der Judenheit zwischen Art- und Selbsterhaltung zeigt unsere Zeit. Scheinbar ist die heutige Bewegung eine Fortsetzung jener in den ersten sechs Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. In Wirklichkeit ist sie weit über sie hinausgegangen, gleicht ihr nur in der Grundrichtung, die ja im Judentum seit zweieinhalb Jahrtausenden infolge unveränderter politischer Konstellation — die der bald gedrückten, bald tolerierten Minorität — unverändert dieselbe geblieben ist.

In den letztverflossenen vier Jahrzehnten hat sich die Stellung der Religionen in den sogenannten Kulturstaaten sehr zu ihren Ungunsten verschoben. Der moderne Mensch ist nicht mehr religiös orientiert, das Zentrum seines Fühlens und Denkens ist nicht mehr die Religion. Wissenschaftliche, künstlerische, wirtschaftliche, soziale, politische Fragen füllen heute sein geistiges Leben aus. Diesem Wandel hat sich auch der Jude unterworfen. In den ersten sechs Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war die Religion doch noch eines der höchsten Güter aller Menschen, wenn sie auch nicht mehr das ausschließliche und einzige Gut war. Seither ist sie ungezählten Menschen nur noch Geschichte geworden, eine abgewickelte Spule, ein zu Ende gegangener oder besten Falls im Absterben begriffener Prozeß der geistigen Entwicklung der Menschheit. Man irrt, wenn man sich einreden will, dies Urteil über Religion sei nur in einem kleinen Teil der „Studierten" zu Hause. In Wahrheit ist der Abfall von der Religion innerlich in die weitesten Kreise gedrungen, zu Christen und Juden. Zu dem gesellt sich für uns die Zurücksetzung, die Erschwerung der Lebensbedingungen, ohne die Rücknahme der Gleichstellung; diese bleibt als Gesetz auf dem Papier und wird nur rücksichtslos umgangen. Die Folgen sehen wir vor uns. Der Selbsterhaltungstrieb dringt vor, schüttelt die Ketten ab, die ihn an das Ganze fesseln. Unsere Gesamtheit, die auch heute ein anderes Aequivalent als die Religion dem Einzelnen nicht bieten kann, steht ohnmächtig dem neuen Sieg des Individualismus gegenüber, die Waffe, das einigende Band ist ihr aus den Händen gefallen. Aber der Gesamtheitstrieb im Judentum ist noch immer so mächtig, daß er nach längerem Umhertappen im Dunkeln mit einem gewaltigen Ruck die Religion vorläßt, eine instinktive Assimilation an den modernen Nationalismus vornimmt und den jüdischen Nationalismus als Ersatz schafft dem Arterhaltungstrieb zur Rettung des Ganzen für die im Niedergang begriffene Religion. Man mag die letzte Konsequenz des jüdisch-nationalen Bewußtseins, den Zionismus, verurteilen oder gutheißen, daß dieses nationale Fieber in uns nie gekommen wäre, wenn die Macht der Religionen sich erhalten hätte, daß es nichts anderes ist als das instinktive Bemühen, das Ganze zu retten vor dem uferlosen Ueberfließen der Selbsterhaltung, ist unleugbar.

Aber abdiziert hat die Religion auch in unseren Kreisen noch lange nicht. Wie sie in der Christenheit von neuem machtvoll ihre Schwingen hebt, so sehen wir sie auch im Judentum — kraft der Assimilation — langsam zu neuem Leben erwachen. Gewiß, die alten Religionsideen scheinen es weder hüben noch drüben zu sein, die sich da durchringen und ans Tageslicht heraufarbeiten, aber Religion wird es sein, vielleicht reiner und erhabener noch, als sie gewesen ist. Und siehe da, kaum regt es sich wieder, kaum sehen wir religiöse Ideen wieder erstarken, aber Ideen von neuer Struktur und Vertiefung, an der Hand neuer Erkenntnisse und neuer Wahrheiten vom Menschen, seinem Berufe und seinen Zielen, da verlangt auch das

Judentum seinen Platz und will wieder die Religion, innerlich und äußerlich erneuert, aber doch in historischer Entfaltung, zum Retter der Gesamtheit gegen die Sonderinteressen des Individuums erheben. Und nicht reiner Zufall ist es, daß die neue Vertiefung, das neue Sich-versenken in religiöse Probleme von den deutschen Juden ausgeht, hat doch auch die neue allgemein-religiöse Strömung in Deutschland ihre größten Denker und Vertreter. So eröffnet sich denn vor uns seit einigen Jahren ein neues religiöses Ringen im liberalen deutschen Judentum. Und abermals sehen wir die Assimilation der Art an der Arbeit, die Assimilation der jüdischen Religion an die große Weltkultur, an die neuen Probleme, an neue Ideale, an die moderne Wissenschaft und Forschung. Hätte da eine religiöse Assimilation, das heißt eine Anpassung des Judentums an das Christentum, an christlich-religiöse Feste und Bräuche einen Zweck? Alles ringt und kämpft im Christentum, auch da sucht ein Neues sich durchzukämpfen, und da sollen wir uns dem Alten anpassen? Das wäre nicht natürliche, sondern künstliche Assimilation, und ein gesunder Organismus weist künstliche Assimilation weit von sich.

Am Weihnachtsabend Chanuka feiern, das wäre das Schulbeispiel einer künstlichen Assimilation. Jede Assimilation unserer Region hat nur den einen instinktiven Zweck: die Erhaltung der Gesamtheit. Chanuka am 24. Dezember ist aber eine Spaltung der Gesamtheit, zu der wir ja nicht nur die deutschen, sondern auch die romanischen, die asiatischen, ägyptischen und russischen Juden zählen. Man wird entgegenhalten: feiern die Juden nicht Weihnachten, halten sie nicht den Sonntag, sprechen sie nicht von Ostern, Pfingsten, als wären es ihre Festtage? Jawohl. Und bedenklich genug ist es. Aber sehen wir näher zu, so bemerken wir bald, daß dies Mitfeiern eigentlich doch nur eine bürgerliche Assimilierung ist, eine Anpassung des Juden an die ökonomischen, sozialen Verhältnisse und Institutionen der Majorität, die im Hause und draußen im Leben die rein religiöse Farbe verloren haben und weltliche, fast möchte man sagen, staatliche Einrichtungen geworden sind. Religiöse Assimilation wäre die Erhebung eines christlichen Festes zu einem jüdischen, die Verlegung eines historisch festbestimmten jüdischen Feiertags auf die Zeit christlicher Feiertage. Darum können wir den Sabbat nicht auf den Sonntag verlegen, mögen auch die Juden den Sonntag bürgerlich mitbegehen und den Sabbat derzeit selbst häuslich vernachlässigen. Darum wehren wir uns instinktiv gegen die häusliche Feier des Weihnachtsfestes — selbst in weltlicher Form — und bemühen uns, durch Veredelung und Verschönerung des Chanukafestes unsere Kinder von der Mitfeier des Weihnachtsabends abzubringen. Ob die Menora aus Messing, oder Silber, oder Kupfer oder aus einem Tannenbaum verfertigt wird, das ist irrelevant, wenn es nur eine Menora ist und eine Menora für den 24. Kislew.

* * *

Und das Ergebnis unserer Untersuchung? Beseitigen wir endlich das Wort Assimilation aus unseren inneren Kämpfen. Alles auf Erden, was lebt, assimiliert sich, alles an Zahl oder Kraft Schwächere muß sich dem Stärkeren anpassen. Kämpfet nicht gegen die Assimilation, sie muß sein. Selbst vor religiöser Assimilation hat das Judentum nie zurückgeschreckt, wenn es sie gebraucht hat. Fürchtet keine künstliche Assimilation, sie wird sich nie halten, denn jede Assimilation ist eine instinktive, ist Selbsterhaltung, ist Arterhaltung. Das ist der Kampf. Es gilt den Trieb zum Ganzen über den Selbsterhaltungstrieb stellen. Die Waffe

dafür war bis jetzt die Religion, soll sie auch weiter bleiben. Die Religion sei das kostbare Gut, das unsere Gesamtheit den Einzelnen reiche als Ersatz für den Entgang mancher Frucht, die der Individualismus ihm entgegenbrächte, folgte er rückhaltlos seinen Verlockungen. Damit aber die Religion wieder dies kostbare Gut werde, muß das Judentum, das dem Einzelnen die Realisierung seiner Hoffnungen nicht in vollem Maße bieten kann, aber auch zur Isolierung nicht zurückkehren will, zur Idealisierung des Gesamtlebens durch die Religion sich wenden, um ihm mit Hilfe der Assimilierung der Religion an die Kulturideale der Jetztzeit neuen Gehalt, neuen Glanz und Wert zu leihen. Religiöse Assimilierung, d. h. Anpassung an die bestehenden christlichen Religionen wäre heute, in dieser Zeit, da alles Alte zu ringen hat mit dem Neuen um seine Existenz, ein Widersinn, und der jüdische Gesamtheitsinstinkt lehnt sie ab.

Will ein anderer Teil der Judenheit durch freiwillige Isolierung und Rückidealisierung den Stamm kräftigen, wer wollte ihn nicht segnen ob seiner heroischen Entschlossenheit und Selbstentäußerung. Beide sind Worte des lebendigen Gottes, beide nur Werkzeuge der instinktiven Arterhaltung, der Volksintuition, beide haben nur ein Ziel: Israels Rettung. Welches der bessere Weg ist? Wozu die Frage? Ist denn das Judentum so bettelarm, daß es nur einen Weg hat, der zu seinem Gotte führt? Ist der Weg der „Neuorthodoxie" der richtige, dann kommt die Reassimilierung, seid sicher; ist unser Weg, der der Assimilierung an die Umwelt und an Kultur und Wissen der neuen Zeit der rechte, — und das ist unsere innerste und tiefste Ueberzeugung — dann hilft kein künstlicher Damm, sie bricht sich Bahn, handelt es sich doch um die Erhaltung des Ganzen gegen das Ueberschäumen der persönlichen Selbsterhaltung. Gegen diese wollen wir alle kämpfen, wenn auch mit verschiedenen Waffen. Die Neubelebung des jüdischen Gesamtheitsgefühls durch die Macht der Religion in voller politischer Freiheit und Gleichheit, das sei unser aller gemeinsames Ziel.

„Stelle dich in Reih' und Glied, das Ganze zu verstärken,
Mag auch, wer's Ganze sieht, dich nicht darin bemerken.
Das Ganze wirkt und du bist drin mit deinen Werken."
(Rückert.)

Zur Verbesserung des jüdischen Religionsunterrichtes.

Von Dr. phil. F. Wachsner-Berlin. (Schluß.)

3. Der Religionslehrer.

Es ist selbstverständlich, daß die Ausgestaltung des Religionsunterrichtes in unserem Sinne nur dann möglich ist, wenn wir über eine möglichst große Zahl erstklassiger Lehrkräfte verfügen. Wir kommen damit zu der schwierigen Frage der Lehrerbildung, der man leider bisher keineswegs genügende Beachtung geschenkt hat. Nur die größeren Gemeinden waren in der Lage, sich ihr Lehrpersonal zweckmäßig auszuwählen oder gar auszubilden; auf dem Lande aber steht es mit den Religionslehrern noch heutzutage vielfach sehr schlimm, da die maßgebenden Körperschaften bei der Anstellung eine unglaubliche Leichtfertigkeit walten ließen. Charakteristisch dafür ist eine Anzeige, die vor einiger Zeit durch die jüdische Presse ging: Eine kleine Gemeinde suchte als Religionslehrer einen pensionierten Kantor oder Schächter! Glücklicherweise beginnt in den letzten Jahren auch der Staat

unserem Religionsunterricht einiges Interesse zu widmen. Besser aber ist es, wir machen selber solchen unhaltbaren Zuständen rechtzeitig ein Ende.

Allein wir wollen uns nicht in unfruchtbarer Kritik erschöpfen und lieber die Grundsätze aufstellen, die bei der Anstellung von Religionslehrern maßgebend sein müssen.

Wer unsere Jugend in das Wesen der Religion einführen soll, muß notwendigerweise über eine gehörige Fachbildung verfügen; es genügt nicht, daß er selber ein frommer Jude ist, der sich gewohnheitsmäßig an allen Veranstaltungen der Glaubensgemeinschaft beteiligt. Die Fachbildung des Lehrers wieder zerfällt in zwei Teile, den wissenschaftlichen und den pädagogischen. Nur der Lehrer wird auf die Jugend Eindruck machen, der ein Wissen besitzt, das weit über den engen Lehrstoff hinausgeht, den er behandelt. Unser Religionsunterricht stellt an das Wissen des Lehrers hohe Anforderungen. Mit einem bloßen Beherrschen unseres Schrifttums ist es nicht abgetan. Die Religion ist nur die Aeußerung der allgemeinen Kultur eines Volkes. Der Lehrer wird sich nur dann den Kindern verständlich machen können, wenn er die Kultur der orientalischen Länder eingehend kennt und über jede sie betreffende Frage sachgemäß Auskunft geben kann. Ferner kann nur der die religiösen Kräfte der Vergangenheit für die Gegenwart lebendig machen, der an dem gesamten geistigen Leben der Gegenwart Anteil nimmt. Ein weltfremder Gelehrter entfremdet die Jugend ihrer Aufgabe, sich in der Welt religiös zu betätigen. So ist also dem Religionslehrer neben weitgehender Fachbildung auch große allgemeine Bildung unentbehrlich.

Und zur Beherrschung des Stoffes muß ein Zweites kommen, die Fertigkeit darin, ihn den Schülern faßlich zu machen. Die methodischen Schwierigkeiten des Religionsunterrichts sind keine geringen, da es sich in ihm allenthalben um die Erregung zarter Gefühlstöne handelt und man nicht dabei stehen bleiben darf, die Schüler an logisches Urteilen zu gewöhnen, sondern richtige Werturteile von ihnen verlangen muß. Doch schon auf der dem Urteilen über Gut und Böse zugrunde liegenden Stufe der einfachen Anschauung soll man die Schwierigkeiten nicht geringschätzen. Die Wiege unserer Religion liegt in einem Lande, dessen Lebensbedingungen von den unsrigen grundverschieden sind. Es gehört ziemliche Kunstfertigkeit dazu, den Kindern diese fremde Kultur vor Augen zu führen. Der Lehrer muß es verstehen, alle zur Verfügung stehenden Lehrmittel zu verwenden und, wo keine vorhanden sind, die richtigen zu beschaffen.

Es würde zu weit gehen, die Konsequenzen zur Darstellung zu bringen, die sich aus diesen Grundsätzen für die Studien der Religionslehrer ergeben. Eine kleine Gewähr für ihren Erfolg geben ja die Prüfungen, die wenigstens zum Teil staatlichen Charakter tragen. Allein selbst der Kandidat, der sämtliche Examina mit den besten Zeugnissen bestanden hat, ist noch lange nicht der geeignete Mann für unseren Religionsunterricht. Nicht wenigen Lehrern fehlt die nötige Veranlagung für dies schwierige Unterrichtsfach, das beinahe mehr erzieherische Begabung erfordert, als fachliche Kenntnisse und pädagogische Fertigkeiten. Der Religionslehrer von Gottes Gnaden hat schon die Klasse auf seiner Seite, bevor er das erste Wort zu ihr spricht. Er arbeitet mit ihr zusammen, nicht in sie hinein, und bei dieser gemeinsamen Arbeit, die auch sein Innenleben beständig bereichert, bildet sich allmählich aufgrund gegenseitiger Achtung eine feine seelische Harmonie. Die Kinder sind von der Ueberlegenheit des Lehrers gebannt und empfinden instinktiv in der Liebe, die ihnen der Lehrer entgegenbringt und in dem frommen Sinn, dem diese Liebe entspringt, das Walten Gottes in seiner Schöpfung. Das ist die rechte Atmosphäre für einen Religionsunterricht, der sich nicht bei der Uebermittlung von Kenntnissen beruhigt, sondern inmitten des rücksichtslosen Daseinskampfes eine Weltanschauung anbahnt, in der doch auch Gott, das ist die Liebe, seinen Platz findet. Im Interesse des Judentums liegt es, alle Lehrkräfte, die diese Gabe besitzen, in seinen Dienst zu stellen. Darum muß man alle Bestrebungen unterstützen, die sich den Zweck setzen, die äußere Lage der Lehrerschaft so zu gestalten, daß ihr ein mehr idealistisches Wirken möglich wird. Was sich sofort in dieser Angelegenheit tun läßt, soll im Schlusse dieses Aufsatzes gesagt werden.

4. Die Konfirmation.

Es sei gestattet, kurz auf die Konfirmation der jüdischen Kinder zu sprechen zu kommen, da sie in gewissem Sinne einen Abschluß oder doch Ruhepunkt in ihrer religiösen Unterweisung bedeutet. Unser religiöses Empfinden räumt der Frau die gleichen Rechte ein, wie dem Manne. In alten Zeiten war das anders. Stolz dankte der Orientale seinem Gotte im täglichen Gebet dafür, daß er ihn nicht zum Weibe gemacht hatte, während sich die Mutter seiner Kinder in wahrer Frömmigkeit dem göttlichen Willen bedingungslos unterordnete und wie im bürgerlichen Leben auch in der Ausübung religiöser Gebräuche eine mehr passive Rolle spielte. Heutzutage ist der Mann durch berufliche Pflichten oft so in Anspruch genommen, daß die — auch ihrer seelischen Konstitution nach dazu vorzüglich geeignete — Frau zur eigentlichen Trägerin des religiösen Lebens der Familie wird. Gleiche Pflichten bedingen aber gleiche Rechte, und so müssen wir unbedingt fordern, daß die Konfirmation in gleicher Weise wie für die Knaben auch für die Mädchen verbindlich sein soll. Soll die Frau Achtung vor der Religion haben und sie den Kindern einpflanzen, so kann sie verlangen, daß die Religionsgemeinschaft nicht zögert, die Achtung, die sie längst vor der Frau empfindet, auch äußerlich zu bekunden.

Der Konfirmandenunterricht trägt viel individuelleres Gepräge als der Religionsunterricht in der öffentlichen Schule. Er ist lediglich Sache des Rabbiners, den die Eltern nach eigenem Ermessen dazu bestimmen, die Konfirmation ihres Kindes zu vollziehen. In größeren Gemeinden ergibt sich daraus für die Eltern der große Vorzug, unter den Rabbinern den auszuwählen, der ihrer religiösen Richtung am meisten entspricht. Nur ihm steht das Recht zu, die Kinder auf diesen weihevollen Akt vorzubereiten, der sie offiziell in die jüdische Glaubensgemeinschaft einführen soll. Wie er seinen Unterricht einrichten will, muß man dem einzelnen Rabbiner anheimstellen. Nur einige allgemeinere Grundlinien lassen sich angeben: Der Rabbiner bereite eine nicht zu große Zahl möglichst gleichartiger Kinder zusammen vor. Der Verkehr zwischen ihm und seinen Zöglingen sei möglichst persönlich und herzlich. Er führe ihnen an praktischen Beispielen die Pflichten vor Augen, die die Ehre, unserer Glaubensgemeinschaft anzugehören, bedingt, er wird es auch am besten verstehen, ihnen den Sinn und die Bedeutung der verschiedenen Gebete zu erklären. Zu vermeiden ist jede mechanische Tätigkeit, besonders das die Stimmung so sehr herabdrückende Auswendiglernen. Der Konfirmandenunterricht ist dann gut gewesen, wenn seine Teilnehmer noch als erwachsene Menschen in stillen Stunden gern an ihn zurückdenken und bei schwierigen Gewissensfragen den Rabbiner stets als den berufenen Ratgeber betrachten.

Daß die Konfirmation selbst ganz anders gehandhabt werden muß, als bisher, ist auch klar. Insbesondere muß sie um einige Jahre hinausgeschoben werden. Auf diese Fragen näher einzugehen verbietet aber der Rahmen dieser nur den Unterricht betreffenden Arbeit.

So haben wir denn im Vorangehenden einen idealen jüdischen Religionsunterricht kurz skizziert. Daß es nicht möglich, aber auch nicht wünschenswert ist, diesen Unterricht durch eine Art Gewaltakt einzuführen, dürfte unmittelbar einleuchten. Unsere Vorschläge lassen sich nur zugleich mit einer Reihe anderer Reformen unserer Gemeindeverfassung verwirklichen. Man muß eben langsam, aber zielbewußt reformieren, um dem Ideal allmählich immer näher zu kommen. Was wir sofort dafür tun können, ist etwa folgendes:

1. Die bereits begonnenen Arbeiten zur einheitlichen Organisation der deutschen Juden sind rastlos weiterzufördern. In allen Gemeinden mit mehreren Synagogen ist unverzüglich das Parochialsystem einzuführen. Allein dies System ermöglicht ein gedeihliches Zusammenarbeiten von Rabbiner und Gemeinde, es ermöglicht auch einen gerechten Wahlmodus, der die Benachteiligung irgendeiner religiösen Richtung ausschließt.

2. Das Interesse des Publikums ist durch populäre Vorträge aus den verschiedenen Gebieten der jüdischen Geschichte und Literatur sowie durch geeignete Veröffentlichungen zu beleben.

3. Die Herausgabe eines populären und

allgemein anerkannten Bibel- und Talmudtextes in deutscher Sprache ist zu fördern.

4. Für die Religionslehrer sind in größeren Städten Fortbildungskurse einzurichten, die sich auch auf orientalische Kulturgeschichte und Archäologie erstrecken.

5. Im Einvernehmen mit den staatlichen Schulbehörden sind Einrichtungen zu schaffen, die eine regelmäßige Beaufsichtigung des an öffentlichen Schulen bestehenden jüdischen Religionsunterrichtes ermöglichen. Mit ihrer Hilfe kann eine allmähliche Ausgestaltung der Lehrpläne in der angedeuteten Richtung eingeleitet werden.

Gewähren die Schulen erst einen wirklich guten Religionsunterricht, dann wird sich das Publikum auch für ihn interessieren. Die große Menge unserer Glaubensgenossen ist ja nicht unreligiös, sie will nur sehen, daß sich die verantwortlichen Stellen wirklich bemühen, unseren so weit zurückgebliebenen Religionsunterricht zeitgemäß auszugestalten, der ihnen in seiner gegenwärtigen Form nur lächerlich erscheint. Die jüdische Religion lehrt den Fortschritt vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren, sie lehrt zugleich, daß nicht der Glaube allein selig macht und das Wort, sondern die Tat!

Aus der Jugendbewegung.

Der jüdisch-liberale Jugendverein Berlin hat am 30. April seine diesjährige ordentliche Mitgliederversammlung abgehalten und damit die Arbeit des Wintersemesters abgeschlossen. Die Winterarbeit des Vereins diente vor allem der unmittelbaren Belehrung der Mitglieder und derer, die sich mit ihnen in dem Streben nach Erkenntnis der Grundsätze und Quellen des Judentums einten. Es bestand bei der Vereinsleitung die Ueberzeugung, daß diese Erkenntnis Vorbedingung ist für die Betätigung einer jüdischen, einer jüdisch-liberalen Weltanschauung, wie sie den Zweck des Vereins ausmacht. Man meinte weiter, daß auch der, dem diese Erkenntnis geworden, verpflichtet sei, ständig an ihrer Festigung und Vertiefung zu arbeiten, daß der Verein aber verpflichtet sei, ihm die Möglichkeit zu solcher Ausdehnung seines Wissens zu bieten.

Dieser Auffassung folgend veranstaltete der Verein in erster Reihe zwei Vortragszyklen über den „Talmud" und über die „Entstehung des Christentums". Es ist nicht Aufgabe dieses Berichtes, den Inhalt der in diesen „Kursen" sowie den der sonst gehaltenen Vorträge des näheren wiederzugeben. Der beschränkte Raum würde auch eine befriedigende Lösung dieser Aufgabe verhindern. So sei nur kurz vermerkt, daß uns zunächst Herr Lehrer Hirschfeld, ein warmer, jederzeit hilfsbereiter Freund und Förderer des Vereins, in das Wesen des Talmuds einführte, uns belehrte über Inhalt, Charakter und Bedeutung dieses großartigen Dokuments intensivsten jüdischen Geisteslebens, das den meisten heutigen Juden leider ein Buch mit sieben Siegeln, ein Fabelwerk ist. Es sei ferner bemerkt, daß Herr Rabbiner Dr. Baeck in seinen Vorträgen über die „Entstehung des Christentums" mit künstlerischer Gestaltungskraft ein fesselndes Bild entwarf von dem Zustand der Judenheit vor und zu Jesu Zeiten, von den Strömungen und Strebungen, die sie bewegten, und von den Persönlichkeiten des Johannes, des Josua (Jesus) und des Saulus (Paulus), die unter den Juden eine soziale Gemeinde, eine Sekte, schließlich eine Religionsgemeinschaft und für sie eine neue Religion schufen. Dabei wußte der Vortragende besonders hervorzuheben, was in den Ideengängen dieser Männer vom eigensten Geist des Judentums war, und worin sich der Weg des entstehenden Christentums vom Judentum schied. Und bei aller wissenschaftlichen Objektivität waren diese Ausführungen getragen von der Wärme der jüdischen Empfindung. Eine dichtgedrängte Zuhörerschar folgte jedesmal den Worten des Herrn Rabbiner Dr. Baeck.

Neben diesen Kursen diente dem Belehrungszweck noch ein fesselnder und begeisterter Vortrag des Herrn Prediger Dr. Rieger, des Gründers und Leiters unseres Hamburger Brudervereins, über „die konservative Kraft des Liberalismus". Hierin wurde der Liberalismus gezeigt nicht als negierende und zerstörende Kraft, sondern als der Wahrer und Erwecker des Judentums von heute, der er sich zu sein bemüht und nach seinen Kräften ist.

Ein anderer Zweig der Tätigkeit des Vereins diente der Unterweisung der Mitglieder über die Fragen, die zur Zeit die deutschen Juden besonders bewegten. Ueber den vorzüglichen Vortrag des Herrn Professor Dr. Blaschke „Die jüdische Volksschule" ist bereits in diesen Blättern gesprochen worden. Ferner seien hier die geistreichen, packenden Ausführungen erwähnt, die wir von Herrn Rechtsanwalt Dr. Eyck in seinem unterrichtenden und richtunggebenden Vortrag über „Die Juden in der deutschen Politik" hörten. Schließlich sind hier noch zu nennen die Diskussionsabende über den Sprachenkampf in Palästina (Referent: Dr. Steinthal) und bereits zu Beginn des Sommersemesters Die Juden und der Wandervogel (Referent: Emil Bernstein).

Die Mitgliederversammlung vom 30. April zeugte von regem Interesse eines zahlenmäßig nicht unerheblichen Mitgliederstammes. Es fand eine sehr ersprießliche Aussprache über die weitere Tätigkeit des Vereins statt. Um möglichst viele Mitglieder zu einer wirksamen Mitarbeit heranzuziehen, wurde eine wissenschaftliche, eine Presse- und eine Propagandakommission eingesetzt. Zum 1. Vorsitzenden wurde für das neue Geschäftsjahr Herr Dr. phil. F. C. Steinthal (Charlottenburg, Kantstr. 51), zum 2. Vorsitzenden Herr Dipl.-Ing. Blaschke gewählt.

Vortrag des Herrn Dr. John Wertheim in der Jugend-Organisation zu Hamburg.

In unserer Jugendorganisation der Hamburger Ortsgruppe der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland hielt Herr Dr. John Wertheim-Berlin in einer öffentlichen Versammlung am 4. April einen Vortrag über: „Gegenwartsfragen im Judentum". — Der Redner führte aus: Die modernen Fragen, die das Judentum beschäftigen, ergeben sich aus der Stellung der Juden, wie sie sich nach der großen französischen Revolution entwickelt hat. Nach dem Sturze Napoleons kommen die großen Rückschläge in der staatsrechtlichen Stellung der Juden, die aber nicht verhindern können, daß ihnen durch die Verfassungen der deutschen Bundesstaaten immer mehr Rechte eingeräumt werden. Ein Teil der Juden selbst mißbrauchte aber die neue Stellung und begann, sich seines Judentums zu schämen. Gleichzeitig kamen in ganz Europa Strömungen empor, die zum Materialismus in der Philosophie und zur Verachtung der Religion führten. In der Politik traten Strömungen ein, die zur Reaktion und zur Unterdrückung der Juden führten, der Antisemitismus der 80er Jahre. Auf diesem Boden erwuchs der moderne Zionismus. Der Nährboden des Zionismus ist der Antisemitismus in der allgemeinen Politik, die Abkehr vieler Juden von der Religion und die romantische Ueberschätzung der Vergangenheit. Der Zionismus markiert die große Scheidelinie in den jüdischen Bestrebungen der Gegenwart. Er hat nichts zu tun mit Wohltätigkeit. Die Sorge für die unterdrückten Glaubensgenossen haben auch die Nichtzionisten. Er hat nichts zu tun mit Religion. Gerade die Religionslosen sind Zionisten. Der Zionismus will nicht ein soziales Hilfswerk, sondern eine politische Idee verwirklichen. Diese Idee basiert darauf, daß heute noch die Juden der ganzen Welt ein Volk seien; das ist unrichtig, da den Juden alle Voraussetzungen zu einem Volke fehlen. Die Zionisten wollen dieses angebliche Volk in einem eigenen Staat vereinigen. Die Gründung eines solchen Staates ist praktisch nicht durchführbar. Palästina ist türkischer Besitz und außerdem nicht geeignet zur Aufnahme von mehreren Mil-

lionen Menschen. Selbst wenn ein solcher Staat verwirklicht würde, würde nichts gewonnen sein, als daß ein kleiner Judenstaat im Orient bedrückt würde. Seine theoretische Grundlage ist die Rassentheorie. Das ganze Rassenproblem ist wissenschaftlich ungeklärt und alle Fragen sind umstritten. Die Geschichte lehrt aber das Gegenteil der Rassentheorie. In Betracht kommen nur geistige und moralische Gleichheit oder Ungleichheit, und nicht körperliche. Als einziges, wirkliches Moment der Trennung zwischen jüdischen Deutschen und anderen Deutschen bleibt die Religion übrig. Die Religion gewinnt gerade in unserer Zeit erneute Bedeutung. Der Materialismus in der Philosophie hat abgewirtschaftet, alle neuen Bestrebungen beruhen durchaus auf religiöser Grundlage. Wer das Judentum erhalten wissen will, muß versuchen, die Wiedererwachung des religiösen Bewußtseins auch für die jüdische Religion nutzbar zu machen. Das ist aber nur möglich, wenn die Ausübung der Religion sich modernem Empfinden anpaßt. Die Anpassung alter Ueberlieferungen an den Geist der Neuzeit ist die wichtigste Gegenwartsfrage.

In der sich daran anschließenden Diskussion sprach Herr Wolf S. Jacobsohn als Vertreter der Orthodoxie. Er erkennt den hauptsächlichsten Unterschied zwischen Orthodoxie und Liberalismus darin, daß die Liberalen die jüdische Religion als ein Werk von Menschenhand, die Orthodoxen in ihr ein göttliches Werk erkennen. Herr Hertz ist als Monist empört, daß man von Seiten der Orthodoxie gegenüber heute festgestellten wissenschaftlichen Tatsachen noch von göttlicher Offenbarung sprechen hörte.

Herr Dr. G. Bloede vertrat den Zionismus. Er glaubt, daß Herr Dr. Wertheim dem Zionismus allzu materielle Grundlagen zugesprochen hätte. Der Antisemitismus mag wohl mit ein Anlaß zum Entstehen des Zionismus gewesen sein. Aber der eigentliche Zionismus sei nicht von außen gekommen, sondern er komme aus der innersten Seele des jüdischen Volkes heraus. Ein äußerer Anlaß hat oft schon latente Kräfte frei gemacht. Im Antisemitismus erblickt er eine notwendige Gegenerscheinung zum Zionismus, die nicht aufhören wird. Herr Siegfried Urias erblickt das Problem der Gegenwart in der traurigen Tatsache, daß gerade die jüdische Intelligenz von der alten Religion gelassen habe und zu den flachsten Surrogaten moderner Theorien Zuflucht nehme. Das sei erklärlich durch die historische Methode der Theologie seit Schleiermacher, welche die Religion jedes göttlichen Nimbus entkleidet und alles als historisch bedingt, oder von anders her übernommen erkannte. Die einzige Anwendung dieser wissenschaftlichen Methode führte zum Monismus, der in totem In-Beziehung-Setzen und Relationen aufzudecken einen Ersatz zur lebendigen Religion suchte. Er bedenkt nicht, daß es neben dieser Methode noch eine zweite der Werte, Ideen und Ideale gibt, welche besonders in dem Bestehen der Ethik zur Geltung kommt. Diese Ethik rücke gerade in unseren Tagen wieder in den Zentralpunkt aller Philosophie. Diese Ethik erhebt den Menschen über sich hinaus. Aber gerade einer der bedeutendsten Denker, Hermann Cohen, hat erkannt, daß solche abstrakte Ideen und Ideale wohl einzelne große Männer erhalten können, niemals aber eine Gemeinschaft. Wir sind historische Menschen und bedürfen darum eines historischen Zusammenhangs. Darum ist es das Streben, diese allgemein erkannten Probleme, Ziele und Aufgaben wieder in historischem Boden zu befestigen. Diese Anknüpfung wird in den historischen Religionen gefunden. Diese Anknüpfung suchen auch wir. Wir wollen zur Religion zurück. Das kann nicht mehr im Sinne der Orthodoxie geschehen, die von religiöser Tradition gleich zur Religion führt. Sondern unser Weg führt von unten herauf, vom Profanen zum Heiligen. Wer nicht mitschafft, wird diese Arbeit des liberalen Judentums nie erfassen. Aber denen, die ernstes Wollen dazu haben, denen reicht die Jugendorganisation die Hand zur Mithilfe.

In seinem Schlußwort wies Herr Dr. Wertheim die gegnerischen Angriffe zurück und erntete durch seine klaren und schneidvollen Ausführungen reichen Beifall. — Schluß der Versammlung gegen 12½ Uhr.

Rundschau.

Königsberg i. Pr. Am Montag, den 9. Februar 1914, hielt in der hiesigen Ortsgruppe vor einem äußerst zahlreichen Publikum, unter dem auch die Jugend zahlreich vertreten war, Herr Rechtsanwalt Dr. Wertheim aus Berlin einen Vortrag über das Thema: „Moderne Judenpolitik und jüdische Jugend". Nach einer kurzen, geschichtlichen Einleitung ging der Redner auf die heutigen Verhältnisse im Judentum und damit auf die Frage ein, welche heute im Mittelpunkt der jüdischen Erörterung steht: Zionismus oder nicht? Zionismus, so führt der Vortragende aus, ist eine parteipolitische Richtung im Judentum. Er betrachtet alle die, welche jüdischer Abstammung sind, als ein Volk und diesem will er in Palästina einen „neuen Judenstaat" errichten. Gibt es ein jüdisches Volk? In längeren Ausführungen wies der Redner nach, daß diese Frage zu verneinen sei; fehle doch den Juden an den gemeinsamen Merkmalen eines „Volkes" — gleiches Territorium, gleiche Sprache, gleicher Kultus, gleiche wirtschaftliche Bedingungen und der großen Mehrzahl fehle doch vor allem das bedeutsame Moment des Willens, ein Volk zu sein. Redner wies dann weiter nach, daß die Bedingungen der Türkei und ihr Verhalten zu den Juden durchaus nicht die Annahme rechtfertige, daß die Juden dort besonders herzlich aufgenommen werden würden, streift kurz die (haltlose) „Rassentheorie" und entzog mit seinen ausführlichen und überzeugenden Darlegungen dem Zionismus, der nur eine phantastische, romantische Idee darstelle, den realen Boden unter den Füßen. Im zweiten Teile seines Vortrages ging der Redner dann zu der religiösen Frage im Judentum über und schilderte in beredten Worten den Gedanken und die Ziele des „liberalen Judentums". Besonders wandte er sich an die Jugend, der er mannhaftes Eintreten für das Judentum, aber auch unbedingte Treue zu ihrem Vaterlande empfahl, der er ferner ans Herz legte, für die Idee des religiösen Liberalismus zu arbeiten und zu streiten. „Die Kämpfe — nach außen und nach innen — werden nicht ausbleiben, denn Jude sein, heißt Kämpfer sein, darum gilt es nach außen und nach innen einzutreten für die großen und erhabenen Grundgedanken des Judentums" — mit dieser Mahnung an alt und jung schloß der Vortragende seine rhetorisch wie inhaltlich gleich fesselnden Ausführungen, denen reichster Beifall zuteil wurde.

Am 28. April 1914 fand die Generalversammlung der Ortsgruppe Königsberg i. Pr. statt. Zu Eingang hielt vor einer großen Zuhörerschar, in der das weibliche Element naturgemäß am stärksten vertreten war, Frau Regina Neißer aus Breslau einen Vortrag über: „Aufgaben der jüdischen Frau zur Gestaltung und Kräftigung des Judentums". Die verehrte Vortragende wies in ihren, vom schönsten Idealismus getragenen Ausführungen der jüdischen Frau den Weg, den sie gehen müsse, um ihrer Religion zu dienen und zu nützen. Sie verstand es insbesondere, die wichtige Aufgabe, die ihr in der Familie zufalle, bis ins Kleinste zu schildern und die Anwesenden mit ehrlicher Begeisterung für diese schöne Pflicht zu erfüllen. Man merkte dem warmen und anhaltenden Beifall die Empfindungen an, welche der Vortrag in den Zuhörern ausgelöst hatte. — In der Vorstandswahl wurden dann Herr Hermann Wolffheim als geschäftsführender Vorsitzender, die Herren Prof. Dr. Cohn und Justizrat Dr. Lichtenstein als Leiter der Versammlungen, Herr William Bennigson als Kassierer und Herr Referendar Dr. Mendelssohn als Schriftführer gewählt. Im übrigen besteht der Vorstand aus den Herren Max Arnsdorff, Bennheim, Rechtsanwalt Boguschi, Paul Lachmanski, William Leß, Willy Löwenstein und Apotheker Oppel, sowie Frau Borkon. Hieran schloß sich noch eine lebhafte Aussprache über Vereinsangelegenheiten, in der besonders die engere Fühlungnahme mit der Jugend und eine großzügigere Propaganda gefordert und beschlossen wurden.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 49.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 6 und 7. Jahrgang 6. Juni u. Juli 1914.

Moderne Reflexionen.

Von Dr. Felix Freudenthal-Berlin.

Daß auf Erden nichts vollkommen ist, wissen wir alle. Auch die Religionen sind von diesem Satze nicht ausgenommen. Mehr oder weniger haben sie gleich den Menschen ihre schwachen und angreifbaren Seiten. Daß dies wirklich der Fall, beweisen am besten ihre eigenen Anhänger, die so oft in erbitterter Fehde mit einander liegen und an den gegenseitigen Dogmen kein gutes Haar zu lassen pflegen. Die Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten bei den Christen, zwischen Sunniten und Schiiten bei den Mohammedanern, zwischen Hinajana und Nagardschuna bei den Bekennern Buddhas sind uns ja nicht unbekannt, von den zahllosen Sekten nicht zu sprechen, deren jede die göttliche Wahrheit und Offenbarung ausschließlich für sich in Anspruch nimmt.

Ganz so schlimm steht es bei uns Juden allerdings nicht. Der so zu sagen abstrakte Monotheismus bietet nur geringe Angriffsflächen und von allen Seiten bedrängten und unterdrückten Glaubensbrüdern vergeht bald die Lust, sich auch noch gegenseitig zu zerfleischen. Orthodoxie und Mystik, Pantheismus und Monismus haben wir kommen und gehen sehen, ohne uns darüber allzusehr aufzuregen. Die Freiheit unserer Anschauungen, die einfachen Grundprinzipien der mosaischen Gotteslehre, die Zwanglosigkeit der Gottesverehrung können es ruhig mit allen Spielarten theologischer oder atheistischer Weltanschauung aufnehmen; denn die jüdische Religion bleibt ein rocher de bronze und wer auf Granit beißt, wird stets allein der Geschädigte sein. Die Einigkeit unter den Bekennern des Judentums ist freilich nicht so universell, wie es unsere Feinde als Schreckgespenst hinzustellen lieben. Denn nur ein Blinder kann leugnen, daß zwischen unseren westeuropäischen Glaubensgenossen und den Bewohnern des Ostens ein abgrundtiefer Gegensatz vorhanden ist, über den keine Brücke führt. Dieser Anschauung wegen braucht man uns, speziell die Israeliten, denen das Glück zuteil geworden, in Deutschland zu leben, noch lange nicht als Abtrünnige zu brandmarken.

Wir aufgeklärten deutschen Juden, die wir von Jugend auf mit regem Eifer uns bemüht haben, Kunst und Wissenschaft bei allen Nationen kennen zu lernen, die wir uns nicht einseitig auf Zion versteifen, werden stets treu zur Fahne des Judentums stehen.

Weder Drohungen noch Lockungen, weder Zurücksetzungen noch Verheißungen, dürften im Stande sein, unsere erblich gewordenen Ueberzeugungen zu entwurzeln.

Mag auch dieser und jener, in stürmischen Zeiten sogar eine größere Anzahl charakterschwacher Personen sich von uns trennen, weil es sich besser und sicherer bei den Mächtigen, als bei den Geduldeten lebt; leicht ist solch ein Schritt nur wenigen geworden und die überwiegende Menge der Getauften hält innerlich doch noch zu dem Glauben, für den ihre Eltern gelitten, gar viele ihrer Voreltern geblutet haben. Der wohltätige Mangel an Ketzergerichten, das Fehlen eines obligatorischen Bekenntniszwangs, die einfache und direkte Anbetung des Schöpfers, der ernste, keine phantastischen und unlogischen Voraussetzungen enthaltende Gottesdienst, die eindrucksvolle Sprache gelehrter und begeisterter Rabbiner, alles dies hat für jedermann so viel Bestechendes, daß in der Regel nur wenig wertvolle Elemente, geblendet von Aeußerlichkeiten, sich dazu entschließen können, ihre religiöse Grundanschauung zum Opfer zu bringen.

Auffallenderweise finden gerade in der deutschen Reichshauptstadt verhältnismäßig die meisten Uebertritte statt. Und dabei haben doch die Berliner Juden es am wenigsten nötig, ihrer jahrtausende alten Gemeinschaft untreu zu werden. Denn in der Stadt Friedrichs des Großen kann jeder nach seiner Fasson selig werden, gibt es hier doch kaum eine theistische oder atheistische Richtung, die nicht Anhänger und Verehrung findet. Seinen Verkehr, seine nähere Umgebung, seine geistigen und sagen wir mal kirchlichen Interessen kann der Bewohner einer Millionenstadt ganz nach seinem Belieben gestalten, oft im Gegensatz zu kleineren Orten, in denen Kastengeist, soziale Stellung und Rücksichtnahme die Leute mehr in bestimmte soziale Zirkel und Konventikel bannt und festhält.

Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß in den Großstädten, besonders aber an der Spree, vielen gebildeten und keiner Parteipeitsche gehorchenden Juden die Synagoge dadurch verleidet wird, daß allzu eifrig und vordringlich von gewerbsmäßigen Agitatoren für die Orthodoxie und gegen ein harmonisches Zusammenleben mit liberal und tolerant gesinnten Familien, gleichviel welcher Abstammung, Propaganda gemacht wird. Wir leben doch nun einmal in Deutschland und nicht in Palästina, und legen hohen Wert darauf, mit unseren Mitbürgern, soweit sie nicht bornierte und böswillige Antisemiten oder — Antiarier sind, in freundlichen und verbindlichen Formen zu verkehren. Nur die rückhaltlose Achtung und Wertschätzung, das uneigennützige Eingehen und Kennenlernen gemeinsamer Interessen, vermögen aber unberechtigte wie eingewurzelte Vorurteile zu beseitigen und die Nebel gegenseitigen Mißtrauens zu zerstreuen. Statt dessen werden wir von reaktionärer Seite, insbesondere von polnischen, galizischen und russischen, durch deutsche Duldsamkeit hier aufgenommenen und seßhaft gewordenen Berufshetzern, mit Zuschriften, Broschüren, Aufrufen und sonstigen Preßerzeugnissen überschwemmt, deren Inhalt alles andere als Frieden, Milde und Versöhnung atmet. Fast in jedem Elaborat stoßen wir auf mehr oder minder versteckte Hetzereien; nichtssagende, geschmacklose, kaum der Erwähnung werte Vorgänge werden zu bedeutenden judenfeindlichen Vorgängen aufgebauscht, als ob die ganze Christenheit gegen uns losgelassen ist und neue Scheiterhaufen die Kinder Israels zu verschlingen drohen. So liegen doch die Dinge wirklich nicht. Man soll aus Mücken keine Elefanten machen und nicht durch systematische Uebertreibungen die schon vorhandene Nervosität der Leser noch künstlich zu vermehren suchen.

Solange die Gegner, höre ich einwerfen, mit ihren zahlreichen antisemitischen Blättern den Haß gegen unsere Brüder schüren,

können wir unmöglich unsere Verteidigung einstellen. Ja, wenn es bei der durchaus erforderlichen und lobenswerten Abwehr bliebe! Man lese aber nur einige dieser von Antagonismus und Brandartikeln, von geistlosen Anekdötchen und banalen Schreckgespenstern existierenden Blättern, zu deren Profession es hüben wie drüben gehört, keine Eintracht zwischen den Bewohnern desselben Landes aufkommen zu lassen. Da kann einem bisweilen die Lust vergehen, Jude zu sein, und uns überkommt das gleiche Gefühl, das sicher eine Menge Christen überschleicht, wenn sie die Auswüchse der Rinnsteinphantasie hypergermanischer Schriftsteller zu Gesicht bekommen. Peccatur intra muros et extra! Liegt die Hauptschuld ohne Zweifel auf der anderen Seite, so wird auch bei uns, vielleicht in erklärlicher Notwehr, über die Schnur gehauen und mancher lächerliche Vorgang derart aufgebauscht, daß wirklich ernste Ereignisse darunter zu leiden haben. Die liberalen Bekenner des Judentums halten es für eine unabweisliche Pflicht, mit den allgemeinen religiösen Anschauungen des christlichen Deutschlands in steter Fühlung zu bleiben und der volkstümlichen modernen Lebensweise, soweit dies mit unseren Grundanschauungen vereinbar, Konzessionen zu machen. Wir wollen die Absonderung nicht geflissentlich mehren und fördern; wir wollen im Gegenteil alles tun, was geeignet ist, Frieden und Einigkeit der Bewohner eines tonangebenden Kulturstaates herbeizuführen. Daher unsere Abneigung gegen längst begrabene und überwundene früheren Jahrhunderten angehörige und für völlig andere Verhältnisse berechnete rituelle Vorschriften und Zeremonialgesetze, deren strenge Aufrechterhaltung in unserem sozialen Zusammenleben einfach unmöglich ist. Es wäre schlimm um unseren Glauben bestellt, wenn er mit nichtssagenden Aeußerlichkeiten, mit historischen Velleitäten wie Gebetmänteln, Gebetriemen, Enthaltung jeglicher kleinster Tätigkeit am Sonnabend, stehen und fallen würde, wenn im Zeitalter der Elektrizität und der Hygiene die strenge Speise- und Geschirrordnung, das geradezu unausführbare Schreibeverbot an Feiertagen echte Kennzeichen der jüdischen Religion bildeten. Welcher aufgeklärte, im Leben stehende, von dem Geist des Judentums durchdrungene, gebildete Mann könnte solchem inhaltslosen Formelkram, solchem geschichtlichen Raritätenkram noch ernstlich das Wort reden?

Dazu kommt eine geradezu beängstigende Vermehrung jüdischer Vereine und nicht selten zionistisch angehauchter Versammlungen, die immer von neuem dazu beitragen, politische und wirtschaftliche Gegensätze zu fördern und konfessionelle Differenzen aufrecht zu erhalten. Jeder unbeschäftigte Rentner, jeder kampfbereite Rechtsanwalt, jede vorsitzlüsterne Kommerzienrätin, sie alle bemühen sich, einem plötzlichen dringenden Bedürfnis nachgebend, neue israelitische Vereine zu gründen, selbstredend sich an die Spitze zu stellen und an das Herz der Glaubensgenossen zu appellieren, die dann auch aus irgend welchen Rücksichten der neuen Vereinigung beitreten. Und dann wundern wir uns über rein christliche, sei es katholische, sei es evangelische, Gesellschaften, die so intolerant sind, von dem Genuß ihrer Beiträge und Versammlungen Andersgläubige auszuschließen und die Rassenfrage in den Vordergrund zu stellen!

Die toleranten jüdischen Kreise haben aber durchaus nicht das Bedürfnis, Tag für Tag an die Sonderstellung Israels erinnert zu werden; sie freuen sich aufrichtig, wenn hochgesinnte und humandenkende Rabbiner für Eintracht und Zusammengehörigkeit auch den Bekennern der Tochterreligion gegenüber nach Kräften eintreten.

Man komme uns nicht mit der Tradition und mit den Anschauungen unserer Väter, die von ganz anderen Voraussetzungen und

Lebensanschauungen ausgingen wie die jetzigen Bewohner unseres Planeten. Der Vorfahren genius loci bildete Jerusalem; daher mangelte ihnen jegliches politische und wirtschaftliche Verständnis für andere Länder, daher kein künstlerisches und abgesehen von der Medizin und Theosophie, kein echtes wissenschaftliches internationales Vorwärtsschreiten, daher die Weltfremdheit und das Erstarren in egoistischer Abschließung und aussichtslosen Phantastereien. Jeder Atemzug galt der Synagoge und ihren Vorschriften, überall klerikale Rassentaktik, die wirklich nicht von dieser Welt war.

Wir deutsche Juden der Gegenwart haben aber aus der Geschichte gelernt und würden es geradezu als ein schweres Unglück ansehen, wenn wir mit den unendlich bedauernswerten, aber innerlich uns fremden auf anderer Kulturstufe stehenden östlichen Glaubensgenossen in eine nationale Zusammengehörigkeit gerieten. Wir achten nicht jener konfusen Schreier, die mit leidenschaftlichen Reden der urteilslosen Menge die Ueberzeugung beibringen möchten, alle Menschen hebräischer Abkunft seien eine nationale Einheit, gleichviel, ob sie Paris oder Bojanowo, Berlin oder Przemysl ihre Heimat nennen. Wir danken bestens für derartige Vermischung, die uns um 100 Kulturstufen zurückwerfen würde, so sehr wir auch das Unglück der schuldlos Verfolgten beklagen und nach Kräften ihnen zu helfen suchen.

Dabei ist uns nicht unbekannt, welche besondere Begabung in vielen polnischen und russischen Juden steckt und wieviel aufsehenerregende Talente auf allen Gebieten grade aus den kleinsten und ärmsten israelitischen Familien jenseits der Weichsel hervorgegangen sind. Eine schnelle Emanzipation und Umwandlung auf deutschem Boden und mit deutscher Hilfe hat dann reine Wunder bewirkt, und wir kennen Dutzende von Männern, die ursprünglich zum Rabbi eines völlig unbekannten Marktfleckens bestimmt, sich durch eigene Kraft und Begabung zu bahnbrechenden Professoren und Geheimräten emporgearbeitet haben. Dies könnte aber noch viel häufiger eintreten, wenn nicht eine enorme Menge Intelligenz in fruchtlosen religiösen Kämpfen, Broschüren, Debatten, Anrempelungen, Redeschlachten und Schriftwechseln verpufft würde. Was da an kostbarer Zeit, an Scharfsinn und Arbeitskraft direkt zum Fenster hinausgeworfen wird, spottet jeder Beschreibung. Etwas mehr Gelassenheit, Gleichmut und Zurückhaltung, etwas weniger Nervosität, Erregtheit und Argwohn, gewiß, wir würden uns alle dabei besser stehen.

Möge drüben in halbasiatischen Ländern bald das Morgenrot westeuropäischer Kultur unter unseren Glaubensgenossen tagen! Dieses Ziel herbeizuführen, sich der Umklammerung starrer, kulturfeindlicher Orthodoxie zu entwinden, hunderttausende für das wirkliche Leben brachliegender Kräfte mobil zu machen und für die fruchtbare Kulturarbeit moderner Menschheit zu gewinnen, das wäre ein Ziel, würdiger des Strebens unserer Glaubensbrüder, als die Aufpeitschung eines verderblichen nationalen Fanatismus.

Wie dem aber auch sein mag: Der jüdische Liberalismus in Wort und Tat bleibt das Panier, welchem die Elite der deutschen Israeliten jederzeit folgen wird, unbeirrt um das Geschrei, welches Reaktionäre und Zionisten erheben, als seien wir auf falschem Pfade und habe durch uns das alte mosaische Bekenntnis den Untergang zu fürchten. Grade das Gegenteil ist der Fall. Ein Glaube ohne Fortschritt und Freiheit versumpft in ausgefahrenen Geleisen. Kritik und Reform, Selbsterkenntnis und Entwickelung sind die Mittel das Judentum von heute lebensfähig, gesund und wehrkräftig zu erhalten.

Gibt es eine jüdische Religion oder mehrere?

Von Rabbiner Dr. B. Elsaß-Landsberg a. W.

Im Jahre 1868 hatte der hochgesinnte ungarische Kultusminister, Baron Joseph v. Eötvös, von den edelsten Intentionen geleitet, die Vertreter der ungarischen Judenheit zu einem Kongreß berufen, auf welchem die administrativen Angelegenheiten der Gemeinden und ihre gesetzliche Regelung beraten, und zugleich über die Errichtung eines jüdischen Lehrerseminars und einer modernen rabbinischen Hochschule eine Aussprache herbeigeführt werden sollte. — Der König hatte schon früher in hochherziger Weise, die im Jahre 1849 den jüdischen Gemeinden nach Niederringung der Revolution auferlegte Kriegsbuße im Betrage von 1,000,000 Gulden zur Hebung der Kultur und Bildung unter den Juden zur Verfügung zu stellen sich bereit erklärt. Doch waren die Verhandlungen des Kongresses von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt, weil die aus den Wahlen hervorgegangenen Vertreter aus gar zu heterogenen Elementen zusammengesetzt waren, als daß man zu einer ersprießlichen Lösung der aufgeworfenen Probleme gelangen konnte. Die kulturfremde, bildungsfeindliche Orthodoxie sträubte sich ohnehin gegen Bestrebungen, die den geistigen und kulturellen Aufschwung der ungarischen Judenheit anzubahnen bestimmt waren, und auch die gebildeten Führer der Orthodoxie waren voll Mißtrauen gegen Errichtung von Lehranstalten, in denen nebst den jüdischen Disziplinen auch die nationale Sprache und Kultur gepflegt werden sollte. Als von den Orthodoxen ein mit 88 Unterschriften versehener Antrag eingebracht wurde, wonach „der Kongreß von vornherein zum Beschluß erheben sollte, daß betreff der Organisation der Schule und des Gemeindelebens kein Vorschlag zur Verhandlung zugelassen werden sollte, der nicht entschieden und klar dem Prinzip entspreche, daß einzig und allein die Bestimmungen der Bibel und des Talmud, so wie sie der Schulchan Aruch kodifiziert habe, die Grundlage der zu entwerfenden Statuten sein könnten", und der Präsident diesen Antrag nicht zur Abstimmung brachte, war der Bruch vollzogen.

Die Folge war, daß die Orthodoxen nicht blos das vom Kongreß entworfene Gemeindestatut verwarfen, sondern zu einer besonderen Organisation sich zusammenschlossen und in einer Eingabe an das ungarische Parlament erklärten: „daß die jüd. Religionsgemeinschaft, welche auf Grund der Kongreßbeschlüsse sich konstituierte, von der bisher in Ungarn bestehenden Gemeinschaft, die auf Grund der dogmatischen jüdischen Glaubensgesetze aufgebaut ist, im wesentlichen sich unterscheide." Das Schlagwort von den zwei wesentlich verschiedenen Konfessionen innerhalb der Judenheit ist bereits damals geprägt worden.

Die damalige Regierung beeilte sich der Organisation der Orthodoxen unter Leitung der „ungar.-orthod. Landeskanzlei" ihre Sanktion zu erteilen. Die Führung der Kongreßgemeinden, die man als „neolog" bezeichnete, hatte die „Ungarische jüdische Landeskanzlei" übernommen. Es bildete sich eine dritte Gruppe von Gemeinden, welche unter der Bezeichnung „status quo" keine der beiden Organisationen anerkannte, sondern die Weisungen, wie vor der Einberufung des Kongresses, allein von den staatlichen Behörden entgegenzunehmen sich bereit erklärte. — So ward die ungarische Judenheit nicht nur in zwei, sondern in drei Lager gespalten, von denen sich noch im Nordosten Ungarns die sogenannten Sephardengemeinden — Anhänger des Chassidis-

mus — absplittern. Diese Spaltung und Zerklüftung hat ihre bitteren Früchte getragen, da sie die materielle Wohlfahrt gar mancher Gemeinden unterbunden hat. Dazu kam, daß die orthodoxe Kanzlei oft in unseliger Verblendung unter dem Schlagwort „die Religions- und der Gewissensfreiheit werde gefährdet", allen besonnenen Maßnahmen, welche die ungarische Landeskanzlei zur inneren Erstarkung der Gesamheit und zur Hebung des Kulturstandes unternommen, durch Eingaben an die Regierung hindernd in den Weg trat. — Dennoch ward nach harten parlamentarischen Kämpfen im Jahre 1895 die jüdische Religionsgemeinschaft als „rezipiert" anerkannt und ihr die Aufgabe zugewiesen worden, gleich den andern staatlich anerkannten Kirchengemeinschaften auf autonomer Grundlage sich eine eigene gemeinsame Verfassung zu schaffen und auszubauen. Doch ist bisher an dem Widerstande der orthodoxen Landeskanzlei jede Bemühung, eine einheitliche autonome Regelung herbeizuführen, gescheitert.

Vor zwei Jahren, 1912, ist eine Landesversammlung einberufen worden, um die Frage der einheitlichen Organisation der Lösung näher zu bringen und 100 Vertrauensmänner verschiedener religiöser Richtung wurden gewählt über Wege und Mittel zu beraten, um eine Verständigung mit der Orthodoxie und ihrer Leitung anzubahnen. Der Vorschlag tauchte auf, daß auch die „neologen" Gemeinden sich auf „*Basis des Schulchan Aruch*" konstituieren sollten. Von den 250 Delegierten der Versammlung wurde einmütig der Beschluß gefaßt, „daß die Autonomie eine allgemeine, einheitliche und gemeisame sei, da die Judenheit einheitlich ist und sich *nicht* in zwei oder mehrere Konfessionen spalte."

Die orthodoxe Landeskanzlei hatte acht Tage später eine Gegenerklärung im Namen von 288 streng frommen Rabbinern veröffentlicht, wonach „die Neologen und Orthodoxen zwei so verschiedene Konfessionen bildeten, daß sie in einer gemeinsamen Organisation nicht ohne den ärgsten Gewissenszwang leben könnten."

In diese religiösen Kämpfe und Streitfragen, welche die Gemüter nicht nur in Ungarn, sondern auch in Deutschland besonders seit Erscheinen der „Richtlinien" erregen, leuchtet eine bedeutsame Schrift des Oberrabbiners aus Großwardein, des Dr. Leopold Kecskemeti hinein, in welcher er mit aller wissenschaftlicher Gründlichkeit und möglichster Objektivität von hoher religionsgeschichtlicher Warte aus die Frage prüft und untersucht, die er zur Aufschrift seines Buches wählte: „Gibt es *eine* jüdische Religion oder mehrere?" (Erschienen im Verlage von Adolf Sonnenfeld „Egy zsido vallás vane töble?" Großwardein 1913.)

Er weist die wissenschaftliche Haltlosigkeit und Hohlheit der orthodoxen Phrase „von den zwei verschiedenen Konfessionen im Judentum" überzeugend nach, indem er in abwechslungsreichen, scharfumrissenen, lebensvollen Skizzen den Ablauf der religiösen Bewegungen im Judentum seit Abschluß des Talmuds schildert, und den Nachweis erbringt, daß die jüdische Lebensanschauung und religiöse Gedankenwelt in den führenden Männern der verschiedenen Epochen gar mannigfaltig und vielgestaltig sich ausgeprägt, und daß *zu allen Zeiten* die zwei großen gegensätzlichen Richtungen und Strömungen des Modernismus und Konservativismus oft mit der größten Schärfe einander gegenüber sich geltend machten, ohne daß je die Einheit und Einheitlichkeit des Judentums dabei in Frage gestellt wurde.

Kecskemeti hatte der Landesversammlung zunächst den Antrag auf Ausarbeitung einer Denkschrift zur Information der *ungarischen Regierung* unterbreitet und hat mit dieser Arbeit die wissenschaftliche Autori-

täten, den nunmehr sel. Prof. Dr. Bacher, Prof. Dr. Blau und Dr. Mezey betraut wissen wollen. Auf dringendes Ersuchen der Ung. Jüd. Landeskanzlei hat er dann selbst die Ausführung mit dem Vorbehalt übernommen, daß er unbeeinflußt und unabhängig seiner eigenen Ueberzeugung Ausdruck geben werde. Wie er in der Vorrede bemerkt, habe er jedoch bei Abfassung der Schrift von der geplanten Ministeraufklärung abgesehen und will mit seiner Arbeit nur einen möglichst objektiven religionsgeschichtlichen Wegweiser für alle Besonnenen und Gebildeten inmitten der religiösen Kämpfe der Gegenwart bieten.

Die Schrift ist zu einem stattlichen Buche von 212 Druckseiten geworden, die K. in wenigen Wochen zu Papier brachte, um das, was seit Jahren in seiner Seele lebte, in farbenprächtigen, lebensprühenden, scharfumrissenen Skizzen festzuhalten. Das Buch wird sicherlich, wenn es auch aus Anlaß der Tageskämpfe geschrieben worden, kraft seines Gehaltes einen dauernden Platz in der jüdisch-religionsgeschichtlichen Literatur behaupten. Denn der Verfasser hat mit tiefeindringendem Verständnis aus den geschichtlichen Zusammenhängen die geistigen Strömungen und die innere Entwicklung klargelegt und hat den Einfluß nachgewiesen, welchen die jeweiligen äußeren Kulturzustände, die geistige und religiöse Atmosphäre des Landes und der Umgebung unwillkürlich auf die Juden ausübten.

Durch kurze, prägnante, den Quellenwerken entnommene Zitate versteht es der Verfasser wie mit einem Scheinwerfer die charakteristischen Züge der geistig bedeutenden Persönlichkeiten, und die leitenden Ideen und Gedanken zu beleuchten und diese aus dem Dunkel der Zeiten scharf und deutlich hervortreten zu lassen. Frisch und temperamentvoll geschrieben, ist das Buch vom warmen Pulsschlag des Lebens durchweht, und wie in jener Vision des Ezechiel: sind „die zerstreuten Glieder auf dem weiten Gefilde der jüdischen Geschichte aneinandergerückt, und vom Geisteshauch berührt, die toten Gebeine lebendig geworden."

Eine Analyse und Inhaltsangabe der Schrift möge uns die Fülle und Wucht der Tatsachen vor Augen führen, mit denen K. den leitenden Gedanken seines Buches stützt, daß wenn auch innerhalb der Judenheit die religiösen Anschauungen und die Lebensauffassung oft weit auseinandergingen, das Judentum doch einheitlich blieb, und wie das Gesetz des Lebens und der Entwicklung es unmöglich mache, daß das Judentum in seiner einmaligen zeitlichen Ausgestaltung unveränderlich verharre, wie die orthodoxe Theorie es fordert.

Zunächst untersucht er die beiden Begriffe Neologie und Orthodoxie und findet, daß die Bezeichnungen ungenau und der Wirklichkeit nicht adäquat seien. Genauer und entsprechender seien die religiösen Gegensätze mit Modernismus und Konservativismus zu umschreiben. Den Modernismus oder die Neologie kennzeichnet das Erfassen und das Verständnis der sich immer erneuernden geschichtlichen Notwendigkeiten, das bewußte Sicheinfügen in die herrschende Kultur, während der Konservativismus im strengen Beharren des Gewordenen die Entwicklung negiert und bei geschichtlichen Notwendigkeiten sich ablehnend verhält, — jedoch wider Willen und unbewußt den Mächten, die im Leben und in der Geschichte walten, folgt und sich anpaßt.

Die mannigfaltigen Wandlungen des jüdischen Geisteslebens seien aber nicht bloß aus den geschichtlichen Verhältnissen und den Einwirkungen der fremden Kulturen zu erklären, sondern sind auch auf grundlegende Elemente der jüdischen Volkspsyche, auf Kritik und Träumerei, auf Verstand und

Phantasie, auf Philosophie und Mystik zurückzuführen.

Der mystische Hang, — führt der Verfasser geistreich aus, — habe stets unter der Schwelle des Bewußtseins geruht. Gleich dem Traumleben wird er rege und tritt die Herrschaft über die Gemüter an, wenn der Geist erschlafft, wenn Kritik und Philosophie unterdrückt werden. In poetischen Seelen erzeugt die Mystik tiefsinnige Schöpfungen, doch zumeist veranlaßte sie bizarre, wunderliche und kindische Spekulationen.

Eine solche geistige Erschöpfung und Erschlaffung war nach dem Abschluß des Talmuds eingetreten. Dadurch ward der Mystik Tür und Tor geöffnet. Die Arbeit der talmudischen Hochschule im 6. und 7. Jahrhundert hatte sich nur darauf beschränkt, das Geistesgut der vergangenen Zeiten in die Scheuer zu bringen. Die schöpferische Tätigkeit war erlahmt. Man beschäftigte sich mit der peinlich genauen Feststellung des Buchstabentextes, man setzte die Vokalisation fest, und diese trockene Arbeit der Massoreten findet seine Ergänzung in öden neupythagoräischen Zahlenspielereien, in denen sich die Philosophie des „Jezirabuches" verliert. In dieser Dürre bietet dem Volksgemüte nur noch die Aggada Labung. Der mystische Hang bricht sich Bahn. Zu welch Ungeheuerlichkeiten die Mystik sich verleiten läßt, beweisen die rohen Anthropomorphismen des „Schiur Komah", in welchem Gottes Gliedmaßen gemessen werden. Welchen Einfluß der Mystizismus um die Zeit vom 7. bis 10. Jahrhundert ausübte, zeigt, daß noch Gaon Scherira diese Berechnungen des Schiur Komah als heilige Mysterien in Schutz nimmt. Gegenströmungen machen sich in der karaitischen Bewegung, in der Abwendung vom Talmud geltend, ja ein Chiwi al-Balkhi wagt schon im 9. Jahrhundert an der Bibel kühne Kritik zu üben. Alle diese Strömungen standen unter dem Einfluß und in Wechselwirkung der gleichzeitigen theologischen Spekulationen der verschiedenen mohammedanischen Schulen.

Saadja wird der Retter des Talmudismus, in dem er mit den Waffen der Wissenschaft seiner Zeit dem Karäertum entgegentritt, und die Legenden des Talmuds, über die die Karäer sich lustig machten, ihrer wörtlichen Bedeutung entkleidet. Saadja verwirft den Aberglauben und sucht die Wundererzählungen rationalistisch zu erklären. Er übersetzt Bibel und Mischna in die Sprache des Volkes, in dessen Mitte er lebte, ins Arabische. 850 Jahre später jedoch verfehmt die Orthodoxie die deutsche Bibelübersetzung eines Mendelssohn. Wie die Geister jener Epoche sich von einander scheiden, wird vom Verfasser in wenigen Strichen festgehalten: „Gaon Hai ist reiner Talmudist, ihm gegenüber steht die Mystik des „Schiur Komah", Talmudist und Philosoph ist Saadja, während Scherira Talmudist und gleichzeitig Mystiker ist. Bei dreien ist die Rede von Gott, der Tausende und Tausende von Parasangen mißt, der eine möchte die Elle anlegen, der zweite meint ärgerlich, es sei dies Blödsinn, der dritte spricht träumerisch, welch ein Mysterium .... und der Talmudismus ruft keinem etwa zu: du bist kein Jude. — Auch heutzutage dürfte es manchen Juden geben, der zur Elle greifen möchte, in jenen Zeiten aber sprach Samuel ben Chofni, das Haupt der suranischen Hochschule das Wort: „was dem gesunden Menschenverstande widerspricht, das kann nicht anerkannt werden."

In Spaniens gesegneten Fluren unter der Herrschaft der Mauren, ward die Individualität auch in der Religion frei. In prägnanten Zügen charakterisiert Verfasser die religiöse Eigenart eines Salomo Gabirol, Bachja, Juda Halevy, des Josef ibn Zadik, des Abraham ibn Daud (Verfasser des Emunah-haramah), eines Abraham ibn

Esra, und Samuel hanagid und deren abweichende Ansichten und verschiedenartige Auffassung vom Judentum, Männer, die von Bildung durchtränkt, weit, weit von den Normen der bildungsfeindlichen Orthodoxie des 18. Jahrhunderts und von denen der heutigen ungarischen Orthodoxie abweichen. Die Entwicklung geht weiter und höher. Diese Epoche schließt mit der machtvollen Persönlichkeit eines Maimonides ab, der in sich die beiden Lebensprinzipien, Wissenschaft und Religion, harmonisch vereinigt und den Talmudismus philosophisch begründet. Maimuni habe, wie K. hervörhebt, den großen, heiligen Irrtum gehegt, daß *sein* von ihm erkenntnis-theoretisch begründetes Judentum die *letzte* und einzig berechtigte Form des Judentums sein und bleiben werde.

Wir wissen, wie schon zu Lebzeiten Maimuni's sich der Widerspruch regte, und wie dann nach seinem Tode die Gegner und Verehrer im heißen Kampfe einander gegenüberstanden. Das 13. Jahrhundert sah die Judenheit in zwei gegensätzliche, ja feindliche, Lager gespalten. Hier die schwärmerischen Anhänger, dort die Verketzerer des Maimuni, hier die Verehrer, dort die Verächter der Wissenschaft. In leidenschaftlicher Erregung wird der Bannstrahl von der einen, wie von der anderen Seite gezückt, doch von einer Spaltung in zwei Konfessionen, von einem Schisma war nicht die Rede.

Rabbi Mose ben Nachman, der vermittelnd eingreifen will, gibt dem Ultras seiner Zeit gegenüber der Meinung Ausdruck: „man könne *unmöglich* die ganze Judenheit in die Orthodoxie einzwängen."

Ein Jahrhundert tobt der Kampf hin und her, bis unter den Leiden und Verfolgungen die Geistesfrische und Kraft erlahmt, und auf Drängen des bildungsfeindlichen Stocktalmudisten Aschери, Rabbi Salomo b. Adret die Beschäftigung mit der Philosophie bis zum 25. Lebensjahr mit dem Banne belegt, worauf Jedaja Penini seinen Protest einlegt, daß er auch auf „Josuas Befehl der Wissenschaft nicht entsagen würde," und in Montpellier der Cherem ad'rabo sich gegen alle erhebt, die Maimuni verketzerten und ihre Kinder von wissenschaftlichen Studien fernhalten wollen.

Da für weite Kreise das logische, wissenschaftliche Denken geächtet ward, ward den unlogischen Phantastereien der Mystik der Weg gebahnt, die eine Zeitlang zurückgedrängt, jetzt die Herrschaft über die Gemüter anstrebt. Sie beruft sich auf ein Buch neuer, höchster Gottesoffenbarungen, auf den „Sohar", vor dessen „Glanze" für die Anhänger der Kabbala der Talmud und auch die Bibel erbleichen muß. K. hebt hervor, wie viel *unjüdische* Ideen und katholisierende Elemente die Kabbala in sich aufgenommen, und er wendet sich an die Orthodoxie mit der Frage, warum sie nie daran gedacht, die Sohargläubigen als „besondere Konfession" von der Gesamtjudenheit auszuschließen.

In andern scharfumrissenenen Skizzen zeichnet K. die Entwicklung, welche der Talmudismus in Frankreich und Deutschland genommen und weist darauf hin, wie man in diesen Ländern, um das Verständnis des Talmud zu erschließen, der *Kommentatoren* bedurfte, deren klassischer Vertreter Raschi geworden. — Doch schon vor Raschi hatte auf deutschem Boden Rabbenu Gerschom b. Jehuda, „die Leuchte des Exils", die Reihe der deutschen großen Talmudlehrer eröffnet. Eigenartig genug, daß auf Rabbenu Gerschoms Veranlassung eine tiefgreifende „Reform" der jüdischen Ehegesetzgebung durchgeführt ward. Denn vom Standpunkte orthodoxer Geschichtsauffassung war das Verbot der Vielweiberei, und die Forderung, daß ohne Einwilligung der Ehefrau gewöhnlich eine Scheidung nicht voll-

zogen werden dürfe, ein Eingriff in die biblisch-talmudische Gesetzgebung und eine Aenderung des bis dahin geltenden Religionsgesetzes. Die afrikanischen und orientalischen Juden hatten auch trotz des „Cherem's" den Beschlüssen der unter Rabbenu Gerschom's Leitung tagenden Mainzer Synode in Anlehnung an das Bestehende sich nicht gefügt.

Sicherlich hat Rabbenu Gerschom durch seine Tekanoth, durch den Ausbau der jüdischen Ehegesetze, die jüdische Eheschließung und Ehescheidung den in christlichen Ländern herrschenden Zuständen anzupassen gesucht.

Im Gegensatz hierzu haben wir die traurige Erfahrung gemacht, daß, als in den „Richtlinien" in ernster Erwägung der Mißstände, die infolge der staatlich geforderten Zivilehe eingetreten sind, der Ausbau und eine moderne Ausgestaltung der jüdischen Ehegesetzgebung ins Auge gefaßt wurde, nicht nur die Orthodoxen, sondern die Männer der Mittelpartei die Sturmglocke geläutet: „Eingriffe in die biblischen Ehegesetze bedrohen die Heiligkeit der jüdischen Familie"!! (wörtlich in der Erklärung der Freien religiösen Vereinigung zu lesen).

Auch strengfromme, ernstreligiöse Kreise können es nicht verstehen und begreifen, daß einer jungen, blühenden Frau, die nach dem Staatsgesetz von ihrem an unheilbarer Geisteserkrankung leidendem Manne geschieden wurde, eine Wiederverheiratung nach jüdischem Ritus bei Lebzeiten des Mannes unmöglich sein sollte, während für den Mann im entsprechenden Falle das jüdische Religionsgesetz Handhaben bietet, die ihm eine zweite Heirat nach jüdischem Ritus ermöglichen. Wenn nun von liberaler Seite für solche und ähnliche Fälle, nicht etwa eine Außerachtlassung, sondern ein weiterer Ausbau des Religionsgesetzes gefordert wird, damit nicht das Lebensglück gar mancher ernsten, tiefreligiösen Frau dem Buchstaben dieses Gesetzes geopfert werde, oder was noch öfter der Fall, damit nicht die Betreffenden auf jede religiöse Weihe bei Scheidung und Eheschließung Verzicht leisten sollen, da wird mit großer Emphase von einer „schweren Gefahr" gesprochen, welche „die Heiligkeit des jüdischen Familienlebens bedroht". In dem Kampf um die „Richtlinien" hatte ich bei aller Würdigung auch des gegnerischen Standpunktes und der Bedenken, die man hegte, nicht begreifen können, wie man mit solch irreführenden Schlagwörtern gegen die Vorschläge, das jüdische Ehegesetz zu erweitern und auszubauen, damit die bestehenden Gefahren, die in Wirklichkeit die Heiligkeit des jüdischen Familienlebens bedrohen, so weit als möglich gemindert werden sollten, Protest einlegen konnte. Genug davon!

Kehren wir zur Schrift K.'s zurück. Er zeigt uns, wie in der Atmosphäre der christlichen Länder das Judentum im 11., 12. und 13. Jahrhundert eine christliche Färbung gewinnt. Wie in der Kirche „Buchstaben, Wunder, Dogmen" die Gemüter beherrschen, so wird auch die religiöse Auffassung und Lebensanschauung der deutschen und französischen Juden von den Buchstaben, den Wunderlegenden und Dogmen des Talmud bedingt und getragen. In Deutschland wird vom 14. Jahrhundert an der „Minhag" kodifiziert, und dadurch „die Unveränderlichkeit" der religiösen Gebräuche statuiert, womit die geistige Regsamkeit und Produktivität erlahmt. Doch trotz des Prinzips „der Unveränderlichkeit" haben auch die „Minhagim" sich im Laufe der Zeiten gewandelt. Nur scheint die Orthodoxie es nicht wissen zu wollen, daß manche der „ewigen" Traditionen oft ganz jungen, jungen Datums sind. Diese geistige Erstarrung, meint K., hat in Deutschland bis zum Auftreten Mendelssohns angehalten, und ist in manchen

Teilen der polnischen und ungarischen Orthodoxie nicht gewichen. —

Ein anderes Gepräge als in Deutschland zeigt die Judenheit Spaniens, Italiens und Frankreichs im 14. Jahrhundert. Selbst die Vertreter der Kabbala streben eine gewisse Modernität an. Die Philosophen Joseph Kaspi, Joseph Tob-Elem, Maestro Vidal und Levi b. Gerson sind kritisch gerichtete Denker, die trotz des Barzelonaer Cherems für die Pflege der Wissenschaft eintraten. Auch die Vertreter des Talmuds, ein Jesaja da Trani, Isak Barfat, Chajim Galipapa, haben Verständnis für das, was außerhalb der „vier Ellen" der Halacha liegt.

Auch im 15. Jahrhundert treffen wir auf eine Reihe gebildeter Talmudisten, wie Simon Duran, Salomon Duran, Josef Kolon, Juda Minz. Es treten Apologeten auf, die mit den Waffen der Wissenschaft die Angriffe auf das Judentum zurückzuweisen in der Lage sind, wie Profiat Duran, Lippmann aus Mühlhausen, während die Philosophen den orthodoxen Glaubensstandpunkt vertreten und begründen, wie Chasdai Crescas, Josef Albo und Josef ibn Schemtow, bei denen der Einfluß der christlichen Scholastik sich geltend macht. Die religiösen Gebräuche erhalten einen sakramentalen Charakter, die Erlösung der Seele, die ewige Seligkeit stehen im Vordergrund der religiösen Probleme.

Der Humanismus gibt den Anstoß zur ästhetischen Würdigung biblischer Schriften durch Juda Messer Leon und zur religionskritischen Arbeit des Elia Delmedigo. Gegen Messer Leon tritt im Namen der Tradition Josef Kolon in die Schranken, während gegenüber Delmedigo Juda Minz den Talmud deckt.

Die geschichtliche Erkenntnis und der Forschungstrieb erwacht in Europa und hat auch in der Judenheit im 16. Jahrhundert bedeutende Vertreter in Elia Levita, der die kritische Meinung wagt: Das Interpunktationssystem sei jüngeren Datums, und in Asarja de Rossi, der Philo entdeckt und in seinen Septuagintastudien manche traditionelle Annahme über den Haufen wirft.

Verfasser führt uns dann die einzelnen Typen der Juden Hollands, jener flüchtigen Marranen, vor, die ohne Kenntnis des Judentums von inneren Gefühlsmomenten geleitet, unter Gefahren zum Judentum zurückgekehrt waren, und schildert uns die Talmudschulen Polens und ihre Größen, die von einem ganz anderen Geiste durchtränkt waren.

Inzwischen entwickelt sich in Palästina die lurjanische Kabbalah, die „neue Dogmen, neue Minhagim, neue Sakramente" schafft. Isak Lurja wird Vorläufer des kommenden Messias. Nicht nur die Massen, sondern auch führende Geister erliegen der suggestiven Macht der messianischen Schwärmerei, als Sabbatai Z'wi auftritt, und selbst sein feiges Ueberläufertum hatte den Glauben an seine Messianität nicht ganz entwurzelt.

Das wissenschaftliche Streben im 17. Jahrhundert wird immer mehr eingeengt, und regt sich nur in einigen wenigen, wie Leon Modena, Josef Delmedigo und Simeone Luzatto.

Eine Regeneration, eine Verjüngung des jüdischen Geisteslebens wird in Deutschland durch Moses Mendelssohn angebahnt, der ein neues jüdisches Lebensideal in sich verkörpert. Er ist ein streng religiöser Jude und dabei Mitarbeiter an der deutschen Kultur und Philosophie. Er war beides, Jude und Deutscher, und wird so zum Vorbild der späteren Lebensgestaltung der Juden in den Ländern, in denen sie das Staatsbürgertum erlangten.

Als Mendelssohn die deutsche Uebersetzung der Thora veröffentlichte, ward er

und sein Werk von den Talmudgrößen der Zeit in Acht und Bann getan. In ihrer ungebrochenen Glaubenseinfalt, jeder geschichtlichen Erkenntnis bar, glaubten die Talmudheroen, wie Ezechiel Landau, Hirsch Charif, Rafael Kohn, durch ihren Bannfluch jene Lebensmächte aufhalten zu können, die an den Toren des Ghetto pochten.

Ihr Prinzip „der Unveränderlichkeit" drängte einen großen Teil der Gebildeten aus dem Judentum heraus.

Der dürre, trockene Formalismus des „Minhagjudentums" hatte auch in Polen eine Reaktion hervorgerufen, und den Chassidismus mit seinen exaltierten Andachtsübungen und phantastischen Spekulationen zur Folge gehabt. Der Chassidismus, der mit der traditionellen gottesdienstlichen Ordnung bricht, hatte nach K.'s Meinung auch eine „Reform", durchgeführt, die vom lurjanischen Geiste getränkt ins Phantastische sich verlor.

In Deutschland beginnt man den Gottesdienst von ästhetischen Gesichtspunkten umzugestalten, deutscher Gesang, deutsche Predigt wird eingeführt. Doch solcher Reform tritt — die preußische Regierung in den Weg. Sie fühlt sich berufen, wie K. sarkastisch bemerkt, den Jargon zu schützen und darüber zu wachen, „daß der arme Pittum hakatoreß nicht zu Schanden werde". Akiba Eger, Mordechai Benet und Moses Sofer hatten ja „den Jargon" als die allein „koschere" Sprache erklärt, die von frommen Juden gesprochen werden dürfte. Wer „deutsch" sprach, galt in ihren Augen für das Judentum verloren. „Die Gestaltung des Lebens der Juden in ihrer Zeit sollte für alle Zeit und Ewigkeit unveränderlich und unverändert bleiben." Wirklich sind die letztwilligen Anordnungen des Chaßam Sofer, der jede Berührung mit moderner Bildung und Kultur perhorezierte, für die bildungsfeindliche ungarische Orthodoxie zur Richtschnur geworden und gaben den Anstoß zu Beschlüssen, die im Jahre 1865 von 80 Rabinern gefaßt und unterzeichnet wurden. Hiernach ward für „ewige Zeiten" verboten, in einer Sprache anderer Völker zu predigen und solche Predigt anzuhören. Man dürfte nur in der Sprache der im Lande wohnenden „koscheren" Juden Reden halten. Es sei verboten, die Gebete und Gesänge von Chören vorgetragen anzuhören, einen Chortempel zu betreten, dahin selbst vor dem Feinde oder dem Biß einer giftigen Schlange zu flüchten, denn es seien Hallen der Gottesleugner und alle diese Neuerungen fallen unter den Begriff des „Götzendienstes".

Diese und ähnliche Bestimmungen bilden die Verfassung der ungarischen Orthodoxie. —

Welch andere Gestalt und Prägung hatte doch inzwischen die Orthodoxie in Deutschland genommen. Hier ward der Grund zur jüdischen Wissenschaft durch Leopold Zunz gelegt, der das Gesetz der geschichtlichen Entwicklung erkannte, auf wissenschaftlich-kritischer Grundlage baut A. Geiger die jüdische Theologie an, und sein einstiger Schulgenosse, S. Rafael Hirsch wird der Bannerträger der nach moderner Bildung strebenden deutschen Orthodoxie. — Wie wäre es wohl S. R. Hirsch ergangen, wenn Chaßam Sofers Jünger von seinen Schriften Kenntnis erhalten hätten. Als Israel Hildesheimer die Errichtung eines Rabbinerseminars für das konservative Judentum ins Auge faßte, da hatte ein anderer Sofer, Chajim aus Munkacs über ihn das liebliche Urteil gefällt „Er sei gottlos, stehe in Satans Diensten, sein ganzes Sinnen sei, die Thora zu entwurzeln, Abtrünnigkeit und Unglauben in Israel zu mehren." — Beinahe so lieblich wie das Urteil des Herrn Dr. Wohlgemuth über die „Richtlinien" und

ihre Unterzeichner. Herr Dr. Wohlgemuth möge es mir verzeihen, wenn ich die Meinung hege, daß ihn bei seiner Weltanschauung und Lebensführung eine viel tiefere Kluft von den orthodoxen „Gaonen" Ungarns trenne, als von uns, den „Richtlinien"-Rabbinern.

Welche Orthodoxie ist nun die rechte, die das „wahre" Judentum vertritt? Dr. W. wird um Antwort gebeten!

Uebrigens fängt auch die Orthodoxie in Ungarn an, „zeitgemäße" Formen anzunehmen. Selbst in Preßburg werden trotz des Testaments von Chaßam Sofer in den orthodoxen Synagogen „ungarische" Laute vernommen. Dabei brüstet sich die Orthodoxie, sie vertrete „das ewige, unveränderte, unveränderliche Judentum", welches in allen Wandlungen sich gleich geblieben.

K. führt nun der Orthodoxie zu Gemüte, daß bei der Fülle der Variationen und Varianten des jüdischen Gesamtgeistes im Laufe der Zeiten von der „ewigen Unveränderlichkeit" des Judentums, oder auch nur der Orthodoxie zu sprechen ein Unding sei und auf Selbsttäuschung beruhe. Uebrigens habe auch die Neologie, wenn sie auch bewußt den Zeitverhältnissen Rechnung getragen, stets danach gestrebt, „erhaltend" zu wirken, und berge in sich eine Fülle von den alten und ältesten Elementen des Minhag des talmudischen und biblischen Judentums. Der Unterschied zwischen Neologie und Orthodoxie bestehe nur in der verschiedenen Auffassungsweise und in der andern Stellungnahme zu den geschichtlichen Notwendigkeiten und den Forderungen des Lebens.

Uebrigens warnt auch K. die Führer der autonomen Bewegung davor, wie dies bereits Prof. Blau in der „Ungar. Jüd. Revue" und Prof. Dr. M. Guttmann in einer lichtvollen Broschüre „Der Schulchan Aruch und die ungarische Judenheit" getan, etwa um des lieben Friedens willen Erklärungen abzugeben, die aller geschichtlichen Entwicklung und der Wirklichkeit Hohn sprächen. Wenn auch der „Schulchan Aruch" ein bedeutsames Kompendium des jüdischen Rituals ist, so wäre es ein schwerer Fehler, ihn als „die Basis" der jüdischen Religionsgemeinschaft zu erklären. Zunächst war und ist der „Schulchan Aruch" nicht der „autoritativ" anerkannte Religionskodex, sondern nur eines der verbreitesten Hand- und Nachschlagewerke, mit Hilfe derer erst mit voller Würdigung der in den Quellen gegebenen Motive in wichtigeren religiösen Fragen rabbinische Gutachten gegeben und Entscheidungen getroffen werden sollen. Ferner ist ein ganzer Teil des 4bändigen Werkes, der das Zivilrecht behandelt, außer Kraft gesetzt, und auch andere Anordnungen, die im Schulchan Aruch kodifiziert sind, werden selbst von den strengsten Orthodoxen außer Acht gelassen, weil sie unter den heutigen Verhältnissen sich undurchführbar erweisen. Auch sonst wäre es kläglich, den Schulchan Aruch als „die Basis" zu bezeichnen, da darin die grundlegenden religiösen Problemen und die höchsten Glaubensfragen, wie der Glaube an Gott und Vorsehung, an Offenbarung, Auserwählung Israels, Messianismus gar nicht berührt und behandelt werden.

Wenn wir näher zusehen, so ist die prinzipielle Erklärung der „Traditionell-Gesetzestreuen" und Orthodoxie, von der „ewigen Verbindlichkeit des jüdischen Religionsgesetzes" nur eine blendende Phrase, die mit der Wirklichkeit im harten Widerspruch steht. Warum werden dann von „den Gesetzestreuen" sämtliche 427 Paragraphen des Choschen Mischpat außer Acht gelassen, trotzdem nach § 26 jeder Jude, der vor einem nichtjüdischen Gerichtshof einen Prozeß führt, als „Rascha" (Frevler) anzusehen sei, der

die Lehre Mose verhöhnt. Moses Isserles fügt in seiner Glosse noch hinzu, daß er mit Niddui und Cherem zu strafen sei, von den anderen Paragraphen des Schulchan Aruch zu schweigen, von denen sicherlich auch die Orthodoxen, die der strengsten Observanz huldigen, zumindest hier in Deutschland, nicht die geringste Notiz nehmen.

Wenn aber die Orthodoxen sich auf die tiefgehenden „dogmatischen" Unterschiede berufen, dann müßte zunächst die „Dogmenfrage" im Judentum ihre volle Aufklärung und Abgrenzung erfahren, und dann müßten die Orthodoxen bestimmt aussprechen und erklären, welche Auffassung und welche Anschauung von Gottes Wesen und Walten, von der Offenbarung, vom Jenseits, von Engeln usw., — da die religiösen Denker der verschiedenen Zeiten hierüber mannigfache und weit auseinandergehende Ansichten äußerten, — denn für die Orthodoxie bindend seien? Für die Meisten, die voll Emphase sich kritiklos zu bestimmten Religionsprinzipien bekennen und „die Göttlichkeit der Thora" betonen, dürfte wohl das Wort Maimunis zutreffen: „Es gibt viele Naive, die Worte aussprechen, ohne irgend etwas dabei sich zu denken, ohne klare Begriffe damit zu verknüpfen." (Moreh I 50.)

Daß der Konservativismus heute so von oben herab spricht und sprechen kann, das hat nach K.'s Ueberzeugung der Umstand verschuldet, daß die heutige Orthodoxie bar jeglicher Philosophie sei, und daß auch die Neologie sich bisher nicht dazu aufgerafft hat, die religiösen Prinzipien und Gedanken des Judentums zu einem theologischen System auszubauen und philosophisch zu begründen. Daher sind die Gegensätze zwischen Orthodoxen und Neologen so nebelhaft und verschwommen, daß in der Wirklichkeit bis auf kleinliche Aeußerlichkeiten, bis auf eine mehr oder minder strenge Befolgung der religiösen Gebräuche kaum ein Unterschied festgestellt werden kann.

Dennoch bezeichnet die ungarische Orthodoxie die Neologen in Ungarn als zu einer „andern Konfession" angehörig, als „Nichtjuden"; wie ja auch hierzulande Herr Dr. Wohlgemuth und seine orthodoxe Gefolgschaft den Liberalismus zu einer „andern Konfession" stempeln will.

Das Ergebnis seiner Betrachtungen faßt K. dahin zusammen:

„Wer von zwei Konfessionen spricht, der folgt Motiven, die ihn mit demselben Recht von hundert, ja hunderttausend Bekenntnissen sprechen lassen könnte . . . Denn woher den Maßstab nehmen? Wo ist denn die Grenze? Der eine wird in seinem Empfinden und Denken weit ab von dem andern stehen, doch zwischen den zwei extremsten Typen besteht keine Unterbrechung, denn nach oben und nach unten sind sie in lebendiger Verbindung, es sind eben lebende Menschen, es sind Juden." —

„Einheitlich ist die Judenheit. Gewiß ist in ihr eine Mannigfaltigkeit. Gott sei Dank, daß dem so ist . . . Denn ohne Differenzierung ist das Leben nicht zu denken. So wie der Konservativismus eine sittliche Berechtigung hat, eine solche sittliche Notwendigkeit ist der Modernismus der Juden." . . .

„Sollte aber die Orthodoxie wirklich der Meinung sein, daß nur die Form des Judentums, die sie vertritt, allein berechtigt sei, sich Judentum zu nennen, nun dann, war nicht bloß Maimuni kein Jude, auch König David und Jesaja waren keine Juden, — und bei Gott — dann war auch Mosche Rabbenu kein Jude," so schließt K. seine temperamentvollen, von innigster Liebe zum Judentum getragenen Ausführungen, die in erster Reihe an die ungarische Orthodoxie sich richten, doch auch den Vorkämpfen der deutschen Orthodoxie zu denken geben können. Es ist zu hoffen, daß das Buch K.'s in nächster Zeit auch in deutscher Sprache erscheinen wird.

Taufjudentum und Antisemitismus.

Von Dr. Katzenstein-Bielefeld.

Es wird keinen anständigen Juden geben, der das Taufjudentum nicht für eine der bedenklichsten Erscheinungen in unserer vielgeprüften Gemeinschaft ansieht. Nicht nur deswegen, weil jeder Verlust eine schwache Minderheit naturgemäß doppelt trifft, sondern auch wegen der Gesinnungslosigkeit, die sich in manchem Uebertritt offenbart, und weil jeder Uebertritt, der des persönlichen Vorteils wegen geschieht, eine Konzession an Unrecht und Intoleranz darstellt. Darüber, daß wir Juden mit allen unseren Kräften bemüht sein müssen, den Abfall einzudämmen, ist hier kein Wort weiter zu verlieren. Aber wer das Ziel will, braucht noch nicht alle Mittel gutzuheißen; und da muß ich sagen, daß die Art, wie heutzutage der Kampf gegen das Taufjudentum vielfach geführt wird, geeignet ist, bei manchem, der um das Wohl und Ansehen des Judentums besorgt ist, lebhafte Besorgnisse hervorzurufen.

Zu dieser gänzlich verfehlten Art rechne ich auch den unter der obigen Ueberschrift in diesen Blättern erschienenen Aufsatz des Herrn Rabbiners Dr. Goldmann in Oppeln. Der Entschluß, mich gegen diesen Artikel zu wenden, ist mir nicht leicht geworden, denn man rührt nicht gern an offene Wunden, und ich muß bei der mir bekannten Stimmung in weiten jüdischen Kreisen auf schlimme Vorwürfe gefaßt sein. Doch gleichviel, auch mich treibt das Gefühl der Pflicht, dem Wohl unserer Gemeinschaft zu dienen, und so mögen auch die nachstehenden Ausführungen verstanden werden.

Der Aufsatz des Herrn Dr. Goldmann atmet eine Leidenschaftlichkeit, die der wirklichen Lage der Dinge doch wohl nicht ganz angepaßt ist. So könnte man allenfalls reden, wenn der Abfall tatsächlich schon den Bestand des Judentums ernstlich bedrohte. Aber so stehen die Dinge doch nun glücklicher Weise noch lange nicht. Die Statistik lehrt vielmehr, daß die Zahl der Taufen in den letzten Jahren gegenüber der Zeit von etwa 1888 bis 1904 sogar zurück gegangen ist. Und es hat schon weit früher Zeiten gegeben, wo die Taufbewegung dem Judentum viel schwerere Wunden geschlagen hat, als heutzutage. Besonders schlimm war die Zeit von 1812 bis 1840, in der 1200 Personen in Preußen dem Judentum durch die Taufe verloren gingen.

Man braucht also die Ruhe noch nicht zu verlieren und kann in der Wahl der Waffen vorsichtig bleiben. Es ist nicht recht, aus einer willkürlich herausgerissenen Reihe von Einzelfällen, in denen Täuflinge ihre frühere Gemeinschaft mit Schmutz beworfen haben, einen allgemeinen Schluß auf Wesen und Charakter des Taufjudentums überhaupt zu ziehen. Wenn wir — und mit uns alle Freunde der Wahrheit und Ehrlichkeit — es mit Recht zurückweisen, daß die Verfehlungen einzelner Juden der Gesamtheit zur Last gelegt werden, so dürfen wir auch nicht nach einer Anzahl verworfener Leute den Charakter der Taufjuden ganz allgemein beurteilen.

Aber abgesehen von dieser nicht zu billigenden Methode erscheint mir auch die Art, in der von Herrn Dr. Goldmann und auch sonst in weiten jüdischen Kreisen heutzutage die Taufjuden behandelt zu werden pflegen, ganz verfehlt. Diese der Volksversammlungsatmosphäre entstammenden Angriffe dienen weder der Wahrheit noch sind sie geeignet, das Ansehen des Judentums zu heben. Mögen immerhin für den Abfall vom Judentum in der Mehrzahl der Fälle unedle Motive maßgebend sein, so berechtigt

dies doch noch nicht dazu, alle Taufjuden ohne Ausnahme als Lumpen an den Pranger zu stellen. Niemand kann die Seelenkämpfe kennen, die vielleicht in manchen Fällen der Taufe vorangegangen sind, und gewiß ist es nicht immer nur gesinnungslose Streberei und die Sucht nach materiellen Vorteilen, was zum Uebertritt Veranlassung gibt.

Aber selbst angenommen, daß jeder Uebertritt einen Mangel im Charakter voraussetzt und erkennen läßt, so berechtigt dies doch nicht dazu, den ganzen Menschen im Bausch und Bogen als moralisch minderwertig hinzustellen. Es gibt der menschlichen Schwächen so viele — und niemand kann von sich sagen, daß er frei davon wäre! Wer der Versuchung, seine Lebenslage oder die seiner Kinder durch die Taufe zu verbessern, nicht widerstehen kann, handelt gewiß verwerflich, aber das schließt doch nicht aus, daß derselbe Mensch in allen anderen Beziehungen und Lebenslagen von tadelloser Ehrbarkeit und Sittenstrenge sein kann. Es wird wohl jeder von uns in seiner Bekanntschaft getaufte Juden haben, deren Lebensführung in jeder Hinsicht unantastbar ist, und die auch bei den andersgläubigen Mitbürgern sich aller Achtung erfreuen. Sind denn die „selbstbewußten Juden", die in jedem Abtrünnigen einen Verbrecher sehen, deshalb alle tadellose Ehrenmänner? Wohin soll es führen, wenn jeder armselige jüdische Schächer, der vielleicht schon etliche Male das Strafgesetz mit dem Aermel gestreift hat, sich jedem Uebergetretenen unendlich überlegen fühlt, wenn „getauft" oder „nicht getauft" zum Maßstab alles sittlichen Wertes gemacht wird! Wenn man die Reden kennt, die auf den größeren jüdischen Versammlungen gehalten zu werden pflegen, so weiß man, daß wir heutigen Juden diesem Zustande krankhafter Gereiztheit, eitler Selbstgerechtigkeit und gedankenloser Ketzerrichterei leider schon allzusehr verfallen sind. Die Wahrheit muß auch dann geachtet werden, wenn sie uns nicht angenehm klingt, und es ist einfach nicht wahr, daß jeder getaufte Jude ein Gesinnungslump ist.

Soll ich Namen nennen? Die Versuchung liegt ja nahe, eine Reihe klangvoller Namen von getauften Juden aus neuerer Zeit anzuführen, deren Trägern niemand persönliche Ehre und vornehme Art absprechen kann. Darunter befinden sich Persönlichkeiten, deren jüdischer Abstammung auch von den Juden, die sich sonst in der Anfeindung der Täuflinge nicht genug tun können, gelegentlich gern Erwähnung getan wird. Es hat indessen immer etwas Peinliches und führt zu leicht aufs persönliche Gebiet, wenn bei Auseinandersetzungen sachlicher Art einzelne Namen ins Treffen geführt werden, und ich will daher hier davon absehen.

Herr Dr. Goldmann schließt seinen Aufsatz mit dem „Weckruf": Kampf dem Taufjudentum! Gut. Jeder um die Erhaltung des Judentums besorgte Glaubensgenosse wird es für nötig halten, dem Abfall entgegenzuwirken. Aber es erhebt sich die Frage: Wodurch? und da ist nun leider festzustellen, daß Goldmann in seiner ganzen langen Arbeit uns darüber, wie er sich die Bekämpfung denkt, völlig im Unklaren läßt. Allerdings sagt er selbst, diese Erörterung gehöre nicht in den Rahmen seiner Ausführungen. Ich glaube jedoch, ihm nicht zu nahe zu treten, wenn ich behaupte, daß seine leidenschaftlichen Argumentationen gegen das Taufjudentum für ihn schon das Wesentlichste des ganzen Kampfes darstellen. Diese Annahme findet ihre Begründung durch die Art, wie der Taufjude von den jüdischen Kampf- und Abwehrverbänden und ihren Wortführern ganz allgemein behandelt wird.

Also Ehrverletzung, Aechtung, Boykott. Ist aber wirklich jemand so kurzsichtig, anzunehmen, daß durch solche Mittel etwas

Wesentliches erreicht werden kann? Mögen immerhin einzelne Schwankende sich zurückhalten lassen, die meisten werden nach dem Aufgehen in der großen christlichen Mehrheit sich wenig aus den Anfeindungen von jüdischer Seite machen. Viel bedenklicher ist aber noch der Eindruck, den das von mir gerügte Gebahren in christlichen Kreisen machen muß; und zwar auch in solchen, die einer ohne schwerwiegende Gründen erfolgten Taufe sehr abgeneigt gegenüberstehen. Ich bin überzeugt, daß sich die guten Elemente abgestoßen fühlen, wenn der Kampf allzu gehässige Formen annimmt. Wir bedürfen aber im Kampf gegen das Taufjudentum der Sympathien unserer christlichen Mitbürger in weitestem Maße, ja ich bin geneigt, neben einer gründlichen Erziehung und Belehrung der eigenen Gemeinschaft die Politik der moralischen Eroberungen für die einzige zu halten, die auf die Dauer einen durchgreifenden Erfolg verspricht. Es muß dahin kommen, daß ein Jude durch die Taufe niemals gewinnen, wohl aber verlieren kann — für die Erreichung dieses Zieles tragen wir alle die Verantwortung, und wir sind noch ein gutes Stück davon entfernt.

Ein allgemeiner Boykott, wie er von manchem jüdischen Heißsporn empfohlen wird, ließe sich aber auch gar nicht durchführen. Jeder von uns kommt im beruflichen, politischen oder gesellschaftlichen Leben manchmal auch mit getauften Juden in Berührung, und wenn die Hitze der Volksversammlungen verrauscht ist, werden selbst die fanatischsten Redner nicht daran denken, dem Getauften, der ihnen am Stammtisch, im Anwaltszimmer, in der Abendgesellschaft oder in der Fraktionssitzung entgegentritt, verachtungsvoll den Rücken zu kehren. Täten sie es, so würden sie wohl kaum dabei am besten abschneiden. Die Praxis sieht eben meist anders aus als die Theorie.

Alle diese Bedenken und Erwägungen würden mich vielleicht nicht veranlaßt haben, der überwiegenden, jüdischen öffentlichen Meinung zuwider, meinen Standpunkt hier zu vertreten, wenn der Aufsatz des Herrn Dr. Goldmann nicht in dieser Zeitschrift erschienen wäre, die sich Monatsschrift für die religiösen Interessen des Judentums nennt und zur Vertretung des liberalen Gedankens bestimmt ist. Die Goldmann'sche Geschichtsbetrachtung hätte in jeder religiösneutralen jüdischen Zeitung, auch in jedem orthodoxen Organ Platz finden können, und ich frage mich vergebens, was gerade unserer Zeitschrift die besondere Eignung zur Aufnahme dieses Kampfrufes — er sei nun berechtigt oder nicht — gegeben hat. Ihr Gebiet ist das Reich der religiösen Ideen, ihre Aufgabe und Bestimmung ist es hier, dem Streben nach religiöser Vertiefung und Befreiung aus dem Joch veralteter Vorschriften und Anschauungen zu dienen. Hier will sich der Geist einmal höher schwingen, hinaus über das Kampfgeschrei und Getümmel des Alltags, in dem die neutralen Verbände befangen bleiben. Hier heißt es auch in religiöser Hinsicht Farbe zu bekennen, im strengen Gegensatz zu der grundsätzlichen Neutralität der Abwehrverbände. Es scheint da also eine Grenzverwirrung vorzuliegen, gegen die nicht entschieden genug protestiert werden kann, damit nicht der lebendige religiöse Reformgedanke mehr noch als bisher erdrückt wird durch religiösen Indifferentismus oder bewußte Neutralität in einer der wichtigsten Kulturfragen.

In dem Programm der liberalen Vereinigung steht vom Kampf gegen den Antisemitismus kein Wort. Ihre Begründer waren durchdrungen und geleitet vom Geiste echter Religiösität, die nicht Haß gebietet, sondern Liebe, und zwar eine Liebe, die auch noch den Schwankenden und Irrenden um-

faßt. Der Kampf gegen den Abfall lag ihnen ganz gewiß auch am Herzen, aber sie faßten ihn anders auf, denn sie wußten, daß nichts die allmähliche Abbröckelung des Judentums aufhalten kann, wenn nicht das Judentum selbst in seinem Kern und innersten Wesen neubelebt und mit dem Geist unseres fortgeschrittenen Zeitalters erfüllt wird. Hier gilt es einzusetzen, um das Judentum in Lehre und Leben so auszugestalten, daß sich jeder Mensch von modernem Empfinden darin heimisch fühlen kann. Auf solche Weise möge der Kampf gegen das Taufjudentum in diesen Blättern geführt werden — und nur so.

* * *

Erwiderung.

„Der Sieg bei diesem notwendigen Vorgehen (gegen die Taufjuden) wäre nicht so schwer zu erringen, wenn wir nicht die betrübende Feststellung machen müßten, daß der einzige erhebliche Widerstand uns in unseren eigenen Reihen erwächst." Gerade las ich diesen Satz in einem von mir verfaßten Artikel, der im Juniheft der K. C.-Blätter erschien, als ich zur Bestätigung den vorliegenden Aufsatz zugesandt erhielt.

Ich muß gestehen, daß ich aus den verschiedensten Gründen nicht recht verstehen kann, was der Herr Verfasser eigentlich von mir will. Er verurteilt meine Leidenschaftlichkeit, weil die Verhältnisse in Wahrheit nicht so schlimm seien. Wie kommt er nur auf diese seltsame Idee? Ich betreibe seit Jahren über diesen Gegenstand wissenschaftliche Studien, kenne die Materie genau und kann erklären, daß der Verfasser nicht einmal für Deutschland recht hat, und daß jeder Optimismus unangebracht ist. Deutschland ist zudem noch nicht die jüdische Welt, und die Stärke, die besonders in Rußland die Abfallseuche erreicht hat, würde noch eine ganz andere Leidenschaftlichkeit rechtfertigen.

Sodann lege ich ernstlich dagegen Verwahrung ein, wenn mir unterstellt wird, daß ich in der Art der Judenfeinde Einzelfälle verallgemeinere. Auf Grund der selbstverständlichen Voraussetzung, die allseitig, auch vom Verfasser, anerkannt wird, daß der Uebertritt aus anderen Gründen als denen der reinen Herzensüberzeugung etwas Unehrenhaftes ist, habe ich die Richtigkeit eines theorethischen Satzes durch praktische Beispiele belegen wollen. Der Satz lautet dahin, daß Taufjuden auf der Grundlage ihres Moraldefekts durch den Trieb der Selbsterhaltung mit fast zwingender Notwendigkeit Antisemiten werden müssen. Ich glaube, daß es mir gelungen ist, diese Theorie durch eine Fülle von Erfahrungstatsachen zu bestätigen, und das dürfte etwas wesentlich anderes sein, als was der Herr Verfasser mir vorwirft.

Nun aber zur Hauptsache! Mein strenger Kritiker ist mit mir in der Grundlage völlig einig, aber er wirft mir vor, daß ich nicht an die Seelenkämpfe denke, die vielleicht der Taufe vorangegangen sind, daß ich die Versuchung, die eigene Lebenslage und die der Kinder zu ändern, nicht als Milderungsgrund ansehe und nicht anerkenne, daß solche Täuflinge von tadelloser Ehrbarkeit und Sittenstrenge sein können! Ein einfacher Vergleich mag das völlig Unhaltbare dieser künstlichen Konstruktionen enthüllen. Diebstahl ist zweifellos ein sittliches Vergehen, und trotzdem kann ich mir Fälle vorstellen, in denen der Dieb aus bitterster Not 2c., also aus verzeihlichen Motiven gehandelt hat. Wird aber dadurch der Diebstahl entschuldigt oder gar seines unmoralischen Charakters entkleidet, daß er im Einzelfalle verständlich ist, und wird bei aller Milde der Herr Verfasser annehmen, daß ein solcher Dieb in anderen Beziehungen

und Lebenslagen von tadelloser Ehrbarkeit und Sittenstrenge sei? Ja, wenn er sein Vergehen bereut, wenn er auf den rechten Weg zurückkehrt, dann würden wir unbarmherzige Paragraphenmenschen und gefühllose Steine sein, wenn wir ihm nicht verziehen und ihn brüderlich und liebevoll wieder aufnähmen. Aber tut denn der Täufling solches? Er denkt garnicht daran, seine unzweifelhaft unehrenhafte Handlung zu bereuen und darum, weil er in seinem Unrecht beharrt, darum können wir ihm nicht trauen. Wenn ich weiß, daß ein Mensch in Bezug auf das Heiligste, die Pietät, die Religion, unmoralisch verfährt, und sich womöglich noch etwas darauf einbildet, so habe ich nicht den geringsten Grund anzunehmen, daß er nicht auch sonst gesinnungslos handeln wird, wenn er nur einen Vorteil davon hat. Uebrigens irrt sich der Herr Verfasser, wenn er glaubt, daß es viele Taufjuden gibt, die sich bei den Christen besonderer Achtung erfreuen. Dem wirklichen Christen ist er verächtlich oder lächerlich.

Was die Boykottfrage anbelangt, so irrt sich der Herr Verfasser gleichfalls sehr gründlich, wenn er meint, daß wir den Boykott empfehlen, weil er dem Taufjudenschadet. Das wissen wir ganz allein, daß sich der Renegat aus unserem Boykott nichts macht. Es handelt sich aber um Höheres und Größeres, nämlich um uns und unsere Kinder! Sie müssen wir vor dem Umgange bewahren. Denn wohin sollte es führen, wenn wir junge Menschen und Kinder dem religionsfeindlichen und unsittlichen Einfluß der Täuflinge, also dem krassesten Materialismus auslieferen! Daß wir geschäftlich mit ihnen zusammenkommen müssen, ist ebenso selbstverständlich, wie bei den Antisemiten, bei denen wir ebenfalls Berührungen im Geschäftsleben und im amtlichen Verkehr nicht vermeiden können. Ich kann aber dem Herrn Verfasser verraten, daß es eine immer stärker werdende Schar von hochangesehenen Juden ist, die kurzerhand ihr Haus dem Täufling verschließen und sich durchaus zu dem Grundsatze bekennen, daß man ohne jede Taktlosigkeit und ohne unnötige Schärfe, aber dennoch energisch jede freundschaftliche und gesellschaftliche Annäherung des Täuflings verhüten müsse.

Am allermeisten aber hat es mich in Erstaunen gesetzt, daß der Herr Verfasser sich über die Aufnahme meiner Artikelserie in eine liberal-religiöse Zeitschrift wundert. Man kennt die Phrase zur Genüge, welche nicht nur von den Täuflingen, sondern auch von unseren orthodoxen und zionistischen Gegnern so oft ausgesprochen wird, daß liberales Judentum und liberales Christentum einander nahe stehen, und das ist auch die Ausrede, mit der leider eine nur allzugroße Anzahl von Taufjuden ihren Uebertritt entschuldigt. Je weniger wir uns in äußeren Zeremonien von der uns umgebenden Kulturwelt unterscheiden, desto klarer und schärfer müssen wir die charakteristischen religiösen Ideen des Judentums und die Unterschiede zwischen ihm und dem Christentum ausprägen und betonen, desto energischer müssen wir allen solchen Unklarheiten und Verschleierungsversuchen entgegentreten. Darum hat das liberal-religiöse Judentum den stärksten Grund, sich gegen das Taufjudentum zu wenden.

Der Herr Verfasser bemängelt meine Leidenschaftlichkeit. Hätte er sich so in die Materie versenkt wie ich, hätte er mein reiches Material vor Augen gehabt, dann würde auch er nicht so kühl und objektiv über all das Unglück zur Tagesordnung übergehen, das wir dem Taufjuden verdanken.

Im Uebrigen weiß ich aber schon von meiner Studienzeit her, daß man ein weit leichteres Leben führt, wenn man die Wahrheiten, die man erkennt, hübsch für sich be-

hält und wenn man nirgends anstößt. Aber der Herr Verfasser wolle es mir nicht übel vermerken, wenn ich niederschreibe, was mich bewegt, und wenn ich dabei aus der heißen Empörung gegen Unrecht und Unmoral heraus, angesichts des traurigen Ergebnisses meiner Forschungen, einmal leidenschaftliche Worte verliere. Der Herr Verfasser weist mich auf den sanften Weg verzeihender Liebe, die auch den Abtrünnigen umfaßt. Der Täufling hat uns nun heute wie früher die wuchtigsten Schläge versetzt! Die Moral jedoch, die die linke Wange hinzuhalten gebietet, wenn die rechte geschlagen ward, ist nicht die des Judentums! Von Haß gegen die Täuflinge ist ebensowenig die Rede, wie von einem Hasse etwa gegen Diebe und Mörder. Ihre Taten müssen einfach mit dem rechten Namen genannt und gebrandmarkt werden, man muß solche Menschen auf den rechten Weg zurückzubringen versuchen, sich im Uebrigen aber vor ihnen hüten! Sünde dulden, heißt Sünde großziehen! Wenn der Herr Verfasser erkennen will, welches nach dieser Richtung die echten Forderungen des Judentums sind, so möge er einmal nachlesen, welche entrüsteten, wuchtigen und leidenschaftlichen Worte unsere edelsten Vorbilder, die Propheten, ein Amos, ein Hosea, ein Jesaja, ein Jeremia gefunden haben, sobald es gegen Unmoral, Gesinnungslosigkeit und Sünde ging. Verzeihen Sie meine Leidenschaft, aber ich fühle mich mit ihr — nicht ohne daß ich das Wort „lehawdil" hinzufügen will — in der allerbesten Gesellschaft.

Ich verkenne nicht die Schwierigkeiten in der Lage vieler Glaubensgenossen. Es hat so mancher getaufte Kinder, getaufte Geschwister, getaufte Freunde, getaufte Fraktionskollegen, getaufte Bundesbrüder, mit denen er nicht brechen will. Er freilich empfindet im Herzen gut jüdisch und möchte sich religiös betätigen. Das ändert aber an der Sache nichts, und der Umstand, daß ein geliebtes Kind oder ein verehrter Freund gesinnungslos und unehrenhaft handelt, macht Gesinnungslosigkeit und Unmoral noch lange nicht zu einer Tugend.

Positive Vorschläge verlangt der Herr Verfasser von mir. Ich will und werde sie gern geben, wie ich es bereits getan habe. Sie liegen in der Hauptsache — um hier wenigstens eine kurze Hindeutung zu geben — äußerlich in der Beeinflussung der christlichen Welt, innerlich aber in einer guten, echt jüdischen häuslichen Erziehung! Den beleidigenden Vorwurf weise ich zurück, daß ich meine kritisierende, also negative Tätigkeit als das wesentliche empfinde. Ich bin Rabbiner, meine jüdische Aufgabe ist eine positive. Ich weiß genau so gut wie der Herr Verfasser, daß der Arzt, der prophylaktisch wirkt und die Krankheit verhindert, besser ist als jener, der durch eine Operation den Krankheitsherd entfernt. Aber wenn die Krankheit vorhanden ist, dann muß eben mit scharfem Messer geschnitten werden!

Der Herr Verfasser macht sich auf schlimme Vorwürfe gefaßt. Er sieht ein, daß er nicht mit der Meinung der großen Masse seiner selbstbewußten Glaubensgenossen übereinstimmt, und daß ich den Standpunkt der großen Mehrheit vertrete. Daß nun diese Verachtung des Taufjudentums, welche die schöne Empfindung sittlich gibt, eine der erfreulichsten Seiten des wiedererwachenden Selbstbewußtseins ist, wird keiner bestreiten. Der Herr Verfasser wird vielleicht heute noch mit seiner Anschauung nicht ganz allein stehen, aber ich hoffe, daß er und seine wenigen Gesinnungsgenossen sich allmählich zu uns bekehren werden. Daß die von mir vertretenen Grundsätze fast allseitig gebilligt werden, das könnte ich durch die oft begeisterten Zustimmungskundgebungen

beweisen, die mein und meiner Gesinnungsgenossen Vorgehen gefunden hat. Ich will es nicht tun, sondern zum Schluß nur die außerordentlich erfreuliche Mitteilung machen, daß die größte jüdische Organisation Deutschlands Sonderabdrücke meiner Arbeit in sehr hoher Zahl herstellen läßt, um sie zu verbreiten, und das Ergebnis dieser Aktion wird, wie ich zuversichtlich hoffe, nicht Haß und Intoleranz, sondern Klarheit, Wahrheit und Gerechtigkeit sein, wird der wahren Religion dienen.

Ein hervorragender Führer des liberalen Judentums, Justizrat Blau in Frankfurt a. M. hat im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift (auf Seite 155) ein Wort über das Taufjudentum niedergeschrieben, wie ich es treffender seither nicht gelesen habe. Es lautet: „Wenn man die Wahrung der Ehre wirklich Fanatismus sollte nennen dürfen, dann wollen wir uns ruhig lieber Fanatiker nennen lassen, als nicht unsere ganze Pflicht zu tun, um dem verräterischen Treiben Einhalt zu tun." Möge sich mein gestrenger Herr Kritiker den schönen Ausspruch in's Album schreiben. So redet und handelt ein aufrechter, liberaler, jüdischer Führer!

Dr. Felix Goldmann-Oppeln.

Der deutsche Kantor.

Von M. Henle-Hamburg.

Im Jahrgang 1912 No. 5 dieser Monatsschrift habe ich allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt für die Handhabung von „Gesang und Musik im liberalen jüdischen Gottesdienst."

Im Anschluß an jene Ausführungen taucht die Frage auf: Wie wird ein Nachwuchs von geeigneten Kantoren für den liberalen Gottesdienst gewonnen? Ja, wie gewinnen wir überhaupt einen leistungsfähigen deutschen Kantorenstand? Denn wir können und dürfen uns nicht verhehlen, daß das deutsche Kantorat der Jetztzeit sich nicht in aufsteigender, sondern in wellenförmig absteigender Linie bewegt. Das ist im Kantorberufe selbst erkannt worden und die Gründung des Allgemeinen deutschen Kantorenverbands ist in erster Linie aus solcher Erkenntnis hervorgegangen. Die Bestrebungen des Kantorenverbandes zur Hebung des deutschen Kantorats verdienten viel mehr Aufmerksamkeit und Unterstützung von seiten vieler Gemeinden und der bezüglichen jüdischen Institutionen, als bisher geschehen ist.

Wenn ich den Ursachen des Rückganges im Kantorate nachgehe, so finde ich, daß dieselben teils äußerer, teils innerer Natur sind. Die äußeren Ursachen sind wohl zuvörderst in dem Umstande zu suchen, daß das religiöse Leben der Juden seit der Emanzipation und den damit zusammenhängenden Reformbestrebungen in den letzten hundert Jahren einen Umschwung erfahren hat, welcher der Betätigung der jüdischen Allgemeinheit beim Gottesdienst nicht förderlich gewesen ist. Ich will den Ursachen dieser Erscheinung hier nicht weiter nachgehen, will vielmehr nur auf die Tatsache hinweisen, weil sie wie auf das Zurückgehen der Kenntnis der hebräischen Gebetsprache bei der großen Masse der deutschen Juden, so auch auf die Kenntnis der liturgischen Vorschriften und der gebräuchlichen Gesänge beim Gottesdienst zersetzend und zerstörend eingewirkt hat. Dadurch ist das geeignete Material für das Kantorat im Abnehmen begriffen und die sogenannten Baltefila-Fertigkeiten, wie sie früher sehr verbreitet gewesen sind, schwinden immer mehr; nur eine

anstrengende Tätigkeit kann heute dem Eleven für den Kantorberuf diejenigen Fertigkeiten verschaffen, welche früher sozusagen spielend erworben worden sind. Deshalb fehlt es in Deutschland an Kantoren und viele Gemeinden müssen ihre Zuflucht zu Ausländern nehmen, die in vielen Fällen nur notdürftig den gestellten und gewünschten Ansprüchen genügen.

Ich konstatiere hier aber ausdrücklich, daß ich unter den sogenannten Ausländern eine ganze Reihe tüchtiger und gebildeter Kollegen kennen gelernt habe und daß, wenn ich von *deutschen* Kantoren spreche, ich solche Kollegen mit einbegriffen wissen möchte, weil sie sich deutsche Sitte und deutsche Bildung angeeignet haben.

Andere Gemeinden suchen sich einen Ersatz damit, daß sie ihre Kantorstellen mit Sangeskünstlern besetzen, welche ursprünglich für einen anderen Beruf sich ausgebildet hatten und denen daher liturgische und fachmännische Ausbildung fehlt.

Die sogenannten Lehrerkantoren aber haben in den meisten Fällen auf die Ausbildung im Kantorat entweder wenig oder gar keinen Wert gelegt, so daß bei ihnen das Kantorat nur nebenamtlich behandelt wurde, da ja in vielen Fällen der Vorbeterdienst neben dem Lehrberuf nicht besonders honoriert worden ist.

Auch die Unsicherheit der Anstellung, ungenügende Besoldung, der Hinweis auf unpassende Nebeneinnahmen, das Fehlen von Pensions- und Reliktenversorgung im Kantorberuf: alle diese äußeren Umstände haben das geistige Niveau des Kantorberufs heruntergedrückt, resp. das Aufwärtssteigen desselben verhindert.

Aber auch innere Ursachen haben dazu beigetragen.

Weil das Kantorat der Freibeuterei ausgesetzt ist, da ein Qualifikationsnachweis nicht verlangt wird, fehlt der inneren Ausgestaltung des Kantorats jede Grundlage, jeder Aufbau, jeder Fortschritt und jeder Aufschwung in wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung.

Die oben erwähnte Gruppierung der Kantoren, wie sie Fabisch-Göttingen in zutreffender Weise festgestellt hat, läßt erkennen, welche Zerfahrenheit in dem heutigen Kantorberufe herrscht, welche Zersplitterung in der Ausgestaltung des Gottesdienstes dadurch hervorgerufen wird und wie wenig Wert auf eine systematische Schulung auf wissenschaftlicher und künstlerischer Grundlage für die Ausübung des Kantorats gelegt wird.

Es braucht wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, welch segensreiche Tätigkeit ein Kantor namentlich in kleinen und mittleren Gemeinden, in welchen meistens die Wirksamkeit eines Rabbiners fehlt, entfalten könnte, wenn er in seiner Vorbildung dasjenige Wissen und Können in sich aufgenommen hätte, das ihn dazu befähigte, eine führende Stellung in dem religiösen Leben seiner Gemeinde einzunehmen.

Auf welchem Wege aber kann der Kantor der Zukunft sach- und fachgemäß ausgebildet werden?

Den Kantor der Zukunft denke ich mir im engsten Zusammenschluß mit dem Religionslehrer. Dadurch dürfte auch der heiße Kampf, den der israelitische Volksschullehrer um seine Existenz führt, seine einfache Lösung finden. Ich halte es für aussichtslos unter den obwaltenden Verhältnissen und Umständen, daß die jüdische Volksschule in Deutschland in einem Umfange *dauernd* erhalten oder gar erweitert werden könnte, so daß dadurch dem jüdischen Volksschullehrerstande ein neues Aufblühen und eine aussichtsvolle Zukunft gesichert werden könnte. Die tatsächlichen Verhältnisse, wie sie sich durch verschiedene Umstände im jüdischen Gemeindeleben herausgebildet haben, ver-

langen vielmehr eine Verschiebung im jüdischen Beamtentum. In den Vordergrund wird in Zukunft der Kantor, welcher zugleich Religionslehrer ist, treten müssen. Kantor und Religionslehrer sind ein notwendiges Bedürfnis für jede jüdische Gemeinschaft; deshalb müßten meiner Meinung nach die Funktionen des Religionslehrers mit denen des Vorbeters in Zukunft noch inniger miteinander verbunden werden. Und da das Vorbeteramt in dem Streben, das sich allenthalben bemerkbar macht, den Gottesdienst in zeitgemäßer ästhetischer Weise auszugestalten, nicht mehr als Nebenamt sondern in den allermeisten Fällen als Hauptamt betrachtet wird, so muß der Ausbildung zum Kantorat ein erhöhtes Interesse zugewandt werden.

Es muß also darauf hingewirkt werden, daß der deutsche Kantor der Zukunft sowohl als Kantor wie auch als Religionslehrer sich eine gründliche sachgemäße Vorbildung aneignet, daß er nicht nur als Lehrer, sondern auch als Kantor durch eine Prüfung vor einer Prüfungskommission seine Qualifikation für das Doppelamt nachweist. Das Augenmerk muß ferner darauf gerichtet sein, daß das Kantorat eine wissenschaftliche Unterlage gewinnt, d. h. daß das Herausarbeiten einer kantoralen Wissenschaft unterstützt wird. Dadurch wird der Kantorberuf sowohl in seiner Stellung, als auch in der Ausübung seiner Funktionen gehoben werden und es wird nicht mehr das Verlangen wach werden, die deutschen Vorbeterstellen mit Ausländern zu besetzen, wenn dieselben nicht in jeder Beziehung, also auch in allgemeiner und speziell in pädagogischer Bildung den angestrebten Forderungen genügen.

Der Weg zu einem solchen Ziele führt durch geeignete Vorbildungsanstalten. Dazu rechne ich die sich allmählich entvölkernden Lehrerseminare, welche zugleich Kantorenseminare werden und sein müssen, sowie die Schaffung einer Kantorenschule resp. Kantorenhochschule.

Den Einwand, daß die Lehrerseminare dafür keine Zeit hätten, halte ich für hinfällig. Sobald ein Wille vorhanden ist, der die Ausbildung zum Kantorat nicht mehr als etwas Nebensächliches im Seminar gelten läßt, so wird auch ein Weg gefunden werden, um für die Behandlung der kantoralen Disziplinen den nötigen Raum zu gewinnen, damit den Eleven des Kantorats wenigstens eine sichere Grundlage geschaffen wird, auf welcher sie mit Erfolg weiterbauen können. Es wäre also ein Lehrplan einzurichten, der in den ersten 2 Jahren für Volksschullehrer, Religionslehrer und Kantoren gemeinschaftlich einen grundlegenden Unterricht bietet, während im dritten Jahr je nach Begabung die bezüglichen Disziplinen in Sonderabteilungen weiterbehandelt werden können. Es ist dabei in Betracht zu ziehen, daß das Seminar, weil die Nachfrage nach jüdischen Volksschullehrern aus oben angeführten Gründen eine geringere werden wird, mehr und mehr von solchen Eleven aufgesucht wird, bei welchen genügend musikalische Begabung vorhanden ist, um sie dem Vorbeterdienst zuführen zu können.

Wenn also nur die Ausbildungs-Möglichkeiten geboten werden, dann wird sich Angebot und Nachfrage von selbst regeln. Natürlich müßten für einen solchen kantoralen Unterricht im Seminar geeignete Lehrkräfte gewonnen werden. Aber auch die äußere Stellung der Kantoren und Religionslehrer müßte eine bessere und sichere werden, indem für das Doppelamt auskömmliches Gehalt, feste Anstellung, Alters- und Reliktenversorgung zugesichert wird.

Es ist wohl selbst in Kantorenkreisen die Frage aufgeworfen worden, ob Kantoren, welche in oben angedeuteter Weise vorgebildet und die als „Luxuskantoren" bezeich-

net worden sind, noch gewillt seien in kleinen Gemeinden angestellt zu werden. Darauf erwidere ich: „es ist vom lieben Gott dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." Veranlagung und Fleiß werden jederzeit dafür sorgen, daß auch dann noch ein Unterschied in der Qualifikation sich bemerkbar macht. Aber ein Minimum von Kenntnissen und Fertigkeiten muß, wie vom Lehrer, auch vom deutschen Kantor der Zukunft nachgewiesen werden.

Auch die damit zusammenhängende Schächterfrage wird sich von selbst regeln. Größere Gemeinden haben bereits heute schon eigene Schächter oder verbinden dieses Amt mit dem des Synagogendieners. Kleinere Gemeinden werden sich mit der Zeit vereinigen, um einen oder mehrere Wanderschochtim zu unterhalten.

Auf diesem Wege werden wir Kantoren gewinnen, welche nicht nur im liberalen Gottesdienst imstande sind, neben zeitgemäßen feinfühligen musikalischen Darbietungen auch deutsche Gebete mit Innigkeit und Würde ausdrucksvoll und darum eindrucksvoll vorzutragen, sondern der deutsche Kantor der Zukunft wird auch im jüdisch-religiösen Leben eine segenbringende Stellung einnehmen können.

Darum geht mein Ruf an alle jüdischen Institutionen und Personen, welche ein Interesse daran haben (und deren sind es sehr viele!), daß der deutsche Kantor in Deutschland selbst und nicht mehr im Auslande gesucht wird, daß der A. D. K. V. (E. V.) in seinem Streben, den deutschen Kantorenstand nach innen und außen zu heben, Unterstützung finde. Es ist klar, daß weiten Kreisen der jüdischen Gemeinschaft daraus Nutzen erblühen wird.

Gedanken zum Problem der hebräischen Gebetssprache.

Von Wilhelm Kronheimer-München.

Im Juliheft des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift nimmt Herr Hermann Wallach, Lehrer der liberalen Gemeinde Aachen, Stellung zum Problem der jüdischen Gebetssprache. Sein Ergebnis ist, daß das wünschenswerteste Ziel in dieser Frage sein müsse Trennung zwischen der Synagoge einerseits und Haus und Schule anderseits, derart daß hier das Hebräische überhaupt zu beseitigen sei und daß es auch im Gottesdienst lediglich den Rabbinern und Vorbetern vorbehalten sein solle. Für die Gemeinde dagegen soll die Erlernung des Hebräischen wie auch seine Anwendung als Gebetssprache vollständig wegfallen.

Die Stellungnahme der liberalen Rabbiner zu dieser Frage ist durch die Richtlinien (N. XI, Ziff. 3—5, 10) bereits unzweideutig dargelegt. Es erscheint jedoch angezeigt, daß in dieser Angelegenheit auch der Laienstandpunkt zum Ausdruck kommt. Dies umsomehr, weil der Verfasser jenes Artikels am Schlusse seiner Ausführungen die Vermutung ausspricht, daß die liberalen Rabbiner und Lehrer den von ihm vorgeschlagenen Weg nur zu gehen brauchten um auch die Angehörigen der Gemeinden hierin voll und ganz auf ihrer Seite zu haben. Auch scheint mir, daß die Ausführungen des Herrn Wallach vor allem darunter leiden, daß er die Sache zu sehr, wenn ich so sagen darf, vom Almemor aus betrachtet und auf diese Weise dem Standpunkt der Gemeinde hierin zu wenig gerecht wird.

Das ganze Problem gipfelt für den Liberalismus in der Frage: Soll das Hebräische in unserm Gottesdienst nur eingeschränkt werden oder soll es aus demselben gänzlich

verschwinden? Herr Lehrer Wallach entscheidet sich für das Letztere, wenigstens soweit die Gemeinde und das Haus in Betracht kommen.

Gegen seine Ausführungen ist in erster Linie einzuwenden, daß das, was er erstrebt, praktisch wohl überhaupt nicht völlig erreichbar sein dürfte. Wie soll die Trennung zwischen Haus und Synagoge, zwischen Gemeinde und Kultusbeamten hinsichtlich der Gebetssprache verwirklicht werden? Wenn die Gemeinde von jeder Kenntnis und Anwendung des Hebräischen ausgeschlossen sein soll, so müssen auch alle von Laien vorgenommenen gottesdienstlichen Handlungen und ebenso alle in Worte gekleideten religiösen Gebräuche des Hauses in der Landessprache statt in hebräischer Sprache zum Ausdruck kommen. Derselbe Gottesdienst also, der in der Synagoge mit mehr oder minder starker hebräischer Färbung abgehalten wird, würde, im Hause abgehalten, unter Umständen einen völlig anderen Charakter tragen. Voraussetzung hierbei wäre, daß überhaupt eine vollkommen landessprachlich durchgeführte Gebetordnung neben der in der Synagoge geübten vorhanden ist. Desgleichen müßten all die schönen altjüdischen Bräuche, auf die der Verfasser jenes Artikels selbst wohl am wenigsten zu verzichten wünscht, es müßten — um nur einige herauszugreifen — im Hause Kiddusch, Chanukkah, ja der ganze Seder notwendigerweise in deutscher Sprache abgehalten werden. Darüber ließe sich ja sprechen, immerhin würde aber diesen Gebräuchen dadurch viel von ihrem herkömmlichen Charakter und wohl auch viel von ihrer Weihe und Poesie genommen werden.[1]) Natürlich darf auch gegenteiligen Falls nicht mehr Hebräisch dabei vorgetragen werden, als von den Teilnehmern im allgemeinen verstanden werden kann. Die Neubearbeitung der Haggadah von Rabbiner Dr. Seligmann stellt in dieser Hinsicht ein sehr beachtenswertes Vorbild auf.

Eine offene Frage bleibt hierbei, wie denn der eigentliche Gottesdienst nach der von Herrn Wallach geforderten Scheidung in der Beteiligung von Gemeinde und Kultusbeamten durchgeführt werden soll. Der Verfasser hat sich hierüber nicht näher ausgesprochen. Es dürfte aber diese Durchführung nicht bloß äußerst schwierig, wenn überhaupt möglich sein, sondern es stehen ihr vor allem auch Bedenken prinzipieller Natur entgegen. Hierüber wird unten noch zu sprechen sein.

Steht somit die Frage der Durchführbarkeit der von Herrn Wallach vorgeschlagenen Trennung durchaus nicht außer Zweifel, so kann man auch hinsichtlich ihrer Notwendigkeit sehr verschiedener Meinung sein. Es ist richtig: der gegenwärtige Zustand enthält viel Unbefriedigendes, der Religionsunterricht vermag bei der derzeitigen Methode, absolut gesprochen, nur eine unzureichende Kenntnis des Hebräischen und schwerlich die selbständige Erfassung und Beherrschung aller bisher üblichen hebräischen Gebete zu vermitteln. Da indes die letzteren in einem nach liberalen Ideen ausgestalteten Gottesdienst nur mehr einen begrenzten Raum einnehmen sollen, so vermindert sich ohnehin die nach dieser Richtung dem Religionsunterricht zufallende Aufgabe. Die aber dann noch übrigbleibenden Hauptgebete, deren Beibehaltung in hebräischer Sprache unbedingt geboten erscheint, nicht bloß zu verstehen, sondern auch zu beherrschen, das soll und muß auch künftig auf grund des Religionsunterrichts möglich sein. Ich verkenne keineswegs die Mängel, die der forma-

[1]) Nicht uninteressant ist es, damit die Ausführungen des Geh. Oberregierungsrats Dr. Mayer-Karlsruhe in der gleichen Nummer des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift (Juliheft S. 125 ff.) zu vergleichen, der für unbedingte Beibehaltung der hebräischen Sprache im häuslichen Kultus eintritt. (Anm. des Verf.)

listischen Methode des hebräischen Unterrichts anhaften und die Schwierigkeiten, die sie für das Verständnis der Sprache mit sich bringt. Hier näher darauf einzugehen, fehlt nicht nur der Raum, sondern auch der Anlaß. Denn wenn auch auf vorgeschrittener Stufe ein systematischer hebräischer Unterricht auf grammatikalischer Grundlage angestrebt werden muß um das volle Verständnis der Sprache zu ermöglichen: auf der Elementarstufe, die für die Erlernung der Hauptgebete zunächst in Betracht kommt, ist dies naturgemäß nicht möglich, aber anderseits auch gar nicht notwendig. Handelt es sich hier doch nicht um die Sprache als solche, sondern lediglich darum, Gebetsstücke und Segenssprüche nach ihrem Inhalt dem Verständnis zu erschließen und dem Gemüt und dadurch auch dem Gedächtnis einzuprägen. Was so erworben wurde, wird durch die Anwendung befestigt werden, und wenn ich auch Herrn Lehrer Wallach ohne weiteres zugebe, daß es so, wie die Dinge jetzt liegen, für deutsche Juden schwer ist hebräisch zu denken oder zu fühlen, so ist es jedenfalls für uns nicht schwer hebräisch zu beten, soweit wir uns die Gebete wirklich angeeignet haben. Die Einführung in die hebräische Sprache darf aus dem Religionsunterricht nicht verschwinden, soll es möglich sein die Jugend später mit dem Schrifttum der jüdischen Vergangenheit vertraut zu machen und ihr auf diese Weise einen wesentlichen Teil jüdischer Bildung zu vermitteln. Dafür aber vermag schon dieser hebräische Elementarunterricht wertvolle Dienste zu leisten. Uebrigens kann bereits auf der dritten oder vierten Stufe des Volksschulunterrichts dadurch, daß gelegentlich auf den grammatikalischen Sinn der in den Gebeten am häufigsten vorkommenden Wortformen und Worteverbindungen, der Präfixa und Suffixa hingewiesen und ebenso die inhaltliche Bedeutung der zumeist wiederkehrenden Ausdrücke dem Gedächtnis eingeprägt wird, der Unterricht erleichtert und der spätere Uebergang zur systematisch-grammatikalischen Methode wirksam angebahnt werden. Wenn Herr Wallach befürchtet, daß die Beibehaltung des hebräischen Unterrichts den Religionslehrer als „Quälgeist" der Jugend erscheinen lasse, so übersieht er, daß dies mehr oder minder auf alle diejenigen Lehrgegenstände zutrifft, die dem Verständnis des Lernenden zunächst ferner liegen und deren Kenntnis gleichwohl für wünschenswert gehalten wird. Uebrigens wird auch hier die Art des Unterrichts manches ausmachen können. Und wenn weiterhin der Verfasser die Streichung des Hebräischen damit befürwortet, daß bei der religiösen Gleichgültigkeit so vieler Eltern dieser Unterricht doch vergebliche Liebesmühe bedeute, so kämpft mit Bezug hierauf der nichthebräische Teil des Religionsunterrichts sicher nicht mit geringeren Schwierigkeiten. Außerdem schwebt ja gerade dem liberalen Judentum das Ziel vor Augen, durch beiderseitige Ausgleichung des heute so vielfach bestehenden Gegensatzes zwischen Lehre und Leben, zwischen Schule und Elternhaus unsere Kinder in Uebereinstimmung mit dem jüdischen Leben der Gegenwart und für dasselbe zu erziehen.

Vor allem aber würde die vorgeschlagene Scheidung im religiösen Leben Wirkungen herbeiführen, die meines Erachtens schwer vereinbar wären mit dem Geist der jüdischen Religion. Wenn das Hebräische, wie Herr Lehrer Wallach meint, nur mehr durch den Mund der Rabbiner und Kantoren als heilige Sprache an geheiligter Stätte erklingt ohne Beteiligung und ohne Verständnis seitens der Zuhörer, so wird der Kultusbeamte zum Hüter und Verwalter eines Heiligtums, welches der Gemeinde verschlossen ist. Dadurch wird er außerhalb und über sie gestellt und wird letzten Endes zu einem Vermittler zwischen der Gemeinde und

ihrem Gotte. Die Annahme eines solchen Priesterstandes, der zwischen Gott und Menschen steht, widerspricht aber den elementarsten Grundsätzen der Religion, in der ein jeglicher sein Priester und das ganze Volk „ein Volk von Priestern" sein soll, der Religion, die in dem Versöhnungstag, wo jeder aus eigener Kraft den Weg zur Höhe finden muß, ihren höchsten und gewaltigsten Ausdruck gefunden hat. Man weise nicht hin auf das Beispiel der katholischen Kirche, wo auch das Latein nur durch den Mund des Geistlichen ertöne, denn nach der Auffassung dieser Kirche ist der Priester anders als beim Judentum wirklich ein Mittler zwischen Gott und Menschen. Man weise auch nicht darauf hin, daß schon jetzt bei uns die Thora hebräisch vorgetragen werde, obwohl der Gemeinde das Vorgetragene zum großen Teil unverständlich sei; denn auch hierin soll durch einen liberal ausgestalteten Gottesdienst Abhilfe geschaffen werden (Liberale Richtlinien Nr. XI. Z. 6).[2]) Die vorgeschlagene Konsequenz aber ziehen hieße einen bestehenden mißlichen Zustand verallgemeinern.

Ich glaube keineswegs, wie der Verfasser jener Zeilen, daß das religiöse Leben dadurch, „daß das Hebräische nur mehr an heiliger Stätte als heiliges Symbol des jüdischen Glaubens thront," zur idealsten Höhe gefördert wird. Denn wenn er sich davon erhofft, daß das Hebräische mit dem ihm eigenen religiös-romantischen Zauber das religiöse Gefühl anregen und neu beleben werde, so läuft das eben doch auf eine mystische Wirkung dieser vom Zuhörer dann unverstandenen Sprache hinaus. Auch das erscheint mir im Widerspruch zum Geist des Judentums, zu dessen Wesen es gehört, eine Religion nicht bloß des Herzens, sondern auch der Vernunft zu sein und religiöses Empfinden durch den Gehalt und den Ausdruck seiner Ideen, nicht jedoch durch übersinnliche Mittel hervorzurufen. Man kann nur wiederholen: „Man würde die frommen Psalmendichter und Verfasser der talmudischen und rabbinischen Gebete beleidigen, wenn man annähme, daß sie ihre tiefempfundenen Gebete zu unverstandenem Gemurmel und zur Erzeugung einer den Geist umnebelnden Stimmung verfaßt hätten." Die Frage, ob diese gottbegnadeten Männer ihre Psalmen und Gebete bloß für sich und eine gebildete Oberschicht oder aber für die Allgemeinheit geschrieben haben, scheint mir nur im letzten Sinn zu beantworten sein. Gewiß werden sie nicht ohne Weiteres von jedem verstanden und gewürdigt werden. Allein jeder kann sie verstehen, der die Wege geht, die zu ihrer Erschließung führen. „Wer immer strebend sich bemüht," für den können sie aus einem verschlossenen Mysterium zu einem geistigen Besitztum werden. Die Tatsache, daß die Anfangsgründe einer Sprache dem Neuling zunächst große Schwierigkeiten machen, hindert nicht, daß er später nicht bloß zur vollen Beherrschung, sondern auch zur Einfühlung in den Geist dieser Sprache gelangt.

Die hebräische Sprache ist keine tote Sprache in des Wortes sonstiger Bedeutung. Sie ist die Sprache, in der das jüdische Volk noch heute betet, ebenso, wie es seine Vorfahren seit Jahrtausenden getan. Sie ist die Sprache, in der die Großen unserer Geschichte ihre unvergänglichen Ideen zum Ausdruck gebracht haben, für uns deshalb noch heute nicht zu entbehren. Sie ist aber auch die Sprache, die in veränderter Gestalt von vielen Juden noch heute gesprochen wird, ja deren Verbreitung eben in unseren Tagen weiter zunimmt, und die in dieser Form auch neue Geistesblüten gezeitigt hat. Dies leugnen, hieße die Augen vor den Tatsachen verschließen. Gerade in unserer Zeit, wo von allen Seiten, von wissenschaftlichen und

[2]) Vergl. auch die Ausführungen im Augustheft des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift 1913, S. 190. Anmerk. d. Verf.

Literaturvereinen, vor allem jedoch seitens der jüdischen Jugendvereinigungen die Kenntnis des Hebräischen zu fördern gesucht wird, besteht am wenigsten Grund das, was Haus und Schule bisher schon auf diesem Gebiet erreicht haben, aufzugeben. Daß auch die Anhänger zionistischer Ideen mit in erster Linie für diese Kenntnis der hebräischen Sprache sich einsetzen, kann uns nicht abschrecken, uns mit ihr vertraut zu machen. Denn bei aller Verschiedenheit des Standpunkts: für sie wie für uns ist sie der Weg, der die jüdische Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet. Darüber hinaus aber bildet sie für uns als Sprache unserer Gebete ein heiliges Band, das die Juden aller Länder umschlingt. Und ihre Kenntnis wird uns nicht hindern, gute Bürger unseres Staates und zugleich gute Juden auf dem Boden unserer Zeit zu sein.

Auszüge aus der Bibel für's Haus. Von Claude G. Montefiore.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Toni Klein-Stockholm.

Kapitel I.

Die Bibel.

Dieses erste Kapitel ist die Einleitung, in welcher über die hebräische Bibel im allgemeinen gesprochen werden soll; von ihrem Inhalt, zu welcher Zeit und von wem sie verfaßt wurde.

Zuerst aber wollen wir uns klar werden, was das Wort Bibel bedeutet. Es stammt aus dem griechischen und kann einfach mit „Buch" übersetzt werden. Die Bücher der Griechen waren nämlich aus einem Material angefertigt, das von der Pflanze „Bublos" gewonnen wurde, und sie erhielten von dieser ihren Namen „Bibloi oder Biblia." Aber die Bibel ist nicht nur *ein* Buch, sondern *das* Buch und zwar das allerbedeutendste Buch der Welt. Obwohl sie in Asien entstand, so reicht ihr Einfluß über ganz Europa und alle europäischen Ansiedelungen, einschließlich den Vereinigten Staaten von Amerika. Für Europa, Amerika und Australien ist also die Bibel das allerwichtigste Buch und sie wird in Zukunft auch für Asien und Afrika dieselbe Bedeutung gewinnen.

Es ist hier nicht gut möglich, genau zu erklären, worin die große Bedeutung der Bibel besteht, ich kann nur andeuten, daß sie die Menschheit aufgeklärt hat über die wichtigsten Dinge der Welt, daß sie ihr mehr gelehrt, ihr mehr Hilfe in seelischer Not gespendet, sie besser, hilfreicher und edler gemacht hat, als irgend ein andres Buch es je vermocht hat. Ist das nicht ein herrlicher Gedanke?

Die Bibel ist, wie ihr hören werdet, vor langer Zeit durch ein Volk entstanden, daß sich nicht nur in vielen Dingen von den jetzt lebenden Menschen bedeutend unterscheidet, sondern auch von allen Rassen und Völkern aller Zeiten, die ihr Werk je gelesen oder gehört haben. Und trotz dieser Verschiedenheit hat dasselbe auf alle einen tiefen Eindruck gemacht und ist ihnen zum Heil geworden. Und zwar dadurch, daß die Bibel von allgemein menschlichen Dingen in einer Weise spricht, die sich an die Menschen aller Rassen und Zeiten wendet, und durch ihre Hoheit, Einfachheit und Wahrhaftigkeit des Ausdruckes so eindringlich wirkt. In Gefahr und Not, in Sorge und Leid giebt es keinen besseren Tröster, keine stärkere Stütze als die Bibel.

Bisher habe ich über die Bibel als von einem Buche gesprochen, und obwohl sie dies in gewissem Sinne ist, so ist sie es doch auch wieder nicht. Denn man kann sie eigentlich nicht als *ein* Buch bezeichnen,

weil sie aus *vielen* Büchern besteht, die als ein ganzes Werk vereinigt wurden. Da aber anderseits diese Sammlung, wie wir sie heut zu Tage kennen, schon vor 2000 Jahren zusammengestellt worden ist, so können wir sie gerne als ein Buch auffassen. Selbstverständlich sind diese einzelnen Teile, was Form und Inhalt betrifft, sehr verschiedener Art. So begegnen uns in diesem herrlichen Werke sowohl geschichtliche Erzählungen, Poesie, Sprüche, als auch Sagen, Hymnen, Reden usw., die aber weder in einer und derselben Zeit, noch von einem und demselben Autor verfaßt wurden. Ja selbst Teile eines einzelnen Buches können verschiedenen Zeiten und verschiedenen Verfassern angehören. Und die jetzige scheinbare Einheit ist einem späteren Redaktor zu verdanken. Man bedenke, daß man in alter Zeit ganz andere Begriffe von einem Buche hatte, als in der Jetztzeit. Da gab es noch keine Buchdruckereien. Man schrieb auf Rollen, die viel teurer als unser Papier waren. Einer konnte etwas schreiben und ein anderer etwas hinzufügen, so daß ein Buch nur allmählich entstand, gleichsam wie manche Schlösser, an denen man Jahrhunderte baute, ehe sie vollendet wurden.

Die hebräische Bibel ist in ihrer jetzigen Gestalt etwa 2000 Jahre alt. Einiges (aber nicht vieles) war schon vor 2800 Jahren geschrieben und manches (auch nicht vieles) vor nicht mehr als 2000 Jahren, so daß zwischen ihren ältesten und ihren neuesten Teilen ein Zeitraum von 800 Jahren liegt.

Dies ist eine lange, lange Zeit!

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß in solchen Zeiträumen Gedanken und Vorstellungen der Menschen sich verändern und entwickeln. Aber trotzdem machen wir die Wahrnehmung, daß wichtige sittliche Begriffe schon in den ältesten Partien der Bibel dieselbe Bedeutung haben, wie in den allerjüngsten.

Wenn nun auch ein gewisser Unterschied in diesen verschiedenen Teilen der Bibel herrscht, so dürfen wir dies nicht so verstehen, daß, wenn man eine hebräische Bibel öffnet, der älteste Teil auf der ersten und der neueste auf der letzten Seite zu finden ist. Dies ist nicht der Fall, sondern die einzelnen Stücke sind miteinander vermischt.

In ihrer Sprache weist die hebräische Bibel nicht viel Veränderungen auf. Das Hebräische der ältesten Partien ist zwar nicht ganz dasselbe, als das der neuesten, aber die Veränderung vollzieht sich nur sehr allmählig. Die Bibel ist in alle zivilisierten Sprachen übersetzt, aber es ist doch am besten, sie in der Ursprache zu lesen.

Nun haben wir gesehen, daß wir die Bibel als *ein* Buch betrachten können, weil ihre einzelnen Teile vor so langer Zeit zu einem großen Werk vereinigt wurden. Es giebt aber noch einige andere Gründe für ihre Einheit.

Zu allererst sei hervorgehoben, daß die Bibel durchweg von Männern derselben Nation, derselben Rasse geschrieben wurde. Zweitens: daß der größte Teil ihres Inhalts von der Geschichte dieses Volkes handelt und nur ganz flüchtig im Zusammenhange mit diesem, auch von andern Völkern spricht. Drittens ist trotz mancher Abweichungen doch eine große Einheit vorhanden, die wie ein roter Faden das ganze Werk durchzieht. Die Bibel hat es nämlich mit zwei großen Gedanken zu tun, die vereinigt die Religion bilden. Diese zwei Begriffe sind: *Gott* und *das Gute*. Und von diesen erzählt uns die Bibel. Dies macht sie zu einer Einheit und giebt ihr auch ihren einzig dastehenden Wert. Kein anderes Buch spricht zu den Menschen so schön und so wahr über Gott und das Gute als die Bibel. Aber auch hier sind verschiedene Grade zu spüren, denn nicht alles, was von Gott handelt und über das Gute ausgesagt wird, ist von

gleich ausgezeichnetem Werte. Aber als Ganzes betrachtet, giebt es kein anderes Buch, das so erhaben über Gott und das Gute redet als die Bibel. Und deßhalb ist sie auch zu allen Zeiten von den verschiedensten Völkern geliebt und geschätzt worden. Denn Gott und das Gute können niemals veralten, Männer und Frauen wollen immer von ihnen hören und in dieser Hinsicht ist ein Zeitalter dem andern gleich. Die Poesie der Bibel ist gewiß von großer Schönheit, aber nicht dies macht ihren Wert aus. Ihre Erzählungen sind meist höchst interessant, aber nicht dieser Eigenschaft wegen werden sie immer und immer wieder gelesen. Ihre Sprüche, so weise sie sind, hat man nicht deswegen auswendig gelernt. Ihre Geschichte berichtet von vielen Begebenheiten, an denen uns aber nicht viel gelegen sein kann. Denn an den Begebenheiten als solchen hat auch der Erzähler derselben nur ein geringes Interesse. Das Wichtigste für ihn bleibt die Moral, die sich aus der Erzählung ergiebt. Je später in der Zeitfolge, desto deutlicher tritt dieser Beweggrund hervor. Ebenso haben auch die Leser der Bibel sich verhalten, sie haben in derselben die höheren Gedanken, die ihr zu Grunde lagen, gefunden: das Gute und Gott, die Lehren von Tugend und Laster, von Heiligung und Sünde, von Gottes Walten in der Welt.

Der Hauptinhalt der Bibel ist also Religion. Sie ist in hebräischer Sprache von Hebräern und ursprünglich auch für Hebräer geschrieben.

Ich, der ich dieses Buch schreibe und ihr, die ihr es lest, wir sind Juden. Vielleicht hat einer unserer Ur-ur-ur-väter selbst einstmals einen Abschnitt der Bibel abgefaßt. Aber heut zu Tage sprechen wir nicht mehr hebräisch, sondern die Sprache des Landes, in dem wir leben, ohne deßhalb aufzuhören, Juden zu sein. Dies werdet ihr später besser verstehen können. Jetzt will ich nur noch einmal wiederholen, daß ihr und ich Juden sind, und daß die Bibel von Juden für Juden verfaßt wurde und zu uns als Juden spricht. Und darum ist dieselbe auch von besonderem Interesse für die Juden, und wird wohl auch am höchsten von ihnen geschätzt. Und ihr wißt jetzt auch den Grund dafür. Erzählt sie uns doch die früheste Geschichte und Taten unseres Volkes, sie ist geschrieben von unsern Vorfahren für uns und unsere Brüder aller Zeiten, und darum haben wir auch alle Ursache stolz zu sein auf unsere Bibel, die alle Denker für das größte Buch religiösen Inhalts halten.

Laßt uns nun aus dem Gesagten die zwei Hauptsachen noch einmal zusammenfassen.

1. Die Bibel berichtet uns von dem Guten und Gott.

2. Die Bibel wurde von Juden über Juden für Juden geschrieben.

Da nun, wie ihr seht, die Bibel den Völkern von Europa, Amerika und Australien das Meiste, was sie von Gott und dem Guten wissen, gelehrt hat, so waren folglich die Juden die großen Volksbelehrer über das Gute und Gott. Denn das Erhabenste, das die Kulturvölker über diese Begriffe besitzen, haben sie den Juden zu verdanken. Aber nicht nur Begriffe allein haben die Juden gelehrt. Sie haben vielmehr den Schwerpunkt darauf gelegt, daß die Liebe zu Gott und die Liebe zum Guten zu einander gehören, daß man nicht Gott lieben kann, wenn man nicht auch das Gute liebt.

Ihr werdet vielleicht fragen: Woher konnten die Hebräer — die Männer, die die Bibel schrieben — so gut über Gott und das Gute unterrichtet sein?

Dies scheint eine leichte Frage, die jedoch recht schwer zu beantworten ist. Die beste Antwort ist wohl die, daß Gott ihnen mitgeteilt, was sie uns erzählen. Mit Gottes Beistand und Willen schrieben sie über ihn

und über das Gute die erhabenen Worte, welche wir in der Bibel lesen.

Laßt mich dies etwas deutlicher erklären. Wenn es keinen Gott gäbe, könnten wir nichts von ihm wissen. Ohne Gott wäre der Begriff des Guten überhaupt nicht in der Welt. Ich halte diesen Ausspruch für den weisesten der Welt, in welchem uns die wichtigste Wahrheit gesagt wird.

Wenn ich mich nun auch so ausdrücke, Gott hat es ihnen mitgeteilt, so meine ich nicht, daß es ebenso dabei zugegangen ist, als wenn ich euch von irgend einem seltsamen Gegenstand, von dem ihr nie gehört habt, erzähle. Gott teilte weder jenen, noch uns Dinge auf solche Weise mit. Er gießt nicht Erkenntnis in uns, wie wir Wasser in eine leere Flasche gießen. Er hat die Gabe, ihn zu erkennen und den Wunsch gut zu sein, in uns gelegt, und wenn wir diese Gabe recht anwenden, dann hilft er uns, gut zu werden und ihn zu lieben; denn Gott erkennen und Gott lieben gehört zusammen. Aber außer dem Beistand, den er jedem Menschen leistet, erwählte er die Juden, oder vielmehr die weisesten und besten Männer unter ihnen, diejenigen, die die Bibel schrieben, zu dem edelen Zwecke, sie als Verkünder seines Willens an andere Nationen und Völker in die Welt zu senden.

Wie er ihnen seinen Willen kundgetan hat, kann ich euch nicht genau sagen, aber daß er es getan, daß er sie durch bestimmte und besondere Hinweise auf sich und seinen Dienst auszeichnete, das ist eine historische Tatsache, die jedermann bestätigen muß. Wir werden bald durch verschiedene Erzählungen aus der Bibel selbst erfahren, wie Gott zu den Juden von sich selbst und über seinen Dienst, über Gerechtigkeit und Gnade gesprochen hat, aber das Wichtigste ist wohl nicht eigentlich, wie die Juden es erfahren, denn dies konnten ihre größten Gelehrten sich selbst kaum deutlich erklären, sondern daß ihnen diese höhere und bessere Erkenntnis Gottes und des Guten wurde, und durch sie auch der größte Teil der Welt.

Gott hat sie aber auch seinen ganz eigentümlichen Weg geführt und sie dahin geleitet, daß sie allmählich mehr und mehr Gott und das Gute erkennen mußten. Durch ihre eigene Geschichte, ihr eigenes Leben gelangten sie zu dieser Erkenntnis. Die Vergangenheit erschien ihnen voll von religiöser Belehrung. Und dies veranlaßte sie, ihre Geschichte niederzuschreiben. Aus der wunderbaren Kette ihrer eigenartigen Erlebnisse schlossen sie, daß ein Gott über ihnen wacht und daß seine Liebe sie beschirmt.

Haben wir nicht oft etwas von der Vergangenheit gelernt? Wir sagen doch oft zu uns selbst: wenn ich dies oder jenes nicht getan, oder dies und jenes getan hätte, wieviel besser wäre es! Auf diese Weise lernen wir von unsern Irrtümern und handeln vielleicht in Zukunft weiser. Dies ist eine Art, wie wir von der Vergangenheit lernen, es kann aber auch auf andre Weise geschehen. Zuweilen lernen wir durch unsere Fehler, indem wir sie in Zukunft vermeiden, zuweilen durch eine gute Tat von andern oder uns selbst ausgeführt, zuweilen durch eine freudige oder traurige Begebenheit, die wir erlebt. All diese und andere Fälle können uns für die Zukunft über das, was gut ist belehren und uns auf die Vorsehung Gottes und das Walten seiner Liebe aufmerksam machen.

So lernten also auch die Juden das Beste, das sie der Menschheit zu bieten hatten aus ihrer Geschichte, aus ihrem eigenen Leben. Man darf aber aus dem Gesagten nicht etwa den Schluß ziehen, daß die Juden allmählich in allen Dingen zu großer Vollkommenheit heranreiften. Im Gegenteil. Auch sie irrten wie alle Menschen gar sehr. Wahrheit und Irrtum, Liebe und Haß lagen häufig nahe

beieinander, und drückten ihren Worten, Gedanken und Handlungen ihren Stempel auf. Denn Gott leitet die Menschen stufenweise vom Schlechten zum Guten, und uns bleibt nichts übrig, als die Wege, auf denen er das Menschengeschlecht geführt hat und uns auch jetzt noch leitet, demütig für die besten und weisesten anzuerkennen. Er weiß und kennt alles, uns wird nur hier und da ein ganz unbedeutendes Bruchstück kund. Indessen haben die Juden jedenfalls durch die Gnade Gottes in der langen Zeit von 800 Jahren, während welcher an der Bibel gearbeitet wurde, sichere Kenntnisse über Gottes Dasein und viele Beweise über das, was gut ist, erhalten, und diese tiefen Wahrheiten sind Millionen von Völkern von Zeitalter zu Zeitalter in hohem Grade lieb und teuer geworden.

Ueber diese wahrhaften, kostbaren und erhebenden Gedanken und Begebenheiten will ich euch hier, so einfach und verständlich, wie ich es vermag, erzählen.

Ihr aber dürft nicht verlangen, schon jetzt, wo ihr noch zu jung seid, alles über die Bibel zu erfahren. Denn diese ist von erwachsenen Männern für ein reifes Volk geschrieben. Manches wurde von Menschen, die in schweren Nöten waren, aufgezeichnet, anderes von Weisen, kämpfend mit tiefen Gedanken, die ihnen selbst und der Welt so neu waren, daß sie sie kaum in klaren und passenden Worten ausdrücken konnten. Wieder anderes entstand in großer Begeisterung und erschütternder Gemütserregung. Vieles enthält Anspielungen an Ereignisse, die wir nicht völlig sicher mehr kennen, oder an Dinge, die zu schwierig zu erklären wären. Folglich ist die Bibel kein so leichtverständliches Buch. Tausende von Büchern sind geschrieben worden, sie zu erklären, und die Erklärungen des einen Zeitalters wären für ein späteres ungenügend. Außerdem bietet der Text mitunter Schwierigkeiten, die durch Abschreiben der leichtzerstörbaren Rollen entstanden, so daß wir oft nicht im Stande sind, den Sinn des hebräischen Textes zu deuten. Wir wissen wohl, daß ein Schreibfehler vorliegt, aber ihn zu beseitigen, bereitet dem Erklärer große Schwierigkeiten. Vieles in der Bibel ist also sehr schwer verständlich, und manche Teile sind durchaus nur für Erwachsene lesbar.

Mein Buch, das euch nur eine Einführung in die Bibel bedeuten soll, wird jedoch vieles aus derselben wörtlich wiedergeben. Und dies wird hoffentlich dazu beitragen, euch zu lehren, die Bibel lieb zu gewinnen und besser zu verstehen, wenn ihr sie später selbst lesen werdet.

In solchem Falle hat dieses Buch seine Schuldigkeit getan und kann dann bei Seite gelegt werden.

Laßt mich nur noch einmal in kurzen Worten die wichtigsten Punkte, die hier behandelt wurden, zusammenfassen.

Die Bibel spricht zu uns über drei Dinge, die alle drei wie sie uns eben in der Bibel vorgeführt werden, nahe zusammenhängen.

1. Sie spricht zu uns von Gott, und wie wir ihn am besten erkennen und ihm dienen können.

2. Sie spricht zu uns von dem Guten das wir ausüben sollen und das unser ganzes Sein erfüllen soll.

3. Sie spricht zu uns von den Hebräern, deren Geschichte, deren Lehrjahren, von ihrer Stellung in der Welt, von ihren Hoffnungen für die Zukunft, von ihren Pflichten gegen sich selbst, gegen die Menschheit und gegen Gott.

Aber diese drei Dinge werden uns nicht etwa in drei besonderen Abteilungen getrennt vorgeführt, sondern sind meistens unmerklich miteinander im Inhalt verschmolzen.

Ich gedenke nun die Geschichte der Hebräer der biblischen Zeit durchzugehen und wir werden darin vieles, worin alle drei Hauptpunkte vorkommen, hören.

Die Aufgabe der Menschheit. Eine Erklärung der biblischen Schöpfungsgeschichte.

Von Lehrer Heimann Unikower-Namslau (Schles.)

Im ersten Kapitel der Bibel ist der Schöpfungsbericht nicht die Hauptsache: Es wird darin nur von der im Judentum überlieferten Ansicht über die Entstehung der Welt ausgegangen, um die Bedeutung und Aufgabe des Menschen innerhalb der Welt darzulegen.

Die Ansicht von der Entstehung der Welt ist nach dem Bibeltext folgende: Gott ist der Schöpfer der unsichtbaren Welt, des „Himmels" und der sichtbaren Welt, der „Erde". Die sichtbare Welt ist zunächst nur ein Chaos, eine ungeordnete Materie, „Wasser" genannt. Der schaffende Gottesgeist versieht diese Materie mit einer Gestaltungskraft, die „Licht" genannt wird. Diese Gestaltungskraft bewirkt eine Ordnung des Ungeordneten, des „Finsteren." Es entsteht zunächst eine „Ausdehnung" der Materie nach „oben." Die dadurch entstandene Wölbung wird als sichtbarer „Himmel" bezeichnet, der somit ein Teil der „Erde" ist. Die Materie, die „unten" ist, scheidet sich nun infolge der Gestaltungskraft in „Land" und „Meer". Das „Land" bringt Pflanzenwuchs hervor. Die Wölbung oder der sichtbare Himmel wird zum Träger der Leuchtkörper Sonne, Mond und Sterne, die wegen ihres periodisch wiederkehrenden Sichtbarwerdens als Zeitmesser dienen. Der Wölbungsraum wird zum Aufenthaltsort für alles „Geflügelte." Das „Meer" endlich wird zum Aufenthalsort für alles „Seegetier."

Bis hierher wollen wir den Schöpfungsbericht uns einmal auf seinen Wert hin ansehen. Wissenschaftlich, wird man sagen, ist er bedeutungslos, kein moderner Mensch wird darin eine befriedigende Lösung der Frage nach der Entstehung der Welt finden. Darauf ist zu erwidern: Obgleich manches in diesem Bericht vielleicht doch nicht in gar so grellem Widerspruch zu den Ergebnissen der Wissenschaft steht, und obgleich dieser Darstellung eine durchaus strenge Logik innewohnt, ist der Bericht doch keine wissenschaftliche Darlegung, soll es auch garnicht sein; er dient vielmehr, entsprechend dem Gesamtinhalt der Bibel, ausschließlich der religiösen Belehrung. Wie das Werden und Entstehen im Einzelnen vor sich ging, ist der Bibel recht gleichgiltig. Nur das eine, rein Religiöse, ist ihr von Wichtigkeit: daß ein Gott der Urheber alles Seins ist, eine geistige Macht, die in den ewigen Naturgesetzen in die Erscheinung tritt.

Der Bericht bildet in der Darstellung des Kapitels nur die Einleitung zum Hauptthema, das ja vom Menschen handeln soll.

Bis jetzt wurde die Erschaffung der Landlebewesen noch nicht erwähnt. Den Bericht hiervon benutzt der Verfasser des Kapitels geschickterweise als Ueberleitung zum Hauptthema. Die Landlebewesen, „alles Getier des Landes", sind nämlich Geschöpfe, die hinsichtlich ihrer äußeren Gestaltung dem Menschen am nächsten kommen. Sie, die Landtiere, werden aus Erde geschaffen, und zwar nach einem ganz bestimmten Typus: „Gott gestaltete das Landgetier nach seiner Art." Die Landtiere sind gewissermaßen nach einem bestimmten Schema gestaltet; sie werden zu Wesen gestempelt, die von ihrem erstmaligen Auftreten in der Geschichte an etwas Fertiges, Abgeschlossenes bedeuten, deren Bestimmung sich also einfach darin erschöpft, ihr uranfängliches Sein lediglich zu behaupten und zu pflegen, kurz: Tier bleibt Tier.

Im Gegensatz hierzu ist der Mensch ein Geschöpf, das die geistige Veranlagung zu höherer Entwickelung besitzt: „Gott sprach: Wir wollen Menschen machen als unser Abbild entsprechend unserm Cha-

rakter." Was unter Gottes „Abbild" gemeint ist, verstehen wir, wenn wir das Urbild kennen. Das Urbild aber ist eine geistige Einheit (adaunoi echod); also ist in diesem Schöpfungsspruch ausgedrückt, daß der Mensch nach dem göttlichen Plane auch eine Art geistige Einheit werden solle. Ebenso verstehen wir den Ausdruck „entsprechend unserm Charakter", wenn wir über den Begriff „Charakter Gottes" im klaren sind. Als Schöpfer der Welt ist Gott ihr Herrscher, und so soll auch der Mensch eine Art Herrscher werden, und zwar soll er „herrschen über Seegetier, über Geflügeltes des Himmels und über Vieh, kurz über alles Irdische, besonders aber über alles Gewürm, das kriecht auf der Erde." Daß der Mensch auch Herr des Wassers, des Sturmes, der Luft oder irgend einer Naturkraft werden solle, wird hier nicht gesagt; nur über „Tiere" soll er herrschen. Es handelt sich hier aber garnicht um ein Beherrschen der äußeren Natur, sondern um ein Beherrschen der irdischen, sinnlichen Natur des Menschen selber, also um ein Selbstbeherrschen. Unter den Tieren, über die der Mensch herrschen soll, sind nämlich die sinnlichen Triebe zu verstehen; und die verschiedenen Arten von Tieren, die hier aufgezählt werden, bezeichnen verschiedenartige Triebe, die an der Erde kriechenden Tiere aber die niedrigsten und darum wirksamsten Triebe.

Indem nun der Mensch Herrscher über seine Triebe, über seine Sinnlichkeit, kurz über das Irdische in ihm wird, wird er eine Art geistige Einheit, ein Abbild der geistigen Einheit Gottes. Solange der Mensch ein solcher Herrscher nicht ist, bildet er statt einer geistigen Einheit eine körperliche Zweiheit, einen irdischen Dualismus: Mann und Weib. Das Herrschen über den körperlichen Dualismus, der nur der Erhaltung der „Art" dient, unterscheidet den Menschen vom Tiere und erhebt ihn über dieses. Darin liegt die vorzügliche Aufgabe des Menschen, daß er über diesen tierischen Standpunkt der körperlichen Zweiheit sich erhebe.[1])

Denn eine körperliche Zweiheit „Mann und Weib" ist das Tier auch. Beim Tiere ist dies aber der Endzweck, es ist ja „nach seiner Art" geschaffen; das Tier ist in dieser seiner Geartung etwas Fertiges. Der Mensch dagegen ist nichts Fertiges, nichts Abgeschlossenes, vielmehr ein Wesen, das die Möglichkeit zu fortwährender Entfaltung und Entwickelung über sich selbst hinaus in sich trägt; er ist, wie Nietzsche sagt, etwas, was überwunden werden muß, kurz er ist ein Problem: „Gott schuf den Menschen als sein Abbild, als ein Abbild Gottes erschuf er ihn (nämlich als eine Art geistige Einheit; daher das Pronomen in der Einzahl), als Mann und Weib (als körperliche Zweiheit) hatte er sie erschaffen (hier ist der Mensch als eine Mehrheit, allerdings die kleinste Mehrheit, eine Zweiheit, aufgefaßt, also ist das Pronomen in der Mehrzahl gebraucht). Daß der so veranlagte Mensch seinem wahren Zwecke entspricht, ist in der Bibel mit den Worten ausgedrückt: „Gott segnete sie."

Gewiß ist auch die Sinnlichkeit im Menschen von Bedeutung; denn ohne sie ist ja keine Vermehrung möglich. Daher muß auch sie zur Geltung kommen: „Gott sprach zu ihnen (d. h. er bestimmte über sie): Seid fruchtbar und vermehret euch!" Ja, die Sinnlichkeit muß in vollstem Maße zu ihrem

[1]) In der Erfassung dieser sittlich hohen Aufgabe als Zweck der Menschheit unterscheidet sich das Judentum von dem Heidentum, gegen das wir es in der Bibel fort und fort kämpfen sehen, weil das Heidentum entsprechend der körperlichen Zweiheit des Menschen einen körperlichen Dualismus als Gottheit annimmt und diese in dem männlichen Baal- und dem weiblichen Astarte-Bild (aus Holz und Stein) durch Pflege der unsittlichen Sinnlichkeit verehrt.

Rechte kommen: „Und füllet die Erde!" Der Begriff „Erde" wieder in der Bedeutung „Irdisches" genommen, heißt dies: Machet von dem Irdischen den ausgiebigsten Gebrauch, soweit dies für die Vermehrung erforderlich ist! „Aber", so wird hinzugefügt, „überwindet es (das Irdische) und herrschet über Seegetier und über Geflügeltes des Himmels und ganz besonders über Getier, das an der Erde kriecht," d. h. bleibet trotzdem Herren eurer irdischen Natur, daß die Sinnlichkeit nicht Herrscherin, sondern die Beherrschte sei. Dazu ist nötig eine geregelte und mäßige Befriedigung der sinnlichen Triebe. Die Mittel zur Befriedigung der Triebe werden symbolisiert durch die Pflanzen. Die Befriedigung selbst soll der geistige Mensch vornehmen. Wie ein Tier sich mit jeder ihm erreichbaren Kost zu befriedigen sucht, ohne Wahl und ohne Maß, sodaß es beim Fressen der Pflanzen nicht berücksichtigt, ob auch Saat zum Neuwuchs übrig bleibt, so begehren auch die Triebe wahllos Befriedigung. Der geistige Mensch dagegen versteht es, aus den Mitteln zur Befriedigung die rechten zu wählen. Er bekommt daher als „Nahrung" alle Samen bringenden Pflanzen: „Siehe, ich gebe euch das Samen ausstreuende Kraut, das auf der ganzen Erde ist, und alles Gehölz, woran Samen ausstreuende Frucht ist, während allem Getier der Erde *jedes* grüne Kraut zur Nahrung dient."

Während es nach jeder Schöpfungsphase heißt: „Gott sah, daß es gut sei", heißt es jetzt: „Gott sah, daß es *sehr gut* sei." Mit der *Bestimmung* der Aufgabe des Menschen ist für Gott das Schöpfungswerk vollbracht. Am Menschen liegt es nun, diese seine Aufgabe zu erfüllen und damit den Schlußakt der Schöpfung Gottes praktisch zur *Ausführung* zu bringen. Indem der Mensch dies tut, trägt er also zur wahren Vollendung der Welt bei. Und da in der Welt als Gottes Schöpfung gleichsam sich dessen Wesen widerspiegelt, da in ihr sein „Name" sich offenbart, wie die hebräische Sprache sich ausdrückt, so trägt der Mensch durch die Erfüllung seiner Aufgabe dazu bei, daß Gottes Namen in der Welt voll und ganz zur Geltung komme. Die jüdische Religion hat dafür den treffenden Ausdruck Kiddusch haschem = „Heiligung des Gottesnamens" geprägt.

In der Praxis aber würde die Erfüllung der Aufgabe zum Menschheitsfrieden führen; denn das Nichtbeherrschen der Triebe ist die wahre Ursache des Unfriedens in der Menschheit (siehe z. B. Rassenhaß!) Deshalb ist das beste Symbol, das den Menschen immer wieder an sein Ziel gemahnen soll, der Tag des Friedens und der Ruhe, der bei den Juden zunächst als eine soziale Einrichtung jeden siebenten Tag wiederkehrte (nach der Fassung des vierten Gebots im Deuteronomium „damit ruhe dein Knecht, deine Magd" usw.). Die Erschaffung der Welt durch Gott wird mit den sechs Werktagen des Menschen verglichen — weshalb das Schöpfungswerk in sechs Phasen dargestellt wird — sein Ablassen vom Schöpfungswerk mit dem siebenten Tage, dem Ruhetage: „Da wurden beendet der Himmel und die Erde samt der ganzen Wölbung[2]) (dem sichtbaren Himmel). Gott beendete am siebenten Tage seine Aufgabe, die er ausgeführt hatte. Es erreichte ein Ende am siebenten Tage, sodaß nicht ganz vervollständigt wurde, seine Aufgabe, die er ausgeführt hatte.[3]) Gott

[2]) zebaam, von zabah = „ausdehnen, anschwellen, sich wölben," siehe Num. 5, 21 und 27. Daß zabah mit zaba identisch ist, siehe Zach. 9, 8.

[3]) ki bo schabath melachto: In diesem Satze ist melachto Subjekt; schabath ist Prädikat, von diesem ist abhängig mikol-Infin. Poal von kalal = „vervollständigen" mit dem ausschließenden min. Die Grundbedeutung von schabath ist „ein Ende erreichen". Parallelstelle, wo von schabath ebenfalls ein Infin. mit min abhängig ist, siehe Jer. 31, 35.

segnete den siebenten Tag und heiligte ihn; denn an ihm hatte ein Ende erreicht, so daß nicht ganz vervollständigt wurde, seine Aufgabe, die Gott geschaffen hatte, um ausgeführt zu werden"[4]) (nämlich vom Menschen).

So wird der Sabbath zum Symbol für den allgemeinen Menschheitsfrieden, jeder Werktag aber eine Mahnung zur Mitarbeit am Aufbau des malkuth schamajim, des Reiches der Vollkommenheit.

„Die Welt, die dich gebildet hat,
Du kannst der Pflicht dich nicht entschlagen,
Der Nötigung, nun auch an deiner Statt
Zu ihrer Bildung beizutragen." (Rückert.)

„Der Zweck der tät'gen Menschengilde
Ist die Urbarmachung der Welt,
Ob du pflügest des Geistes Gefilde
Oder bestellest das Ackerfeld." (Rückert.)

Nun noch die kritischste aller bibelkritischen Fragen: Wer ist der Verfasser unseres Kapitels? — Diese Frage beantwortet Steinthal in seinem Vortrag „Die Erzählkunst der Bibel" (Vorträge und Abhandlungen zu Bibel und Religionsphilosophie) wie folgt: „Nichts einerseits deutet darauf hin, daß irgend ein Stück in der Bibel aus dem Volke hervorgegangen wäre, alles weist vielmehr auf bestimmt ausgeprägte Individuen als Verfasser; aber diese Schriftsteller andererseits zeigen eine so reine Sachlichkeit, hinter der die Persönlichkeit so völlig verschwindet, daß sie wie Erzeugnisse des allgemeinen Menschengeistes selbst erscheinen."

[4]) leassoth = Infin. Nifal (nicht Poal).

Ein Vorschlag zur Sabbat-Heiligung.

Von Rabbiner Dr. Gelles-Lissa.

Wer am Sabbat die Synagoge in einer Klein- oder Mittelstadt aufsucht, gewahrt zu seiner tiefsten Betrübnis, daß die Frequenz des Gottesdienstes eine erschreckend kleine ist, und sich immer mehr verringert. Denn die eigentlichen Stützen, die regelmäßigen Besucher des Gotteshauses gehören dem älteren Geschlecht an, und ihr Tod hinterläßt eine Lücke, die nur in den seltensten Fällen ausgefüllt wird. Man hat früher geglaubt, daß mit dem Einzug der Orgel, mit der Modernisierung des Gottesdienstes das Interesse an ihm wachsen und die Synagogen bis auf den letzten Platz werden besetzt sein. Und in der Tat — in all' den Gemeinden, die sich mit der Einführung der Orgel zu einem Fortschritt des Gottesdienstes bekannt haben, konnte das Auge sich an den ersten 3—6 Sonnabenden an der großen Schar der Beter erfreuen, um hinterher mit um so größerem Schmerz festzustellen, daß das psychologische Gesetz, „die Gewohnheit stumpft den Reiz ab", auch in der Synagoge die Neugier besiegt habe. Heute steht in den Klein- und Mittelstädten der Sabbatgottesdienst vor dem Bankrott — und nicht nur in den Orgelsynagogen: die älteren Besucher sterben aus, Ersatz meldet sich nicht, und auch die Zahl der Minjanleute, der honorierten Beter, nimmt erfreulicherweise mit dem wachsenden Wohlstand ab. So sind also die Klein- und Mittelgemeinden vor die Notwendigkeit gestellt, den Besuch des Gottesdienstes zu organisieren, um vom Sabbat zu retten, was zu retten ist.

Wenn wir den Gründen nachgehen, die eine Abwanderung vom Gottesdienst herbeigeführt haben, so zeigen sich uns besonders drei. Erstens sind es solche ökonomischer Natur. Man begegnet heute vielfach der Ansicht, daß es Gott wohlgefälliger sein muß, für Weib und Kind zu sorgen, als am

Sabbat zu ruhen und die Seinen dadurch dem Hunger auszusetzen. Zweitens sind es solche persönlicher Natur. Das heutige Geschlecht wuchs in der Zeit heran, in der der Liberalismus sich mächtig entfaltete, in welcher manche der Ansicht waren, daß die Auflösung der deutschen Judenheit nur noch eine Frage der Zeit sei. Demzufolge litt die religiöse Unterweisung so sehr, daß heutzutage die Unkenntnis in Dingen der jüdischen Religion etwas ganz Selbstverständliches geworden ist. Ein dritter Grund liegt im Gottesdienst selbst.

Wie lassen sich die aus diesen Gründen resultierenden, für den Besuch des Gottesdienstes schädlichen Folgen beseitigen oder mildern? Wer würde es lieber sehen als der Rabbiner – gleichwohl welcher Richtung er angehört –, wenn sich der Sabbat in der vorgeschriebenen Weise feiern ließe? Empfindet er es nicht am tiefsten, am Sabbat zuweilen mehr Bänke als Besucher der Synagoge zu sehen? Und doch wäre es eine verhängnisvolle Verkennung der ganzen Sachlage, wollte er die Glaubensbrüder in der Frage der Sabbat-Heiligung vor ein entweder — oder stellen, ihnen zurufen: „Entweder ihr haltet den Sabbat ganz, und nur dann seid ihr Juden oder – ihr gehört nicht mehr zu uns, so ihr den Sabbat entheiligt." Wer sich auf diesen Standpunkt stellt, läßt sich von seiner Begeisterung für das Gottesgesetz so hinreißen und blenden, daß ihm der Blick für die realen Dinge verloren geht. Es heißt hier also „vermitteln". Und der Gottesdienst eignet sich am besten zur Vermittlung. Er steht zwischen der unbeugsamen Mahnung der heiligen Schrift, den Sabbat zu feiern und der Unmöglichkeit unserer Zeit, dieser Aufforderung gänzlich nachzukommen. In ihm müssen sich also begegnen Theorie und Praxis, grundsätzliche Anschauung und Nutzanwendung. Grundsätzlich nehmen wir weiter den alten Standpunkt ein und verlangen, daß der Sabbat vollkommen in der vorgeschriebenen Weise zu feiern und zu heiligen ist, wo es sich nur ermöglichen läßt. In der Praxis stoßen wir Niemanden in häßlicher Unduldsamkeit von uns, der das Gebot nicht in der gewünschten Form erfüllt, aber auch von ihm verlangen wir — und so komme ich zum Kern meines Vorschlages –, daß er während der Zeit des Gottesdienstes feiert.

Da die Großgemeinden infolge ihrer großen Seelenzahl meistens einen — zwar nicht relativ, sondern nur absolut — starken Synagogenbesuch haben, kommt für diese die hier behandelte Frage nicht in Betracht; will sie doch nicht dem Sabbat eine neue Gestalt geben, sondern nur den Besuch des Gottesdienstes fördern und heben. Aber in den Klein- und Mittelgemeinden läßt sich mein Vorschlag ohne irgendwelche Schwierigkeit anwenden. Wenn in den Kleingemeinden, die doch fast immer in Kleinstädten sind, am Sonnabend Vormittag von 8—½10 Uhr gebetet wird, und in dieser Zeit alle Geschäfte geschlossen sind, wird der Gottesdienst regelmäßig stattfinden können, ohne der Befürchtung preisgegeben zu sein, er müsse ausfallen, weil nur 9 Männer sich eingefunden haben. Die Andersgläubigen werden sich nicht darüber wundern, wenn die jüdischen Geschäfte für 1½ Stunden geschlossen bleiben; sie werden sich daran gewöhnen und sicherlich Achtung davor empfinden.

Weit schwieriger gestaltet sich die Anwendung meines Vorschlages auf Mittelgemeinden. Hier wird man es kaum erreichen können, daß die Geschäfte auch nur für 1½ Stunden schließen. Und wie läßt sich trotzdem der Besuch des Gottesdienstes heben? Man teile die Gemeindemitglieder in 4 Abteilungen und mache es jeder zur Ehrenpflicht, wenigstens ein einziges Mal im Monat den Sabbatgottesdienst zu besuchen. So wird außer den regelmäßigen

Besuchern eine beträchtliche Anzahl anderer Gemeindemitglieder die Synagogen füllen und erst hierdurch dem Gottesdienst den würdigen Rahmen geben. So viel Zeit kann jeder noch erübrigen, um einmal in 4 Wochen den Schritt zur Gottesstätte zu lenken, und freudig wird es auch jeder tun in dem Bewußtsein, durch seinen Besuch zur Verschönerung des Gottesdienstes beizutragen. Um nicht den Gottesdienst eingehen zu lassen, wird jeder sich selbst verpflichten, an *seinem* Sabbat die Synagoge aufzusuchen. Sache des Gemeindevorstandes wird es sein, die Gruppierung vorzunehmen und Donnerstag und Freitag durch den Gemeindediener diejenigen Herren zu erinnern, auf deren Besuch man am Sabbat rechnet.

Wie aber gewöhnen wir die Jugend an den Besuch des Sabbatgottesdienstes? Der Jugendgottesdienst ist nur ein Notbehelf, und doch fehlt dem Religionsunterricht die Umsetzung ins praktische, wo er nicht durch den Gottesdienst ergänzt wird. Wie wäre es nun, wenn wir an den höheren Lehranstalten eine Religionsstunde auf Sabbat Vormittag von 9 bis 10, eine zweite für eine andere Klasse von 10—11 Uhr legten und beide durch den Gottesdienst ersetzten? So geben wir zwei Klassen — natürlich wird man die stärksten zu wählen haben — die Möglichkeit, während einer Stunde am Gottesdienst teilzunehmen. Das ausgefallene Pensum wird natürlich in den von den Gemeinden unterhaltenen Religionsschulen nachzuholen sein. Daß auch die Garnisonkommandos den jüdischen Soldaten am Sabbat Vormittag 2 Stunden freigeben, wenn es sich mit dem Dienst vereinbaren läßt, haben bereits mehrere Fälle bewiesen.

So ließe sich der Besuch des Gottesdienstes am besten organisieren; so wäre ein für allemal die Furcht beseitigt, daß eines schönen Tages der Gottesdienst wegen zu mangelhaften Besuches nicht stattfinden kann.

Angenommen nun, daß die Gemeindemitglieder in vier Gruppen den Sabbatgottesdienst regelmäßig besuchen, so wird eine jede von ihnen *den* Sabbat haben wollen, an welchem eine Predigt stattfindet. Daher muß *jeder* Sabbatgottesdienst so beschaffen sein, daß er den Besuchern, wenn auch nicht eine Predigt, so doch etwas ihr Aehnliches bietet. Ich denke daher an folgenden Vorschlag: An den Sabbaten, an welchen keine Predigt gehalten wird, ist die Verlesung des Prophetenabschnittes — die, bekanntlich später und als Notbehelf eingeführt wurde — durch eine 10—15 Minuten dauernde Schrifterklärung zu ersetzen. So nimmt jeder Beter ein Wort der Erbauung und Belehrung mit auf den Weg. Keineswegs handelt es sich hier um eine prinzipielle Abschaffung des Prophetenabschnittes. An Sabbaten und Festtagen, an welchen eine Predigt oder eine Barmizwahfeier stattfindet, soll er beibehalten werden. Man wird diesen Vorschlägen eine gewisse Inkonsequenz zum Vorwurf machen wollen durch die Unterschiedlichkeit der Sabbatheiligung in den Groß-, Mittel- und Kleingemeinden. Aber es gehört zuweilen eine große Portion Inkonsequenz dazu, nur konsequent zu sein. Wer sich von dem Gedanken leiten läßt den Sabbatgottesdienst unter allen Umständen zu retten, der rettet ihn in jeder ihm annehmbaren Form, ob sie nun in der Kleinstadt so, in der Mittelstadt anders und in der Großstadt ganz entgegengesetzt aussieht. Ihm geht das Ziel über alles! Und so soll auch dieser Vorschlag nicht die Kluft zwischen Liberalismus und Orthodoxie vertiefen, sondern im Gegenteil überbrücken; er soll alle, die es mit dem Judentum und seiner Religion ernst meinen, aufrufen, mitzuarbeiten an dem großen Rettungswerk unserer heiligsten Güter aus der Bedrängnis unserer Tage.

Bücherschau.

Volksschriften über die jüdische Religion, herausgegeben von Dr. Ziegler-Karlsbad,

II. Jahrgang. 3. Heft: Die Mischna von Dr. Samuel Krauß-Wien. 57 S.

4. Heft: Der Talmud von Dr. Simon Bernfeld-Berlin. 55 S. Verlag J. Kauffmann, Frankfurt a. M. 1913/1914.

In einem Unternehmen, das sich die Aufgabe gesetzt hat, den breiten Massen die Kenntnis der jüdischen Religion, ihrer Quellen und ihrer Lehren näherzubringen und insbesondere die jüdische Intelligenz durch die Vermittlung solcher Kenntnisse zu dem umzuschaffen, was sie in Wahrheit sein soll: ein Führer der modernen Judenheit, darf eine Darstellung der Mischna und des Talmuds nicht fehlen. Sie muß sogar einen ersten Platz einnehmen, denn beide, Mischna und Talmud, haben ja dem Judentum ein so unauslöschliches Gepräge aufgedrückt, daß selbst die Reformer den Geist des rabbinischen Judentums nicht etwa auslöschen mochten, sondern an ihre Aufgabe mit dem Bewußtsein herantraten, daß sie nur Motive, die bereits der Talmud und die Rabbinen angeschlagen haben, weiter fortführten.

Die Aufgabe, dem Juden von heute das Wesen von Mischna und Talmud verständlich zu machen, wird besonders schwierig dadurch, daß der moderne Jude in der Regel von beiden Werken, und vor allem von der inneren Art ihres Wesens keinerlei persönliche Kenntnis hat. Ich fürchte, daß infolge dieses Mangels bei jedem Versuch einer Einführung in Mischna und Talmud ein letzter Rest von Unerklärbarem übrig bleiben wird, und daß gerade das Besondere, das Intimste dieser beiden in der Weltliteratur ohne Parallele dastehenden Werke für den, der sie nicht selbst studiert hat, unenthüllt bleibt. Es wäre die erwünschteste Wirkung der beiden Hefte, wenn ihre Leser durch sie angeregt würden, Mischna und Talmud selbst kennen zu lernen, indem sie zunächst eine ihrer Uebersetzungen zur Hand nehmen, um durch sie einen Einblick in die Bücher selbst und in ihre eigentümliche Darstellungsart zu gewinnen. Man hat bei der Lektüre der Hefte an manchen Stellen den Eindruck, daß es immerhin möglich gewesen wäre, den Gegenstand noch volkstümlicher zu behandeln, und daß Einzelnes straffer und klarer hätte zum Ausdruck gebracht werden können. Gerade bei diesem Thema darf nichts vorausgesetzt und nichts Ueberflüssiges gegeben werden.

Beide Hefte zusammen zeichnen, rasch nach einander gelesen, ein schönes Bild von dem innigen Verwobensein der Tradition mit der Bibel, von der Verknüpfung der Volkssitte mit dem Willen, die Thora zum Urgrund aller Lebensverhältnisse zu machen; sie gewähren einen Einblick in das allmähliche Werden der mündlichen Lehre, deren Niederschlag Mischna und Talmud sind, und unterrichten über die Männer, welche die Träger der mündlichen Lehre waren; sie führen ein in das Verständnis der wunderbaren Mischung von Konservativismus und Entwicklung, die in der gesamten mündlichen Lehre zum Ausdruck kommt, und des Einflusses, den Mischna und Talmud auf die Gestaltung der jüdischen Religion und auf die Prägung der Eigenart des jüdischen Lebens ausgeübt haben. Besonders schön ist in dem Heft „der Talmud" die Darstellung der „Agadah" wie sie die Frömmigkeit vertiefte und Sittlichkeit weckte, und wie ihr Vortrag durch die zwanglose Form der Darstellung fesselte und das Interesse des Hörers gefangen nahm. Der Schilderung des Wesens und Werdens des Talmuds folgt ein kurzer Abriß der mannigfachen durch das ganze Mittelalter bis in die Neuzeit sich fortsetzenden Bemühungen, den Talmud zu erklären und durch Auszüge dem Volke ver-

ständlich zu machen, dabei wird insbesondere die Arbeit der beiden großen mittelalterlichen Gelehrten, Raschi und Maimonides, gewürdigt. Beiden Heften ist ein aufmerksamer Leserkreis zu wünschen.

Dienemann-Ratibor.

Löwenberg, Jakob, Aus zwei Quellen. Bei Egon Fleischel & Co., Berlin. 1914. 8°. 295 S. Preis geb. M. 4.—

Ein schönes Vorrecht der Dichter ist es, den Garten der Erinnerung mit tausend duftenden Blumen zu schmücken. Dem Dichter gestaltet sich alles das zum inneren Erlebnis, woran die anderen oft achtlos vorübergehen, und in der Erinnerung erhöht sich ihm die Freude, vertieft sich ihm der Schmerz; die Sehnsucht nach dieser längstentschwundenen Kinderfreude, diesem Kinderschmerz, nach der Jugend glühendem Hoffen und stürmischen Sehnen ist es wohl, was den Dichter so oft dazu treibt, uns von seiner Jugend Tagen zu erzählen und diese Tage mit Blumengerank und Laubgewind zu schmücken.

Vor mir liegt ein stilles, tiefes Buch, still wie der kleine verlorene Erdwinkel in Westfalen, in den es uns versetzt, und goldklar und tief wie die zwei Quellen, aus denen des Dichters Seele Nahrung geschöpft.

Das Märchen seines Lebens erzählt uns Jakob Löwenberg in seinem Roman: „Aus zwei Quellen", und wenn auch die äußeren Geschehnisse gewiß nur zum Teil der Wirklichkeit entsprechen, das innere Erleben des Dichters offenbart sich denen, die hineinhorchen können in eine reine, stolze Knabenseele, in ein sehnsüchtiges, liebendes und starkes Menschenherz.

„Junge, was willst Du werden?" „Lehrer". Das ist der Wunsch des kleinen vierjährigen Bübchens in dem einsamen Haidedorf, vorerst wohl nur verständnislos den Erwachsenen nachgeplappert, aber dann nach und nach so fest verankert in der Knabenseele, daß nicht die bitterste Not und Zurücksetzung diesen Vorsatz vernichten können. Und Lehrer ist der kleine Knabe geworden mit der ganzen glühenden Liebe zu seinem Beruf, einer Liebe, die nur noch durch die heiligste Liebe im Menschenherzen, der Liebe zu seiner Mutter übertönt wird. Diese Liebe zu seiner Mutter, der einfachen, schlichten Frau mit dem klaren Verstand und dem goldenen Herzen durchklingt das ganze Buch wie leiser Harfenton. Die alte Frau fühlt mit dem Sohne alle Freuden und Leiden seiner Jugend, sie verkörpert für ihn, nachdem der fromme Vater gestorben, das Judentum, das ihn mit unzerreißbaren Banden fesselt, und das doch in seiner Seele genug Raum läßt, sich ganz als Deutscher zu fühlen.

Und als er dann die bitterschwere Erfahrung machen muß, daß man ihm, um seines Glaubens willen, die Anstellung als Lehrer versagt, da tröstet ihn die alte Frau: „wenn's weiter nix ist. — — Gott sei Dank, daß Du bei mir sitzest."

Nichts erzählen möchte ich aus dem Inhalt dieses Buches, das uns den Dichter so menschlich nahe bringt; das hieße die feine Schönheit der Dichtung zerstören, etwa, wie wenn wir ein Gemälde, die schwermutvolle Haidelandschaft eines Meisters, in Stücke zerlegen wollten.

Jeder Leser möge selbst mit dem Dichter durch seiner Kindheit Land wandern, mit ihm den Konflikt fühlen, der von seiner Jugend Tagen an als Weggenosse durch sein Leben geht und der doch in der Seele des Dichters sich zur harmonischen Einheit löst, so daß wir ihn als den deutschen Dichter mit dem starken bewußt jüdischem Empfinden und Wollen grüßen dürfen.

Löwenberg, der uns in seinen Gedichten schon so viel Warmes und Tiefes geschenkt, mit diesem Werk hat er sich uns selbst geschenkt. Kann uns ein Dichter etwas Größeres schenken?

Ella Seligmann.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 49.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 8. **Jahrgang 6.** **August 1914.**

In schicksalsschwerer Zeit.

Von Dr. C. Seligmann-Frankfurt a. M.

Unsere Monatsschrift, getreu ihrer Tendenz, ein Organ für die religiösen Interessen des Judentums zu sein, hält sich sonst grundsätzlich fern von den politischen Tagesfragen und Kämpfen. Sie will den Ewigkeitswerten der Menschheit und der religiösen Entwicklung des Judentums dienen. Sie lehrt im Geiste des Judentums die Gotteskindschaft aller Menschen und glaubt an die göttliche Bestimmung der Menschheit, dem messianischen Friedensideale durch Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe immer näher zu kommen. In geistigem Ringen und Kämpfen will sie mitstreiten helfen in den Schlachten, die zum Siege religiöser Wahrheit führen sollen.

Aber wenn die Grundsäulen unserer Welt schwanken, wenn das weltgeschichtliche Schicksal uns aus allen unseren Verhältnissen reißt und jeden anderen Gedanken als an das ungeheure Erlebnis der Gegenwart aus unserer Seele reißt — wie vermöchten wir zu schweigen in dieser schicksalsschweren Zeit von dem, was uns alle bis ins innerste Mark ergreift und aufrührt? Wie vermöchten wir von etwas anderem zu reden als von dem, was durch den Abschied unserer Söhne, unserer Männer, unserer Väter, was durch die Rüstungen zur Abwehr des Feindes und zur Abwehr der drohenden wirtschaftlichen Not, was durch jede bang erwartete und in atemloser Spannung erlauschte Botschaft von dem blutigen Schauplatz der Ereignisse uns immer wieder ins Gedächtnis zurückgerufen wird?

Eine furchtbar ernste, schicksalsschwere Zeit, wie sie zu erleben nur wenigen Generationen der Menschengeschlechter gegeben ist, unrauscht uns mit eisernem Flügelschlag. Aufgewühlt bis in seine tiefsten Tiefen ist unser Sein. Aus allen ihren Träumen ist unsere Welt gerissen. Unsere stille selige Hoffnung auf den nahenden Tag des großen Völkerfriedens eingesargt! Im Sturmwind und Feuer schreitet die Gottheit über die Erde. Des Friedens heilige Ordnungen hinweggeschwemmt vom gewaltigen Kriegeswogen! Woran wir nicht glauben wollten und nicht glauben konnten, was wir mit furchtbarem Grauen nur wie ein ängstigendes Gespenst der Zukunft vor Augen sahen, wovor wir dunkel gebangt, und was uns doch im Innern nur war wie ein Gedanke, mit dem man spielte — es ist Wirklichkeit, freilich für uns noch kaum faßbare, betäubende Wirklichkeit geworden. „Längst wohl sah ich im Geist mit weiten Schritten das Schreckensgespenst herschreiten dieser entsetzlichen, blutigen Tat.

Dennoch übergießt mich ein Grauen, da sie vorhanden ist und geschehen, da ich erfüllt muß vor Augen schauen, was ich in ahnender Furcht nur gesehen. All mein Blut in den Adern erstarrt vor der gräßlich entschiedenen Gegenwart."

Schon sind die eisernen Würfel gefallen, schon haben sich blühende Jünglinge und Männer in der Kraft der Jahre, Söhne, Gatten und Väter, aus den Armen der Liebe gerissen, um dem Fahnenruf des Vaterlandes zu folgen, und die Brust todesmutig dem tückischen Blei darzubieten, schon lodert an den Grenzen der Kriegsbrand empor, schon hat sich eine ungeheure Umwandlung allen Verkehrs und öffentlichen Lebens vollzogen und vollzieht sich vor unseren Augen von Tag zu Tag immer mehr: der Bauer verläßt den Pflug, der Handwerker die Werkstatt, der Kaufmann das Geschäft, der Beamte die Stätte seiner Tätigkeit, der Lehrer die Schule, der Student die Hörsäle. Ganz Deutschland, sonst von rastlosem Fleiß friedlicher Bewohner erfüllt, ist heute von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt in ein einziges Heereslager verwandelt. Und in allen Herzen ein Schlag, in allen Seelen ein einmütiger Gedanke, alle Unterschiede wie durch einen Zauber hinweggeschmolzen vor dem heißen Vaterlandsgefühl. Bürger und Bauer, Adel und Volk, Herr und Knecht, Meister und Geselle, Arm und Reich, Jude und Christ — alle nur von einem Hochgefühl beseelt, alle nur von einer Kraft getragen, alle nur einen Ruf vernehmend, den Ruf von des Vaterlandes Not und Gefahr.

Ein Sturm durchbraust, wie vor hundert Jahren, das deutsche Land. Kein patriotischer Taumel, kein künstlicher Rausch, kein lauter Kriegsjubel, sondern eine stille ernstentschlossene Kraft, ein hinreißender nationaler Schwung, eine todesmutige, zum höchsten Opfer bereite Begeisterung. Das ganze deutsche Volk sieht mit ruhiger Entschlossenheit der Notwendigkeit ins Angesicht und entfaltet eine wunderbare zielbewußte Tatkraft und wandelt jeden Vater zu einem Abraham, der seinen Sohn hingibt zum heiligen Opfer und wandelt jede Mutter zu einer heldenhaften Makkabäermutter und gießt in jeder Gattin Brust heroische Opferkraft und reißt die Jugend fort „mit Sturmeswehn, für's Vaterland in Kampf und Tod zu gehn" und läßt von einem heißen Drang die Herzen alle wallen: sich hinzugeben für das eine, von dem wir in diesen schicksalsvollen Tagen fühlen, daß es alles andere aufwiegt: für den Bestand und die Ehre unseres deutschen Vaterlandes.

Denn das wissen wir alle, daß es in diesem uns aufgezwungenen Krieg um alles geht, um Haus und Hof und Weib und Kind, um den Fortbestand der deutschen Kultur, des deutschen blühenden wirtschaftlichen Aufschwungs, um alle idealen und materiellen Güter, die unter dem Schutz des mächtigen Vaterlandes gedeihen.

Und das fühlen wir deutsche Juden in dieser Sturmzeit der Empfindungen, die alle Tiefen unserer Seele aufwühlet: Wir deutsche Juden sind — trotz allem was an bitteren Erfahrungen sich in uns angehäuft hat — mit Herz und Seele, mit Leib und Leben, mit Gut und Blut unlöslich mit unserem deutschen Vaterland verknüpft. Deutschlands Ehre ist unsere Ehre, Deutschlands Schmach ist unsere Schmach, Deutschlands Not ist unsere Not, Deutschlands Sorge ist unsere Sorge, Deutschlands Schmerz ist unser Schmerz, Deutschlands Zorn ist unser Zorn, Deutschlands innerstes Erleben ist unser innerstes Erleben. Ein überwältigendes allgewaltiges Bewußtsein erfüllt unser ganzes Sein, das Bewußtsein der großen wunderbaren Einheit aller deutschen Menschen, das Zurückebben aller künstlich gewordenen und gehegten Sondergefühle und Sonderbestrebungen.

Und nicht wir allein, nicht wir Juden allein empfinden so; die feindlichen Stimmen draußen sind verstummt, die große Zeit findet ein großes Geschlecht. Alles enge und kleine fällt von uns ab, das ganze düstere Gewebe von Eitelkeit und Eigensucht zerreißt, die edelsten schlummernden Kräfte der deutschen Natur werden wach und reißen uns alle empor über unsere niedrige Alltäglichkeit und lassen die großen Heldengefühle und die heroischen Tugenden wachsen. Der ideale Kern des deutschen Wesens hat seine Schale abgeworfen und leuchtet in stillem wunderbaren Glanze.

Das ist der erste große Sieg den Deutschland — vor dem Sieg in blutiger Feldschlacht — errungen. Und dieser Sieg über uns selbst gibt uns, mehr noch als das Bewußtsein der Gerechtigkeit unserer Sache, das hohe moralische Kraftgefühl, das in sich die Gewißheit trägt: Mit uns ist Gott, mit uns ist der Geist der Sittlichkeit und der Wahrheit. „Ja, du Herr, bist bei mir, du bist mein Schild und meine Wehr, du schützest meine Ehre und richtest mir das Haupt empor. Nicht bang' ich vor Myriaden Volkes, die rings sich gegen mich geschart. Bei Gott ist unsere Hilfe, dein Segen, Gott, über dein Volk! Sela!"

Herman Veit Simon.

Von Ludwig Geiger.

Herman Veit Simon, der so jäh aus dem Leben geschiedene ausgezeichnete Mann, wurde am 8. Mai 1856 in Berlin geboren. Auch bei ihm wie bei so vielen bedeutenden Menschen bekundete sich der Einfluß der Eltern, des Vaters Berthold Simon und der Mutter Therese geborenen Schneider. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, das Glück gehabt hat, im Hause dieses würdigen Paares, das sich früh in Liebe verbunden hatte und eine vorbildliche Ehe führte, zu verkehren, wer wie ich dort wie ein Kind aufgenommen worden ist, denkt mit Rührung und Wonne an dieses Haus und an die Personen, die ihm vorstanden. Der Vater, Chef des Bankhauses Gebrüder Veit & Co., ein hochangesehener bedächtiger Kaufmann von makelloser Redlichkeit, unermüdlich fleißig und umsichtig in seinem Berufe, empfänglich für allgemeine und jüdische Interessen, wie ein wahrer Patriarch in seinem Hause waltend, streng, wo es not tat, aber milde und gütig, sobald er seinem Herzensdrange folgen konnte; die Mutter geistig beweglich, von schlagfertigem Witz, eine treffliche Hausfrau, mit Anmut und Würde die Ehrerbietung ihrer Hausgenossen und Gäste erlangend, ohne das Streben, sie erzwingen zu wollen, von wahrhaft erfrischender Güte, eine Frau, die nur ihren Kindern, ihrem Hause und ihren Freunden lebte.

Von dem Vater überkam dem Sohne die emsige, pflichtbewußte, redliche und zielsichere Tätigkeit, von der Mutter der Geist und der goldene Humor.

Herman Veit Simon verlebte eine glückliche sonnige Jugend. Er genoß den innigen Reiz des Familienlebens in seinem ausgebreiteten Verwandtenkreise, dem eine würdige Großmutter lange Zeit als verehrte Seniorin vorstand, er lebte eng verbunden mit seinen Geschwistern, die ihn als Haupt betrachteten, von den Eltern als der Aelteste und als einer, dessen reiche Begabung sich früh zeigte, anerkannt und mehr als ein Genosse denn als Kind behandelt, ohne daß er sich dadurch gegen die Geschwister überhob oder je einen Mangel an Pietät gegen die Eltern zeigte. Er besuchte das Gymnasium zum grauen Kloster, das er mit Glanz absolvierte und als

primus omnium verließ. Er bezog 1874 die Universität Heidelberg, um Jurisprudenz zu studieren und setzte seine Studien in Berlin fort. Er wurde 1877 Referendar, 1881 Assessor und ließ sich Anfang 1882 in Berlin als Rechtsanwalt nieder. Einige Jahre lang war er Direktor der Internationalen Bank, er wendete sich dann aber wieder der Advokatur zu als Rechtsanwalt am Kammergericht, wo er eine außerordentliche hoch bedeutende Tätigkeit entfaltete.

Er war ein hervorragender Jurist. Sein Büro, das er zuerst allein, seit 15 Jahren mit Kollegen, deren Zahl sich ständig vermehrte, zuletzt auch in Gemeinschaft mit seinem ältesten Sohne leitete, war eines der angesehensten in Berlin. Er hatte die schwierigsten Angelegenheiten zu bearbeiten, besonders Bank-, Bilanz-, Steuer- und Kolonial-Angelegenheiten; von großen Aktiengesellschaften, häufig auch von Behörden wurde er um Gutachten angegangen. Gerade diese Arbeiten — durch ihren Scharfsinn und ihre Gründlichkeit ausgezeichnet — verschafften ihm eine autoritative Stellung unter seinen Kollegen, sowie bei Gerichten und Behörden des In- und Auslandes. Er wurde durch deutsche, italienische und türkische Orden ausgezeichnet, wurde zum Notar, zum Justizrat ernannt und erlangte, weit früher als die meisten Berufsgenossen, im Jahre 1913 bei der Einweihung des neuen Kammergerichtsgebäudes den Titel eines Geheimen Justizrats.

So außerordentlich er auch durch seine anstrengende Praxis beschäftigt war, so begnügte sich der unermüdliche nicht mit der praktischen Tätigkeit, sondern trat vielfach als Schriftsteller auf.

Sein Werk: „Die Bilanzen der Aktiengesellschaften", das in mehreren Auflagen erschienen und weitverbreitet ist, ist eine außerordentlich klare und in alle Schwierigkeiten der Materie eindringende Arbeit. Mit Kammergerichtsrat Keyßner gab er vor Jahren eine Kommentar zum Aktienrecht des Handelsgesetzbuchs heraus, der in der Bearbeitung des Stoffes vorbildlich geworden ist. Neben dem Aktienrecht beschäftigte er sich besonders mit steuerrechtlichen Fragen; noch in letzter Zeit gab ihm die Streitfrage über den Wehrbeitrag von Ausländern Gelegenheit, in der „Deutschen Juristenzeitung" gegenüber dem Standpunkt der Regierung die Unzulässigkeit der Erhebung des Wehrbeitrages von Ausländern, mit deren Staaten bestimmte Sonderabmachungen bestehen, zu betonen. Auch sonst ist Simon vielfach literarisch mit Aufsätzen in Zeitschriften, wie mit großen Abhandlungen, noch kürzlich in der Festschrift für J. Rießer, hervorgetreten.

Aber Amt und Wissenschaft allein füllten seine Zeit nicht aus. Er war ein Mensch, der gern mit anderen lebte und sich der Freude des Daseins hingab. Frühzeitig, noch als Referendar, verlobte er sich mit Hedwig geborenen Stettiner und verheiratete sich mit ihr unmittelbar nachdem er sein Assessorexamen bestanden hatte.

Er führte mit seiner anmutigen hochgebildeten tapferen Frau, die unter der Sonne des Glücks wie im Probierstein des Unglücks ihre Kraft und ihren Mut, ihren Seelenadel und ihre sittliche Größe bewährte, eine sehr glückliche Ehe.

Er gestaltete sein Haus, dem das Unglück nicht fern blieb und das doch durchleuchtet war von innerer Glückseligkeit, zu einem Tempel des Friedens und zu einer Stätte froher Geselligkeit. Sowohl in den ersten Jahren, da die Verhältnisse noch bescheidener waren als später, da sich sein Leben glänzend gestaltet hatte, verstand er es, frohe, durch urwüchsigen Humor und durch die frische anregende Heiterkeit der Gastgeber ausgezeichnete Feste zu feiern. Denn er war ein glänzender Gesellschafter, der auch in den Kreisen der Freunde durch eine unnachahmliche Gabe der Unterhaltung, durch glän-

zenden Geist, zündenden Humor, musikalische Begabung, schauspielerisches und dichterisches Talent nicht nur das eigene Haus, sondern alle Kreise, in denen er verkehrte, zu beleben wußte.

Dieser Frohsinn, ein schönes Erbteil der Mutter, war durch seinen Optimismus bedingt. Wie er im Weltleben an den Fortschritt und an den Sieg des Guten glaubte, so war er auch bei persönlichen Erlebnissen, bei harten Schicksalsschlägen, die ihn trafen, trotz aller tiefen Empfindung für die Prüfungen, die ihm bereitet wurden, von einer wunderbaren Kraft erfüllt und frohgemut weiter zu leben. So tief erschüttert er auch häufig war, stets wußte er das Gute hervorzuheben und sich mit dem Schlimmen abzufinden. Er besaß ein tiefes Gemüt und zeigte oft eine Weichheit, welche die Fernstehenden dem starken seines Weges so sicheren Manne kaum zugetraut hätten. Er gehörte voll und ganz der Gegenwart an und wandte doch seinen Blick der Vergangenheit zu, denn er war geschichtlich geschult und bewandert, die Probleme, mit denen die Gegenwart ringt, durch ihre Entwicklung zu begreifen und aus der Vergangenheit zu lösen. Er versagte der Jugend, mit der er freudig verkehrte, nicht ihr Recht, gönnte ihr die Selbständigkeit des Empfindens, doch verlangte er auch für die Aelteren das Recht des Mitsprechens und begehrte, daß sie nicht zurückgewiesen und beiseite geschoben werden dürften.

Die Pietät, die sonst selbstsicheren Männern so wenig eignet, war ein Grundzug seines Wesens. Sie betätigte sich u. a. dadurch, daß er seinem Familiennamen den Namen Veit beifügte, nicht bloß zur Erinnerung an den berühmten Großonkel, auf den er mit Recht stolz war, sondern zur Wahrung der Tradition in der Familie Veit, die zu den ersten Wiener 1671 nach Berlin eingewanderten Familien gehörte. Darum begründete er eine Veitsche Familienstiftung, die alljährlich einen Familientag abhielt, um den weitverzweigten Stamm der Verwandten zusammenzuhalten und die Erinnerung an die Vergangenheit zu beleben.

Diese Pietät bekundete er aber auch der eigenen Vergangenheit gegenüber: der Schule, die er besucht hatte, der Universität, auf der er ausgebildet worden war. Er feierte gern mit seinen Genossen die Gedenktage des Abgangs von dem Gymnasium. Bei der 40. Wiederkehr dieses Tages vereinigte er alle Ueberlebenden mit dem greisen Lehrer L. Bellermann, der den ergrauten dankbaren Schülern in der Prima eine Homerstunde gab, und versammelte Lehrer und Kameraden bei sich zu einem frohen Mahle. Innigste Verehrung weihte er seinem großen Universitätslehrer L. Goldschmidt, von dem er die bestimmende Richtung erhalten hatte, und mit dem er zeitlebens verbunden blieb. Er genoß des Meisters Anerkennung und Freundschaft und genoß die wehmütige Freude, die nachgelassenen Schriften des großen Forschers herausgeben zu dürfen.

Aus der Förderung, die er von Lehrern und Meistern erlangt hatte, lernte er die Pflicht, für andere tätig zu sein. Nicht bloß für den engsten Kreis der Seinen, auch nicht nur für den weiten seiner Freunde, denen er zeitlebens unverbrüchliche Treue wahrte — eine große Schar, in der Christen und Juden fast gleichmäßig vertreten waren —, sondern auch für die vielen, die sich an ihn wendeten. Er war wohltätig und hilfsbereit. Er hat viele gefördert, manchen eine hohe Stellung verschafft. Solches tat er, nicht etwa um seinen gewaltigen Einfluß zu bekunden, sondern in dem Streben, den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen, das wirkliche Verdienst zu ehren und zu würdigen. Und wie seine Lehrer und Meister in ihm den bedeutenden Schüler sahen, so lohnten ihm seine Schützlinge, die auch ihrerseits zu tüchtigen Männern emporwuchsen und sich schon jetzt in

hervorragenden Stellungen befinden, mit innigem Dank, ja geradezu mit schwärmerischer Verehrung.

Herman Veit Simon war ein Deutscher. In deutscher Gesittung, in der Verehrung deutscher Kunst aufgewachsen, durch eine vielseitige deutsche Lektüre gebildet — er liebte, selbst auf Reisen, nicht leichte Lektüre, sondern beschäftigte sich auch dort mit tiefsten Problemen aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft — glaubte er ein volles Anrecht zu haben, nicht nur ein Deutscher zu heißen, sondern auch ein Deutscher zu sein. Er war kein Politiker in dem Sinne, daß er eine politische Rolle zu spielen erstrebte oder Volks- und Parteiversammlungen mit Vorliebe besuchte; aber ein reifer politischer Denker, ein liberaler Mann, der niemals zu den Stürmern gehört hatte, sondern der national-liberalen Richtung vom Grunde seines Herzens angehörte. So las er bis zuletzt mit Vorliebe die „Preußischen Jahrbücher", deren Mitarbeiter schon Moritz Veit gewesen war, nicht bloß aus Verehrung für diesen Verwandten, sondern weil er die Ueberzeugung des Blattes teilte.

Herman Veit Simon war ein wirklich gläubiger Jude; treu den Traditionen des Elternhauses, durch das Beispiel seines Großoheims Moritz Veit geleitet, hatte er sich einen Fonds kindlicher Gläubigkeit, festen Gottvertrauens, bewahrt. In schweren Schicksalsschlägen hielt ihn die Ueberzeugung von einer göttlichen Führung aufrecht. Er war, soweit es ihm sein anstrengender Beruf gestattete, ein treuer Besucher des Gotteshauses. Der Versöhnungstag besonders war ihm und seinem Hause ein Weihetag.

Mehrere Jahrzehnte hindurch stellte er seine Kräfte in den Dienst allgemeiner jüdischer Angelegenheiten. Fünfzehn Jahre gehörte er dem Repräsentantenkollegium der Berliner Gemeinde an. Es gab kaum eine Sitzung, in der er nicht das Wort ergriff; er war es, der nicht bloß in schwierigen juristischen Angelegenheiten, sondern auch in allgemeinen Fragen durch seinen Rat, durch seine wohlbegründeten Darlegungen den Ausschlag zu geben wußte. Er war vor vielen Jahren der Begründer eines liberalen jüdischen Vereins in Berlin gewesen. Der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland gehörte er seit deren Begründung an und beteiligte sich mit Ernst und Erfolg an ihren Arbeiten.

Diese liberale Wendung hatte sich erst allmählich in ihm vollzogen; denn ursprünglich stand er unter der Tradition, die von Moritz Veit ausgegangen war. Dieser aber, der intime Freund, wenn auch nicht ganz und gar der Gesinnungsgenosse von Michael Sachs, besaß einen starken romantischen Zug, der ihm, wenn er sich auch von den meisten Formen befreit hatte, den Altgläubigen näherte. Simon, obgleich er vielleicht nie diesen romantischen Zug völlig los wurde, trat, je älter er wurde, immer mehr auf die Seite der Freisinnigen und gehörte ihr schließlich ganz an. Denn es war ein echt liberaler Gedanke, daß er der Beteiligung der Frau in Gemeindeangelegenheiten lebhaft das Wort redete. Er forderte wiederholt, daß die Trennung der Geschlechter in den Gotteshäusern, die Verweisung der Frauen auf die Empore aufgehoben wurde, daß den Frauen zur Seite ihrer Männer der Platz angewiesen würde. Er trat, obgleich er des Hebräischen nicht unkundig war, und die Beibehaltung ehrwürdiger Gesänge und hebräischer Gebete befürwortete, eifrig dafür ein, daß der deutschen Sprache in den Gebeten ein breiterer Platz eingeräumt wurde. Er wünschte, daß das Gebetbuch entlastet würde von allen Anspielungen, die ein zionistisches Gepräge an sich trugen und von allen den Stellen, die dem modernen Kulturempfinden widerstrebten. Auch an den Arbeiten der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland nahm er regen

Anteil. Er war, so oft es ihm seine Zeit gestattete, bei ihren Tagungen anwesend, z. B. in Nürnberg und in Posen. Er arbeitete eifrig mit an den „Richtlinien", und seine tief im innersten Wesen begründete Ueberzeugung betätigte er dadurch, daß er nicht bloß für die Stärkung freisinniger Ueberzeugung, sondern für die Kräftigung religiösen Empfindens mutig eintrat.

Aber wo er sich auch sonst bei jüdischen Angelegenheiten beteiligte, war er kein bloßer Statist, vielmehr überall Begründer, Anreger und Führer: in dem Antizionistenkomitee, im Hilfsverein für jüdische Studierende, in der Zunzstiftung, im Kuratorium der Lehranstalt des Judentums. Auf seine Initiative sind in allen diesen Vereinen, auch in den Verwaltungskommissionen der jüdischen Gemeinde, an denen er sich betätigte, wichtige Maßregeln zurückzuführen. Die Lehranstalt für Wissenschaft des Judentums, in deren Kuratorium sein Vater jahrelang als Schatzmeister mit Erfolg gewirkt hatte, hat unter seiner zielbewußten, immer nur der Sache, nie seiner Person, gewidmeten Leitung einen ungeahnten Aufschwung genommen. Ihr galten vor allem sein Eifer, seine Tätigkeit und seine Liebe. Denn wo er wirkte, tat er es nicht bloß mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen. Treue und Liebe, Pietät und inniges Mitempfinden, die er vor allem seiner Familie und seinen Freunden weihte, begleiteten ihn in seinem Wirken auf humanitärem Gebiet, machten ihn zum treuen Sohne seiner Religion, zu einem echten Priester in seiner vielseitigen Tätigkeit.

Im Vollgefühl des Schaffens, ohne irgend eine Abnahme der Kraft, ohne eine Ahnung seines frühen Todes, ist er dahingegangen. Im Februar dieses Jahres, da er zur Erholung in Meran weilte, wurde er von einem herben Schicksalsschlage getroffen, dem plötzlichen Tode seines jüngsten Sohnes, auf den er große Hoffnungen gesetzt hatte. Er raffte sich mit einer beispiellosen Zähigkeit aus diesem entsetzlichen Leide auf und arbeitete mit rastloser Energie. Er pries es dankbar als ein hohes Glück, daß ihm diese außerordentliche Kraftentfaltung möglich gewesen war.

Am 4. Juli reiste er mit seiner Gattin zur Kur nach St. Blasien. Die reine Luft, die bequemen Spaziergänge taten ihm wohl. So intensiv er auch seiner Erholung lebte, die Arbeit konnte er nicht lassen. Noch am letzten Tage seines Lebens diktierte er mehrere Stunden lang an einem großen Gutachten. Am Nachmittage besuchte er noch eine Ausstellung, plauderte, wie es seine Art war, liebreich, gütig, friedlich mit seiner Gattin, plötzlich sank er leblos um, ohne Schmerz, ohne Ahnung des tötlichen Schlages.

Einer unserer Besten ist mit ihm gestorben. Ein reiches, tiefes, vielseitiges Wissen, eine Fülle von Kraft, eine Unendlichkeit von Liebe und Treue, ein sonniges, hellen Glanz um sich verbreitendes Gemüt ist mit ihm dahingegangen. Er war ein Stolz aller derer, die sich die Seinen nennen durften. Von allen Stätten, an denen er wirkte, tönt die bange Frage: ‚Wer soll und kann ihn ersetzen?"

Wir aber, die ihm am nächsten standen, sind wie betäubt und verwaist. In dem tiefen Schmerz kann uns nur die Erinnerung aufrecht erhalten, ihn besessen zu haben, kann uns nur das Gelöbnis erheben, in seinem Sinne weiter zu wirken, sein Andenken heilig zu halten und mit unserer schwachen Kraft die Ideale zu fördern, denen er bis zum letzten Atemzuge treu und stark, edel und tapfer gedient hat.

Die religiöse Reform.

Von Prof. Dr. Simon Stern, Rabbiner in Saaz.

I. Die Reform Rabbi Jochanan ben Sakkais.

Vielleicht befand sich das Judentum seit der Zerstörung des Tempels und der Auflösung der nationalen Selbständigkeit in keiner schwierigeren Lage als in unserer Zeit. Wie damals all das, was das jüdische Volk bisher zusammengehalten hatte, zu Trümmern geworden war, wie damals die Bekenner einer neuen religiösen Anschauung einen Weg ins Herz der Volksangehörigen zu finden suchten und bei sehr vielen auch fanden, sehen wir heute das Zeremonialgesetz und die vom Talmud gemeisterte Lebensweise in Auflösung begriffen und neue, die Religion aufzehrende Lebens- und Weltanschauungen im Kreise der Juden von Tag zu Tag mehr Anhänger gewinnen.

Aber wie zu jener Zeit Rabbi Jochanan ben Sakkai und seine Anhänger nicht nur gerettet wurden, sondern auch neue Kraft gewannen, so wird es bei richtigem Vorgehen heute geschehen, man muß nur mutatis mutandis dem Beispiele Jochanans folgen.

Wir können es uns nicht anders vorstellen, als daß er sich aller Schwierigkeiten bewußt die Frage vorgelegt hat: Was tun? Wir können es uns nicht anders vorstellen, als daß dieser schöpferische und geniale Mann im Geiste das Ideal sah, das zu verwirklichen die Aufgabe der nächsten Zukunft war. Aus den ihm zugeschriebenen Einrichtungen (10 Tekanoth) erfahren wir, daß er von der Hoffnung getragen wurde, den Tempel bald in seinem früheren Glanze aufgerichtet zu sehen, und aus den über ihn überlieferten Erzählungen erkennen wir, daß ihm die Erhaltung der Religion das wichtigste Moment war, weil sie dem Volke — Volk als Kollektivum genommen — die Existenzberechtigung und Existenzmöglichkeit bewahrte. Er stand dadurch im Gegensatz zu den Zeloten, die sich den Bestand des Volkes ohne nationale Selbständigkeit nicht vorstellen konnten. Derselbe Gegensatz tritt uns schon einmal 650 Jahre früher in der Geschichte Judäas entgegen, als der Prophet Jeremia im Widerspruche mit der damaligen Hof- und Priesterpartei die Unterwerfung unter Nebukadnezar und die Bewahrung des Glaubens- und Sittengesetzes als einigendes Band der Juden forderte. Man gab Jeremia wie R. Jochanan zu ihrer Zeit unrecht; sie behielten aber beide recht.

Das Ziel und das Ideal beider war der Messianismus, der beidemal der Zeit entsprechend ausgebildet erscheint. Der Weg zur Erreichung des Zieles war für beide die Erhaltung des Volkes durch die Religion und durch die Betätigung der Religion, d. h. die Ausübung der religiösen Vorschriften innerhalb der Grenzen der Möglichkeit. Wenn man zu R. Jochanans Zeit mit unserem Wortschatze operiert hätte, wäre ihm der Vorwurf, ein radikaler Reformer zu sein, nicht erspart geblieben, man hätte auch von ihm gesagt, daß die Reform nur die Negation kenne. Hat er ja mit einem Federstriche fast die Hälfte der biblischen Gebote als vorläufig obsolet erklärt: die Gebote, die auf das heilige Land, den Opferdienst und das Priestertum Bezug haben; die Tempelstätte hat er durch Verlegung des Synhedriums nach Jabneh freiwillig um eine ihrer wichtigsten Weihen gebracht und die Tradition zerrissen. Hätte es damals eine Orthodoxie in unserem Sinne gegeben, so wäre diesem Reformer der bittere Vorwurf nicht erspart worden, daß er eine neue Religion gründen wolle. Was bedeuten auch gegenüber der Aufhebung der

hunderte von Geboten und gegenüber der Verlegung des Synhedriums die wenigen ganz unbedeutenden Tekanoth, die R. Jochanan zugeschrieben werden, sicherlich weniger positive Leistungen als unbedeutende Neuerungen!

Das gerechte Urteil wird jedoch die Leistung R. Jochanans eine höchst positive nennen, denn sie bedeutet die Erhaltung des jüdischen Volkes durch die Religion und die Erhaltung der Religion innerhalb der Grenzen der Möglichkeit oder, wie es etwas später die Talmudlehrer ausgedrückt haben: „Man kann einer Gemeinschaft keine Uebung auferlegen, bei der sie nicht bestehen könnte." Gab es doch zu jener Zeit solche Konservative, die in logischer Konsequenz ihres konservativen Standpunktes die Enthaltung von Fleisch und Wein forderten, weil man diese nicht mehr opfern konnte. Aber die Reform mußte dort, wo die Existenz des Volkes in Frage kam, alles unberücksichtigt lassen, selbst Tradition und geheiligten Gebrauch. Das Leben ist stärker als die Theorie.

Wir können das fruchtbare Prinzip R. Jochanans, den Grundsatz, von dem er sich in seiner Reform unbeugsam leiten ließ, klar und bestimmt formulieren. *Ohne Judentum gibt es kein jüdisches Volk, ohne jüdisches Volk gibt es kein Judentum, darum ist die Erhaltung des jüdischen Volkes ebenso wichtig wie die des Judentums und die Erhaltung des Judentums ebenso wichtig wie die des jüdischen Volkes.* Für R. Jochanan und sicherlich auch für die Propheten wäre die Frage, was höher stehe: Jüdisches Volk oder Judentum, gleichbedeutend mit der Frage, was höher stehe: Vater oder Mutter.

Die Frage sei noch beantwortet, warum wir von einer Opposition gegen das so radikale Vorgehen nichts vernehmen, da es ja auch damals Leute gegeben haben muß, die vom Hergebrachten nicht abweichen mochten. Als alles überwältigende Autorität galt R. Jochanan schwerlich vom Beginne seiner Wirksamkeit an, wenn er uns auch heute als solche erscheint. Wir dürfen ihn, das Haupt der Friedenspartei, der das gute Herz die beste Gottesgabe nennt, ferner nicht als Draufgänger und Demagogen uns vorstellen, vielmehr als einen Mann, der in milder Weise seine Anschauungen aussprach, zuerst im Kreise seiner Schüler und Verehrer, sonst aber jedem seinen Willen ließ, wie er ihn den Zeloten gelassen hatte; er polemisierte nicht.

Seine Gegner, die ihm Opposition gemacht hatten, mußten aber verschwinden, weil die Verhältnisse, die er so gut verstand, stärker waren als sie. Da nun damals von den Lehrern nichts niedergeschrieben wurde, verschwanden mit den Gegnern R. Jochanans auch ihre Ansichten und Meinungen, die R. Jochanans hingegen wurden von den Schülern und Lehrern von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Wir hätten auch von den Zeloten nicht viel erfahren, wenn für ihre Geschichte der Talmud die einzige Quelle wäre.

II. Mendelssohn und die nachmendelssohnsche Reform.

Eine zweite große und noch in unserer Zeit andauernde Reformperiode nimmt von Moses Mendelssohn ihren Ausgang. Die dazwischen liegenden Reformversuche können übergangen werden, weil sie entweder das Judentum nicht nachhaltig beeinflußten oder spurlos verschwanden. Der Sabbathianismus gehört auch zu diesen Reformversuchen.

Moses Mendelssohn dachte nicht an eine religiöse Reform, er strebte eine soziale Reform der Juden an, er wollte die Juden der europäischen Kultur zuführen. Gehört aber die Religion nicht auch zur Kultur?

Die Aufklärungsperiode, die in Lessing und Mendelssohn ihre vollendetesten und bezauberndsten Vertreter gefunden hat, hielt jedoch die Religion für kein konstitutives Element der Kultur; die jeweilige Religion oder Religionslosigkeit wäre nur eine Folge der jeweiligen Kultur eines Menschen. Die Religion galt der Aufklärungsphilosophie für eine individuelle und subjektive Meinung, so daß Friedrich der Große unter dem Beifall seiner Zeitgenossen den schönen Satz prägen konnte: „Hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden", d. h. um die Religion eines Menschen hat sich kein anderer zu kümmern, sondern nur um sein äußeres Tun. Lessing schrieb die „Erziehung des Menschengeschlechtes" und seinen ewig preiswürdigen „Nathan der Weise" und Mendelssohn schrieb sein „Jerusalem". Er hatte den Weg gefunden, auf dem die Juden sich ganz der europäischen Kultur anschließen konnten, denn die Religion der Europäer ist etwas ganz Individuelles, ein von den Vätern vererbtes heiliges Familien- und Privateigentum, modern ausgedrückt: Privatsache, kein konstitutives Element der europäischen Kultur. Es komme bei Beurteilung und Schätzung eines Menschen nur auf sein Tun an und darum heiße es in der Bibel nirgends, du sollst dies oder jenes glauben, sondern immer nur, du sollst dies oder jenes tun, dies oder jenes nicht tun. Das Judentum habe keine Dogmen, die, ohne von der Vernunft begriffen zu werden, geglaubt werden müssen, seine Glaubenssätze sind Vernunftwahrheiten. Das Judentum hindert darum keine Kultur, bestreitet keine wissenschaftliche Wahrheit und steht darum höher als jede Religion, die Dogmen besitzt.

Dieser religiöse Rationalismus gehört fast der Geschichte an. Trotz der vielen segensreichen Wahrheiten, die er lehrte, wissen wir heute, daß er manches schief auffaßte und schief auffassen mußte, weil ihm noch der Begriff „Entwicklungsgeschichte", die große Errungenschaft unserer Zeit fehlte. Die Religion ist unleugbar ein konstitutives Element der Kultur, sodaß z. B. die Brahminen und Buddhisten mit ihrem Nirvâna als Welterlösung und der dadurch bedingten Verachtung der Arbeit nie und nimmer die europäische Kultur geschaffen hätten. Möglich ist nur, daß die Religion ausgeschieden und ihre Funktion durch ein anderes konstitutives Element ersetzt wird, wie z. B. in Japan geschehen ist und von den Jungtürken jetzt angestrebt wird, oder daß eine Religion durch eine andere ersetzt wird, wie es oft geschehen ist.

Unleugbar muß auch das Sittengesetz irgendwie im Gemüt des Menschen verankert sein, entweder entwicklungsgeschichtlich, wie es der Darwinismus lehrt oder durch den Glauben an einen allmächtigen überirdischen Gesetzgeber und Richter, wie es die Religionen lehren. Das Sittengesetz ist nicht mit der Vernunft gegeben und etwa a priori in seiner Ganzheit raum- und zeitlos vorhanden, sonst müßte es immer und überall ein- und dasselbe sein. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, da z. B. bei den intellektuell so bevorzugten alten Griechen die Geschwisterehe erlaubt war, die bei uns zu den strengsten sittlichen Verboten gehört.

Unleugbar sind ferner der Glaube an Gott, Jenseits, Lohn und Strafe keine Vernunftwahrheiten, da so viele der größten und schärfsten Denker an diese nicht glauben. Unleugbar endlich gehören Religion und Vernunftwahrheiten verschiedenen Gebieten menschlichen Seelenlebens an.

Doch Mendelssohn hat den Juden die Pforten der europäischen Kultur geöffnet, und dafür verdient er unermeßlichen Dank, wenn auch viele Juden, betäubt und geblendet vom großen Lichte, in das sie eintraten, für das Judentum die Sehkraft und für seine gewaltige Höhe den Maßstab verloren hatten. Es

liegt Tragik darin, daß zu diesen vielen auch die Kinder Mendelssohns gehören, der für das Judentum lebte, strebte, und bis zu seinem Tode kämpfte. Es ist tragisch, daß von den Zeitgenossen Mendelssohns gerade viele seiner größten Verehrer, denen man Idealismus nicht absprechen kann, seine Bestrebungen im Stiche ließen. Die Ursache dieser tragischen Verkettung liegt zum Teil in der Art der religiösen Reform, die durch das Wirken Mendelssohns in Mitteleuropa hervorgerufen wurde, und die Folgen dieser Wirksamkeit wurden durch die bald nach seinem Tode beginnende französische Revolution vergrößert und vervielfältigt.

Mendelssohn hat den Juden die Pforte zur europäischen Kultur geöffnet, die französische Revolution hat die mitteleuropäischen Juden mitten in die Kultur hineingeführt, und sie geben sich dieser Kultur hin, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß jede Hingabe ein Aufgeben des eigenen Wesens oder eines großen Teiles seines Wesens bedeutet. Die Hingabe an die europäische Kultur bedingte zunächst eine religiöse Reform.

Auch diese Periode, die ja in unsere Zeit hineinreicht, besitzt das messianische Ideal u. zw. einen dem Rationalismus angepaßten Messianismus: Das Judentum soll allen Menschen als Höhepunkt der europäischen Kultur von selbst einleuchtend werden durch seinen Inhalt und begehrenswert durch seine äußere Form, die Schönheit mit Einfachheit paaren wird. Darum religiöse Reform, die diese einfache schöne Form dem Judentum geben soll und alles, was der europäischen Kultur irgendwie widerspricht, streichen muß. Dann wären die Juden schon durch ihre Existenz allein die Missionäre der vollendeten Religion unter den Völkern.

Einer der bedeutendsten und tatkräftigsten Vertreter dieser religiösen Reform der Aufklärungsperiode ist der gebildete, gelehrte und idealgesinnte Kammeragent Jakobsohn, ein wahrer Schüler Mendelssohns, dem unsere Historiker nicht gerecht werden, am allerwenigsten Grätz, der ihn nur von Eitelkeit inspiriert sein läßt, und dem alle späteren jüdischen Historiker mehr oder minder nachsprechen. Grätz's Geschichte der Juden hat den großen Zug des mit dem Herzen schreibenden Historikers, sein Pathos ist echt, aber wie bei allen Großen hat nur jene Person bei ihm einen Stein im Brette, die einen Stein in *seinem* Brette bildet.

Das religiöse Ideal des religiösen Rationalismus ist jedoch kein religiöses; er negiert, daß die Religion ein konstitutives Element der Kultur sei. Dieses Ideal ist ein vernünftiges, das Ideal der Intellektuellen und Vorurteilslosen, es führt zu irgend einer philosophischen, statt einer religiösen Welt- und Lebensanschauung. Die Religion kann aber nicht durch Philosophie oder Wissenschaft gänzlich ersetzt werden. Die Funktion der Religion — und dadurch wird sie eben ein konstitutives Element der Kultur — ist es, dem Leben Zusammenhang und Harmonie, den Stil zu geben. Dadurch bildet die Religion die Ergänzung der Wissenschaft, die durch den Erwerb neuer Erfahrungen das soziale und geistige Leben in neue Bahnen drängt, wofür immer auch neue Form und neuer Zusammenhang gefunden werden muß. Das leistet die Religion.

Allerdings auch die Philosophie. Aber auch die Philosophie kann ebensowenig wie die Wissenschaft die Religion ganz ersetzen, weil die Philosophie nur die beschauliche Betrachtung der Welt und ihrer Erscheinungen ist. Die Welt ist aber nicht zum Betrachten und Anschauen für die Menschen da, sondern um auf sittliche Weise erlebt und gelebt zu werden, sie fordert die sittliche Tat, und diese lehrt die Religion. Die sittliche Tat ist Gemüts- und nicht Vernunftsache. Keine Vernunft kann beweisen, daß man Vater und Mutter verehren und lieben

muß, kein Vernunftschluß kann zwingend fordern, daß man seinen Nebenmenschen in der Not beistehen soll. Die Philosophie lehrt vernünftig begreifen und resignieren, die Religion lehrt hoffen und warten, sogar bis über den Tod hinaus. Die Philosophie lehrt vernünftig sein und alles tolerieren, die Religion lehrt begeistert sein, für ein Ideal kämpfen und dafür Opfer bringen. Opfer bringen ist das charakteristische Merkmal des Religiösen.

Begreiflich erscheint es nun, daß der Vorwurf, den man der rationalistischen Reform macht, bewußt oder unbewußt zum Aufgeben des Wesens des Judentums, zur gänzlichen Assimilation zu führen, nicht unberechtigt ist. Assimilation ist nicht äußere Anähnlichung und nicht Anpassung an die äußeren Verhältnisse, denn dies ist ganz berechtigt und hat mit dem Charakter nichts zu tun. Assimilation ist Wesensgleichheit, Aufgabe seines bisherigen charakteristischen Wesens, und das hängt wohl mit dem Charakter zusammen; wie Palatzky sagt: „Wenn ich der letzte der Zigeuner wäre, würde ich nicht streben, kein Zigeuner zu sein, sondern streben und wirken, daß das Zigeunertum durch mich ein wenig, sei es noch so gering, gehoben würde."

Da das Wesen des jüdischen Volkes das Judentum ist, muß die Assimilation endlich dahin führen, das Judentum aufzugeben. Das ist die Schattenseite der nachmendelssohnschen Reform, die doch sonst ein goldenes Blatt in der Geschichte des Judentums bildet. Ohne diese Reform steckten wir noch heute im geistigen Ghetto, es wären nicht an jeder Hochschule auch jüdische Lehrer, die Welt hätte nicht die großen jüdischen Künstler, es gäbe keine von jüdischen Männern geschriebene Werke, die den Gebildeten aller Völker das geistige Besitztum mehren, schwerlich hätten wir auch die großen jüdischen Industriellen, und unsere jüdischen Schulen wären Cheder und Jeschibah geblieben.

Wir sehen heute, von Ehrfurcht erfüllt, alle Lichtseiten der rationalistischen Reform, wir erkennen mit unendlicher Dankbarkeit das an, was sie uns gebracht hat, wir sehen heute aber auch ihre Schattenseite, nicht um sie zu beklagen, sondern um den Fehler gut zu machen.

Dieses ist die Aufgabe einer neuen Reformperiode, die alles Gute und Schöne der beiden geschilderten großen Reformperioden festhält und den Fehler meidet. Alle, die das Gesetz der Entwicklung der Formen anerkennen, besonders die Rabbiner, sind berufen, die Reform in die richtigen Wege zu leiten. Immer noch fanden die Rabbiner die neue Form, wenn die Zeit nach ihr verlangte, denn in gewissem Sinne sind sie die Fortsetzung des Synhedrins, ein Organ der Religion, um der Entwicklung der Form Ziel und Richtung zu geben. Das ist keine Ueberhebung, das ist Pflicht, schwere Pflicht, denn ihrer Erfüllung steht Schmähung und Anfeindung bevor, wie es immer war und wie es jetzt die liberalen Rabbiner in Deutschland erleben. Mögen die Gegner fluchen, schon Mendelssohn erwiderte den Fluchenden mit dem Psalmverse: „Mögen sie fluchen, ich werde gesegnet sein", und Mendelssohns Name bedeutet tatsächlich Segen. Es gibt für jene, die berufen sind, für Judentum und Juden zu leben, keine Wahl. Allen Bedenken der Liberalen gegenüber sei ein Wort aus der Geschichte des Unterganges der antiken Welt zitiert; was da vom römischen Staate gesagt ist, gilt von jeder Gemeinschaft, auch der religiösen: „Jedes gesunde Volk freut sich an der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, seine Philosophen entwerfen Bilder einer idealen Staatsverfassung.... Diese sind der Literatur der Kaiserzeit durchaus fremd. Wenn sie die Gegenwart tadelt, so geschieht dies nur im Vergleich zur ruhmreichen Vergangenheit; der frische, hoffnungsreiche Ausblick in die Zukunft fehlt ihr gänz-

lich. Daß es besser werden könne im Reich, scheint keinem in den Sinn zu kommen, noch weniger findet sich jemand, der sich im Ernst oder Scherz darüber den Kopf zerbräche, wie es besser werden könne. Die einen freuen sich ihres Lebens, die andern beklagen in dumpfer Verzweiflung das Elend der Zeit oder lassen an ihr den müssigen Spott aus. Seinem Volke ein ideales Ziel zu weisen, worauf sich dessen Streben richten könnte, betrachtet kein Schriftsteller als seine Aufgabe. Das ist ein Symptom des Verfalles."

Das liberale Judentum will aber nicht verfallen, es fühlt sich gesund, es arbeitet für die Zukunft des Judentums, für die Erhaltung des Wesens des Judentums. Und vergessen wir es nicht, der religiöse Liberalismus von heute ist die Orthodoxie von morgen, denn die Entwicklung wird auch nach uns fortschreiten. Unsere Nachkommen werden von unserer Zeit sprechen, wie wir von der Zeit R. Jochanans sprechen, wenn wir die Form feststellen, in der in unserer Zeit das Judentum den Nachkommen erhalten bleiben kann.

III. Das Prinzip der Reform.

Das Wesen des Judentums besteht zunächst in seinem Glauben an den einigeinzigen Gott, den allmächtigen Schöpfer der Welt, den allgütigen Vater aller Wesen, den allgerechten, allwissenden Richter aller Handlungen und Gedanken, dem wir vertrauen in jeder Not, dem wir angehören mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und ganzem Vermögen. Metaphysische Abhandlungen über Gott und sein Wesen gehören in das Gebiet der Philosophie, meinetwegen in das Gebiet der Theologie, aber durchaus nicht in das Gebiet der praktischen Religion, die Leben und nicht Spekulation bedeutet. Es kommt bei Betätigung der Religion auch nicht gar so viel auf solche Spekulationen an; sowohl Maimonides wie sein theologischer Hauptgegner, Abraham ben David, waren gleich fromme und gleich gute Juden. Mag sich jeder, seiner individuellen Geistesrichtung und Begabung nach, seinen Begriff von Gott bilden und mögen ihn Religionsphilosophie und Theologie darin unterstützen. Die Religion ist Sache des Gemütes, und das Bestreben der jüdischen Religionslehre ist es, die Juden vor Aberglauben und falschem Glauben zu schützen, vor jedem Glauben, der der Vernunft widerspricht. Wenn auch unsere Glaubenssätze keine Erfahrungswahrheiten sind, wenn sie sich auch nicht aus Vernunftschlüssen ergeben, dürfen sie doch nie und nimmer der Vernunft und den durch Erfahrung und Wissenschaft gefundenen Wahrheiten widersprechen. Wie das Judentum die Verneinung des Götzendienstes ist, ist es auch die Verneinung eines jeden Aberglaubens und falschen Glaubens.

Zum Wesen des Judentums gehört als zweiter wichtiger Bestandteil, als Konsequenz *seines* Gottesglaubens, der optimistische Messiasglaube und der Glaube an die historische Bestimmung des jüdischen Volkes, das messianische Ideal anzustreben. Wir stehen nicht an zu sagen, daß sich das Volk diese historische Bestimmung durch den Mund der Propheten als seine wesentlichste Aufgabe gesetzt hat, und daß dieses Ideal auch der Entwicklung unterliegt, aber zu jeder Zeit war es das Reich Gottes auf Erden, das Reich vollkommener Gerechtigkeit, allumfassender Nächstenliebe, vollendeter Sittlichkeit und der Gleichwertigkeit aller Menschenseelen.

Zum Wesen des Judentums gehört als Folge unserer Angehörigkeit zu Gott die Opferwilligkeit im Dienste Gottes: immer bereit zu sein, alle Opfer zu bringen, die *notwendig und zweckgemäß* sind, um das Judentum und seine Träger nicht

nur zu erhalten, sondern auf der jeweiligen Höhe zu erhalten. Nur die notwendigen und zweckgemäßen Opfer, sonst wäre eine Selbstverstümmelung zur Ehre Gottes auch ein wohlgefälliges Opfer; auch die Askese dürfte dann vom Judentum nicht verworfen werden, während der Talmud schon die milde Askese des Nasiräats hart beurteilt.

Diesem Wesen des Judentums muß bei den Juden die europäische Kultur assimiliert werden, wir nehmen sie ins Judentum auf, aber wir lassen das Judentum nicht in sie aufgehen. Wir Juden wollen die europäische Kultur, weil sie eine gewaltige Bereicherung des Menschentums bedeutet, und weil das Judentum immer auf der Höhe des Menschentums stehen soll. Wir folgen dem Beispiele R. Jochanan ben Sakkais; wir bleiben auf dem Wege, den uns der Talmud geführt hat, wenn wir der Aufnahme der europäischen Kultur ins Judentum Platz schaffen. Das ist unser Stolz auf den Talmud, daß er uns lehrte, trotz aller Bedrückungen und Verfolgungen, trotz des Meeres von Blut und Tränen, das die Juden durchziehen mußten, immer unser volles Menschentum zu wahren: Gemüt und Geist. Religion war den Juden zu jeder Zeit nicht heiliger und nicht weniger heilig als Wissenschaft und Wissenschaft und Zivilisation nicht bedeutungsvoller und nicht weniger bedeutungsvoll als Kultur, deren wichtigstes Element unserer Gesamtheit eben die Religion ist.

Nichts Wesentliches dürfen wir aufgeben um der Ehre unseres Namens, um unserer großen Vergangenheit, um unserer noch größeren Zukunft willen, und das Judentum kann nur erhalten werden durch die Juden, die Juden nur durch das Judentum.

Das ist nun das Prinzip, von dem die Reform ausgehen muß: All das, wodurch die Juden verkümmern, wodurch ihre Existenzmöglichkeit verringert werden müßte, soll, um eben vor Verkümmerung und Untergang zu bewahren, den Verhältnissen angepaßt werden, wie es auch früher stets angepaßt wurde. Die Juden kommen ihrer Bestimmung nicht mit aktiver Propaganda unter anderen Völkern nach, aber sie kommen der Aufgabe, der sie vom Anfange ihrer Geschichte an lebten, auch weiter nach, das Judentum immer auf die volle Höhe jeweiligen Menschentums zu bringen und dadurch ein Zeuge Gottes unter den Völkern zu sein. Für die Juden bildet ihre Religion das bedeutendste konstitutive Element ihres Daseins, aber alles, was das Dasein erhöht, wird aufgenommen und der Religion assimiliert. Der Theologen Sache ist es, die notwendigen Veränderungen nach dem Vorbild und dem Beispiel des Talmud mit der Bibel in Uebereinstimmung zu bringen. Das wären schlechte Theologen, die dies nicht leisten könnten, denn nicht die Religion soll verändert werden, sondern nur die Betätigung der Religion.

IV. Die Durchführung der Reform.

Man müßte nun zur Durchführung dieser Reform den ganzen Schulchan aruch vornehmen und an jeden seiner vielen Paragraphen das Prinzip von der Gleichwertigkeit des Judentums mit dem jüdischen Volke als Maßstab anlegen. Es wird auch im Laufe der Zeit dazu kommen. Zeit und Leben tun es freilich schon jetzt, aber in brutaler Weise. Geschulte Hände denkender Theologen werden es zarter und zweckentsprechender machen. Hier soll nur in großen Zügen gezeigt werden, wie das durchzuführen ist.

Doch zunächst ein Wort über Privatfrömmigkeit, über Betätigung der Religion von Seiten des einzelnen Juden. Dies ist darum wichtig, weil die Gemeinschaft aus Einzelnen besteht und deren Bestrebungen und

Handlungen die Komponenten bilden, aus denen der Weg der Gemeinschaft resultiert.

Der liberalen Gesinnung widerspricht es, dem Einzelnen unbedingte Vorschriften für sein Gemütsleben zu geben, denn wohl nicht die Religion, aber des Einzelnen Frömmigkeit ist Privatsache. Jeder Jude wird von den religiösen Vorschriften soviel oder sowenig üben, als ihm Herzensbedürfnis ist, und es ist Sache derer, die die Religion lehren, Geist und Gemüt des Einzelnen durch Lehre oder Beispiel zu beeinflussen. Wenn die Männer, die die Religion vertreten und lehren, liberaler Gesinnung sind, wenn sie diese Gesinnung offen und ehrlich vertreten, werden bald auch die Einzelnen dieser Richtung angehören, umsomehr, als sich jeder mit seinen religiösen Bedenken an sie wendet; nur Vertrauen müssen sie einflößen. Vertrauen kann nur durch Offenheit erworben, Begeisterung nur durch Begeisterung hervorgerufen werden.

Anders verhält es sich mit jenen Vorschriften und religiösen Handlungen, die als Betätigung der Religion direkt in das Leben der Gemeinschaft eingreifen. Hier muß Einheitlichkeit vorhanden sein, damit der Zusammenhang gewahrt bleibe. Nehmen wir als Betätigung des Judentums z. B. das Speisegesetz. Es ist ganz individuell, ob es streng oder minder streng oder gar nicht gehalten wird. Außer Frage ist aber, daß es großen Nutzen für die Erhaltung der Gemeinschaft geleistet hat. Es wirkte vielleicht auch hygienisch in den Zeiten, als die Seuchen kein seltenes Ereignis in Europa waren, und die Medizin noch ratlos diesen Seuchen gegenüberstand. Sicherlich übte und übt es noch einen erziehlichen Einfluß aus. Es übt aber heute beim sozialen Verkehr und so stark vermehrtem Handelsverkehr auch eine hemmende Wirkung aus. Da muß nun gewissenhaft geprüft werden, ob für die Gesamtheit der Schaden oder der Nutzen größer ist. Untersucht muß werden, welcher Teil des Speisegesetzes hemmend wirkt, um demgemäß, wenn es für die Gesamtheit notwendig erscheint, das Speisegesetz zu ändern. Wissen wir ja, wie oft und wie sehr der Talmud das Speisegesetz geändert hat. Betont sei, daß es nicht am Platze ist, bei Beantwortung dieser Frage nach der Ursache zu forschen, die das Speisegesetz geschaffen hat. Damit soll sich die Religionswissenschaft beschäftigen; für die Betätigung der Religion ist das Speisegesetz nun einmal da, und wir haben nur das Recht, an das Speisegesetz den Maßstab der Erhaltung des Judentums zu legen. Führen uns die Vorschriften zu geistiger und sittlicher Höhe, so bringen wir ihm Opfer; hindern sie unsere Existenzmöglichkeit, dann dürfen wir dieses Opfer nicht bringen. Das ist das Prinzip des Talmud, das da statuiert, daß das Speisegesetz nicht gilt, wenn das Leben eines Menschen in Gefahr ist. Das Leben der Gemeinschaft ist wohl dem Leben des Einzelnen gleichwertig.

Das ist ein Beispiel der Behandlung einer ganzen Gruppe von Vorschriften (im Schulchan aruch 745 Paragraphen, dazu 181 über Wein.)

Eine andere Gruppe enthält die Vorschriften über unsern öffentlichen Gottesdienst, der an Stelle des ehemaligen Opferdienstes getreten ist. Nichts bringt die Zusammengehörigkeit aller Bekenner und die Zugehörigkeit des Einzelnen zu Gott — noch richtiger mit dem Worte Hörigkeitsgefühl zu bezeichnen — besser zum Bewußtsein als der öffentliche Gottesdienst. Wenn irgendwo ist hier Einheitlichkeit notwendig, und für die Dauer des Gottesdienstes dürfte nur soviel Zeit beansprucht werden, daß jeder an ihm teilnehmen könnte, sollte und wollte. Früher war der Gottesdienst die einzige Abwechslung im eintönigen Alltagsdasein des jüdischen Handelsmannes, Handwerkers u. dgl., er konnte darum nicht lange genug sein. Die Gelehrten

kürzten ihn für sich ab, weil sie das Thorastudium zumindest für ebenso wichtig wie das Gebet hielten, und man kann hinzufügen, weil das Thorastudium sie über das dumpfe Alltagsdasein erhob. Heute muß man darauf Rücksicht nehmen, daß die Mauern des Ghetto gefallen sind, und daß das Leben einen reichen geistigen Inhalt gewonnen hat. Also, kurze Gebetsdauer, keine endlosen Wiederholungen der Gebete, keine maßlose Anhäufung von Psalmen und einzelnen Bibelversen, die noch dazu an jedem Tage wiederholt werden. Ist es wirklich gar so wichtig für die Erhaltung des Judentums, beim öffentlichen Gottesdienst täglich das Achtzehngebet dreimal, und das Kaddisch wenigstens dreizehnmal zu rezitieren? Alle Gebetstücke, mit belanglos wenigen Ausnahmen, sind von hoher Bedeutung, eine angemessene Verteilung würde sie jedoch ins rechte Licht setzen. Der Einzelne kann ja für sich beten, wieviel und wie lange sein Herz erheischt, der öffentliche Gottesdienst beschränke sich auf ein Minimum. Vor allem aber Einheitlichkeit des Vorganges in den Gemeinden.

Da beim Hebräischen unsere Gefühle mitschwingen, da die nicht alltägliche Sprache, die dazu eine heilige ist, mehr als Gemeindegesang, eine besondere Weihe gibt, muß das Hebräische bleiben. Was der Vorbeter laut spricht, sollte nur in hebräischer Sprache vorgetragen werden, doch müßte für eine solche Einrichtung des Gebetbuches gesorgt werden, daß jeder, selbst wenn er das Hebräische nicht versteht, seine Befriedigung beim Gottesdienste findet. Mit einer Uebersetzung, und sei sie die beste und freieste, die die Leute verwirrt, statt sie dem Gottesdienste genau folgen zu lassen, ist nicht geholfen.

Talith und Tephilin sind neutrale Zutaten, sie schaden und nützen nicht. Angemerkt sei nur, daß es an Sabbathen und Feiertagen ohne Tephilin und bei den Abendgebeten ohne Tephilin und Talith schon jetzt ganz gut geht. Was anzustreben ist, ist ein öffentlicher Gottesdienst voll Weihe und Würde in weihevollem, schönem Gotteshause, daß jeder fühle, er befinde sich im Palaste in der Nähe seines Königs, vor dem er den Hofdienst als Beweis der Liebe und Verehrung und als Kind des Volkes Gottes zu verrichten habe. Der öffentliche Gottesdienst bilde den Höhepunkt des Tages für jeden. Der öffentliche Gottesdienst sei so schön als nur möglich, so künstlerisch ausgestaltet als nur möglich, selbstverständlich an Sabbathen und Festtagen reicher entfaltet als an Wochentagen. Vielleicht wäre ein einmaliger Gottesdienst an Wochentagen genügend, denn weniger ist oft mehr.

Die Sabbathe und Feste müssen alle bleiben, sie sind die zweite Tragsäule des Zusammenhanges der Bekenner des Judentums und sie verbinden uns mit der Vergangenheit. Auch der zweite Feiertag darf nicht einfach abgeschafft werden, da er sich durch die zwei Jahrtausende seines Bestehens eingelebt hat. Nur sollte, mit Berufung auf die Tekanoth R. Jochanans, Lulab, Maskir und Schofar auf den ersten Tag verlegt werden, auch wenn dieser ein Sabbath ist, damit auf diese Weise der zweite Feiertag sich auslebe und nach und nach verschwände, so wie er nach und nach gekommen ist.

Mit der gebotenen strengen Sabbathruhe verhält es sich wie mit dem Speisegesetz. Wir wollen keinen Unterschied zwischen biblischen und talmudischen Sabbathvorschriften machen, denn die Bibel verstehen wir nur durch den Talmud, und unser Judentum ist das biblisch-talmudische Judentum. Jeder befolge von den Vorschriften alles, was das Herz ihm vorschreibt. Man hat aber Rücksicht darauf zu nehmen, daß es sich oft um die Existenz von Weib und Kind handelt, und daß man oft dem Arzte gleicht, der um ein Menschenleben und sei es ein ihm ganz fremdes, die Sabbathvorschriften übertreten muß. Der Arzt darf

nicht sagen, der Kranke müsse sich auf Gott verlassen. Wir leben, eine fast verschwindende Minderheit unter den ungezählten Millionen, die auf strenge Sonntagsruhe im geschäftlichen Leben bestehen. Der rege Verkehr und der Konkurrenzkampf, der täglich härter wird, verlangt, (sehr wenige vom Schicksal begünstigte abgerechnet), den Geschäftsverkehr an sechs Tagen in der Woche. Wer ihn nicht mitmacht, wird ausgeschaltet und er verkümmert. Es gäbe keine jüdischen Staatsbeamte, keine jüdischen Lehrer, keine jüdischen Offiziere, keine jüdischen Bankbeamten und keine aufsteigende Klassenbewegung bei den Juden. Das wäre ein Stoß ins Herz des Judentums, dann wäre es bald mit allem zu Ende.

Hingegen ist der Versöhnungstag in seiner ganzen Strenge aufrecht zu erhalten. Dieser Tag und seine Feier, die das religiöse Genie Israels beweisen, wäre nichts ohne Fasten und ohne Enthaltung von jeglichem Geschäfts- und andern Verkehre. Er verlöre seine umfassende Bedeutung als Versöhnungsfest, wenn ihm etwas genommen würde. Allerdings verlangt er ein großes Opfer, aber ohne Opfer gelingt nichts Bedeutendes, und Opferwilligkeit ist charakteristisch für Betätigung der Religion.

Wichtig für das Leben der Gemeinschaft ist das Ehegesetz, und auf das jüdische Ehegesetz können wir mit gerechtem Stolze blicken; es hat das musterhafte jüdische Eheleben geschaffen, und mit Ausnahme einiger unwesentlicher Punkte, die mit dem obsolet gewordenen alten jüdischen Erbrecht und mit dem alten Priestertum im Zusammenhang stehen, wird es die Zeiten überdauern, denn es erscheint gerecht zu allen Zeiten. Vor allem mit seinem Rechte der gänzlichen Auflösung einer schlechten Ehe, denn eine schlechte Ehe ist eine Entweihung der Ehe und der so einsichtige und scharfsichtige Montesquieu mit seinem Ausspruche: „Wenn Mann und Frau nicht mehr zusammen leben wollen, ist dies schon genügender Trennungsgrund", hätte gegen unser Ehegesetz, wie es von Bibel und Talmud fixiert wurde, keinen Einwand erhoben. Ob man einem Mann das Recht geben soll, sich von seiner irrsinnig gewordenen Gattin scheiden zu lassen, hängt von den Umständen in jedem Einzelfalle ab, darum müssen ja 100 Rabbiner, also viele humane und einsichtige Männer, die die Umstände prüfen, die Zustimmung dazu geben und auch prüfen, ob für die krank gewordene Frau genügend gesorgt ist, und ob sie tatsächlich unheilbar erkrankt ist.

Die Lewiratsehe bei einer Witwe mit Kindern ist biblisch verboten, und die Weisheit der Rabbiner hat das Verbot auch auf die kinderlose Witwe ausgedehnt. Es trifft manchmal, in seltenen Fällen hart, aber man muß das so selten eintretende Uebel dem entgegen halten, was bei dem nahe verwandtschaftlichen Verkehr eintreten könnte, wenn das Verbot aufgehoben würde. Die Schwägerin ist eine Art Schwester und soll dem Schwager so heilig sein wie die Schwester. Wir müssen es ruhig ertragen, daß ein Schwager, der durchaus die Schwägerin heiraten will, sich nur zivilehelich trauen läßt oder — was für das Judentum vorteilhafter ist — konfessionslos wird. Hingegen hat die Chalizah, die im Zusammenhang mit dem obsolet gewordenen alten Erbgesetz statuiert wurde, nicht einmal mehr die Bibel für sich, denn nach ihr gibt es Lewiratsehe *und* Chalizah oder keines von beiden. Uebrigens gibt es rabbinische gewichtige Autoritäten (z. B. Maharil) aus denen sich deduzieren läßt, daß die Weigerung des Schwagers, die Chalizah ohneweiteres vorzunehmen, die Witwe nicht hindern kann, sich ohne Chalizah wieder zu verheiraten.

Das beschränkte Eherecht der Nachkommen Aharons, der Kohanim, ist nicht anders aufzufassen als ihre Vorrechte. Sie besitzen das Vorrecht, vom Altar ernährt zu

werden, und diesem Rechte stehen die Pflichten gegenüber: keine Geschiedene, Chaluzah oder Proselytin, zu heiraten, eine Leiche nicht zu berühren, mit einer Leiche nicht in einem Hause zu weilen, und demgemäß nicht Diener einer Beerdigungsbrüderschaft zu sein. Wer nun entweder durch höhere Gewalt sein Vorrecht verloren hat oder wer sein Vorrecht ganz und gar aufgibt, ist von den dazu gehörigen Pflichten befreit. So hat es die Bibel gemeint. Die Rabbinen haben mit Rücksicht auf die erhoffte baldige Wiederherstellung des Opferdienstes in Jerusalem den Austritt aus der Priesterkaste nicht zugeben wollen, weil sie befürchteten, daß dann der Altar ohne Priester sein werde. An Pflichten ohne Rechte dachten auch sie nicht, dies wäre keine Belohnung der Tat ihres Vorfahren Pinehas. Nur weil es eine Auszeichnung war, wurden bei der Rückkehr aus dem babylonischen Exil viele Familien, von denen es zweifelhaft war, ob sie dieser Auszeichnung teilhaft werden dürfen, aus der Priesterliste gestrichen. Dort aber heißt es nicht, daß diese die Pflichten trotz der Streichung ihrer Rechte zu erfüllen haben, obwohl doch bei einem Zweifel über die Befolgung eines biblischen Verbotes die strengere Entscheidung befolgt werden muß. Wir werden nun auch entscheiden: Wer die Rechte aufgibt, für den fallen die dazu gehörenden Pflichten fort.

Was die Mischehe anbelangt, so kann aus dem einfachen Grunde, daß, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, die Kinder aus Mischehen der Religion der Mehrheit zufallen, vom Uebertritt des nichtjüdischen Ehebewerbers ins Judentum nicht abgesehen werden. Da die Bibel aber keine Form für den Uebertritt vorschreibt, wird jede Zeitperiode eine den jeweiligen Verhältnissen angemessene Form dafür selbst zu gestalten haben. Früher konnte der Uebertritt durch peinliche Formen erschwert werden, weil nur sehr geringe Gefahr war, daß bei Versagung der religiösen Eheschließung der jüdische Teil das Judentum verlassen würde. Der Uebertritt mußte auch darum erschwert werden, weil jeder Uebertritt eines Nichtjuden zum Judentum das jüdische Volk in Gefahr brachte. Wie die Rabbiner der Vergangenheit immer die Zeitverhältnisse berücksichtigten, müssen es, dem Beispiele der Vorfahren getreu, die heutigen Rabbiner tun, denn ohne Juden gibt es kein Judentum. Für die Juden und das Judentum wäre es kein Nachteil, wenn aus vielen nichtjüdischen Familien Uebertritte zum Judentum stattfänden, schon weil dadurch diese nichtjüdischen Familien Juden und Judentum vorurteilsloser betrachteten.

Der Bibel und dem Talmud gemäß sind Kinder jüdischer Eltern oder auch nur einer jüdischen Mutter, auch einer Proselytin, schon durch ihre Geburt Juden, ohne Rücksicht darauf, ob bei Knaben die Beschneidung erfolgte, und wir haben kein Recht, wenn wir nicht orthodoxer als die Orthodoxen sein wollen, einem Juden die Weihe irgend einer religiösen Handlung, sei sie Namenserteilung, Konfirmation, Trauung oder Begräbnis, zu versagen, weil er das eine oder das andere Gebot nicht geübt hat, sonst müßten wir folgerichtig dasselbe auch bei jenen tun, die z. B. Gesäuertes am Ueberschreitungsfeste genießen oder den Versöhnungstag nicht vorschriftsgemäß feiern. Die Frömmigkeit ist Privatsache. —

An einigen Beispielen u. zw. bei den wichtigsten und eingreifendsten religiösen Vorschriften, wurde so gezeigt, wie alle Schwierigkeiten bei gutem Willen schwinden, wenn als Norm gilt: Erhaltung des Judentums und Erhaltung der Judenheit sind korelate Begriffe, weil eins ohne das andere nicht denkbar ist, und weil auch in Bibel und Talmud diese Norm allein giltig war.

Auch unsere Stellung zum bürgerlichen Leben ist durch diese Norm vorgezeichnet, denn

Religion soll ja Leben bedeuten: Wir werden nie und nimmer unsere von den Vorfahren so schwer erworbenen bürgerlichen und sozialen Rechte preisgeben, wir wollen für ihre Erweiterung noch ferner kämpfen, wir werden nie und nimmer die europäische Kultur an deren Aufbau die Juden ehrlich unter erschwerenden Verhältnissen und nicht in letzter Reihe mitgearbeitet haben, aufgeben, vielmehr werden wir im Vereine mit den Besten aller Völker an Erhöhung, Verbreitung und Erweiterung des Kultur, jeder nach seiner Kraft und in seinem Kreise noch ferner mitarbeiten. Wir werden aber auch mitarbeiten für die Stärkung des jüdischen Bewußtseins, denn unsere historische Aufgabe, die Erhaltung des Judentums kann nicht ein Einzelner ohne Zusammenhang, kann nur die Gesamtheit erfüllen.

Zu allen diesen Bestrebungen bedürfen wir der Organisation aller liberalen Juden, nicht nur der in Deutschland. Ohne Organisation wird das liberale Judentum zerrieben und aufgerieben, denn es wird gepreßt vom Indifferentismus auf der einen, von der organisierten Orthodoxie auf der andern Seite. Indifferentismus oder Orthodoxie als Sieger würden aber das mitteleuropäische Judentum der Auflösung preisgeben. Daß es der Indifferentismus täte, ist selbstverständlich; das mitteleuropäische Judentum ist aber zu gebildet, um noch orthodox zu werden, es kann nur liberal sein und es kann sich nur erhalten, wenn es sich organisiert.

Das liberale Judentum bleibt der alten Lehre treu, sein unverrückbares Fundament ist die Bibel, das heilige Erbgut des Volkes Israel. Diese Lehre soll nach dem Vorbilde des Talmud auch unsern Zeitverhältnissen entsprechend, religiöses Leben werden. Die Uebung der religiösen Vorschriften ist nicht die Religion, ist Betätigung der Religion; die Religion ist immer dieselbe, die Betätigung der Religion wird immer den jeweiligen Geistesfortschritten angepaßt und die religiösen Institutionen mit dem Fortschritte der Kultur weiter entwickelt. Die Talmudweisen, unsere religiösen Autoritäten, haben uns auf den Weg geführt, der mit dem Kulturfortschritt in gleicher Linie liegt. Darum mußte jede Partei im Judentum, die die notwendige Entwicklung nicht einsah und bei Betätigung der Religion auf einem nur früher berechtigten Standpunkt beharren wollte, wie Sadduzäer, Karäer, Essener und Chassidäer verkümmern, und keine solcher Parteien hat auch nur etwas zum Ruhme des Judentums und zur Hebung der jüdischen Gemeinschaft beigetragen. Die Juden dürfen nicht verkümmern, sonst verkümmert auch das Judentum.

Als zusammenfassendes Schlußwort sei es ausgesprochen: Hier ist das Prinzip, das Ziel und der Weg der Reform gegeben. Das Prinzip ist die Gleichsetzung von jüdischer Religion und jüdische Gemeinschaft. Von diesem Gedanken wird die Reform getragen. Das Ziel ist die Ehre, der Glanz und Ruhm des jüdischen Namens, daß er volles Menschentum bedeutet. Der Weg ist den jeweiligen Zeitverhältnissen angepaßte Betätigung der Religion.

Alt werden.

Von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld.

> Am Glück anderer Leute teilnehmen, auf ihre Gefühle eingehen, das Leben noch einmal mit ihnen und in ihnen durchleben, das ist alles, was alten Leuten übrig bleibt. Und ich glaube, das soll auch so sein, da der Hauptzweck des Lebens in der Ueberwindung des eigenen Ich in jeder Bedeutung dieses Wortes besteht. Max Müller.

Alt werden will jeder, alt sein will niemand. Denn hinter dem Alter steht der Tod, und niemand läßt sich gern an das Sterben erinnern. Wenn es so ginge, wie wir wollen, dann blieben wir ewig jung, im Vollbesitz unserer Schaffenskraft, unberührt von den Beschwerden des Alters. Aber es geht eben nicht nach unseren Wünschen. Die Jahre enteilen, ohne daß wir in ihren Lauf eingreifen könnten. Ob wir wollen oder nicht: wir werden alt. Da heißt es, sich nicht vom Alter überraschen lassen! Wir müssen frühzeitig zu unserem Leben ein Verhältnis gewinnen, das uns mit dem Alter aussöhnt und das Alter erträglich macht. Wir müssen unserem Leben einen Inhalt geben! Ich kann mir nicht denken, daß ein Mensch, der den Aufgaben seiner Zeit volles Verständnis entgegengebracht und mit lebendigem Interesse an ihren Arbeiten teilgenommen hat, je alt werden kann. Die Last der Jahre mag ihn drücken, innerlich bleibt er jung. Und wenn er auch nicht mehr imstande ist, wie früher zu wirken, an die Stelle der schöpferischen Kraft ist ein anderes getreten, das das Herz licht und hell macht, wie die untergehende Sonne den scheidenden Tag verklärt: Erinnerung.

Aber Erinnerung von der rechten Art! Sonst wirkt sie verbitternd und läßt den Menschen einsam werden. Alte Leute dürfen sich nicht so ganz in die Vergangenheit einspinnen, daß sie das Verständnis für die Gegenwart verlieren. Sie müssen auch für die Forderungen des neuen Geschlechts ein offenes Auge haben, müssen daran denken, daß jeder Mensch nur seiner Zeit dienen kann, und daß jede neue Generation wieder neue Aufgaben stellt und neue Pflichten bringt. Freue dich, wenn du deiner Zeit dienen durftest, aber bescheide dich auch, wenn mit deiner Arbeitskraft auch deine Zeit vorüber ist!

Diese Erkenntnis wird uns allerdings schwer. Denn nichts tut dem Menschen so weh, als wenn er sehen muß, wie andere an seine Stelle treten und neue Ideen die Arbeit seines Lebens verdrängen. Die Welt bescheinigt ihm damit, daß sie auf seinen Dienst verzichtet. Da heißt es, sich abfinden und doch die Heiterkeit der Seele nicht verlieren! Das Alte in der Erinnerung verklären, und doch an dem Neuen mit lebendigem Interesse teilnehmen, nicht als Schaffender, sondern als Betrachtender! Das ist vielleicht die schwerste, aber auch die schönste Aufgabe, die dem Alter gestellt ist. Alte Leute müssen zufrieden sein, wenn die Arbeitsfreudigkeit der jungen Generation sie in der Erinnerung das Glück des Schaffens aus der eigenen Jugendzeit noch einmal durchleben läßt. Damals sind sie die Schenkenden gewesen, die mit vollen Händen gaben. In den Boden der Zukunft streuten sie die Körner ein. Jetzt ernten die Jungen, was die Alten gesät. So geht es im ewigen Kreislauf fort: Die Schaffenden von heute werden morgen ruhen. Eine Generation folgt der anderen, die Späteren empfangen von den Früheren, und jeder geht doch seinen eigenen Weg. Es ist wie das Spiel mit dem goldenen Ball:

„Im Saal der Zeiten weithin sieht mein Blick
Dem Spiel des Lebens zu, gefaßt und heiter,

Den goldenen Ball wirft jeder lächelnd weiter,
— Und keiner gab den goldenen Ball zurück!"

So soll es sein: den goldenen Ball lächelnd weitergeben; heiter und neidlos bleiben, obgleich wir wissen, daß der Ball nie wiederkommt! Das ist die gesundeste Lebensphilosophie. Wir dürfen uns nicht verbittern lassen durch das, was nach ewigen Gesetzen uns alle trifft. Laßt uns in jungen Jahren für das Alter vorsorgen, indem wir aus unserer Zeit heraus für unsere Zeit zu wirken suchen. Dann wird unser Lebensabend verklärt durch die Erinnerung an das, was wir in unseren besten Jahren geleistet haben. Die neue Generation muß daran anknüpfen, auch wenn sie es überwindet. Das Alter verbittert nur den, der *seine* Zeit nicht verstanden hat und darum auch der neuen Zeit nichts bedeuten kann.

Rundschau.

Der Prozeß des Herrn Dr. Carlebach.

Berlin, im Juli 1914. Wegen der im vorigen Jahrgang der Monatsschrift „Liberales Judentum" erschienenen Artikel „Zur Wahrheit über die Richtlinien und zum Frieden" von Dr. J. Goldschmidt-Offenbach hatte Herr Oberlehrer Dr. Joseph Carlebach bei dem Königlichen Amtsgericht Berlin-Mitte Klage gegen Dr. Goldschmidt erhoben. Ein von Dr. Goldschmidt angebotenes Schiedsgericht, das aus lauter *orthodoxen* Schiedsrichtern bestehen sollte, wurde von dem Kläger abgelehnt. Nachfolgend der Wortlaut des *Beschlusses* des Amtsgerichts und des von dem Kläger angerufenen Berufungsgerichts:

I.

Beschluß.

In der Privatklage des Oberlehrers Dr. Joseph Carlebach in Berlin, Krausnickstr. 10, Privatklägers, gegen den Rabbiner Dr. J. Goldschmidt in Offenbach a. M., Angeklagten, wegen Beleidigung, wird der Antrag auf Eröffnung des Verfahrens kostenpflichtig zurückgewiesen.

Gründe.

Liberale Rabbiner, zu denen auch der Beschuldigte gehörte, hatten in einer Versammlung sich über die Richtlinien zu einem Programm für das liberale Judentum geeinigt und diese mit 64 Unterschriften veröffentlicht.

In der darauf einsetzenden Preßfehde beteiligten sich unter anderen auf orthodoxer Seite der Privatkläger, auf liberaler der Beschuldigte. Die von dem Kläger im „Israelit" veröffentlichten Aufsätze hat er unter der Aufschrift „Liberales Judentum und jüdische Tradition" herausgegeben. Der erste Aufsatz wird betitelt: „Das Recht zur Oberflächlichkeit." In diesem und dem folgenden Aufsatz greift er in sehr heftiger Weise den Generalreferenten in der erwähnten Versammlung und damit auch indirekt die übrigen Unterzeichner an. Er sucht an der Rede des Dr. Seligmann nachzuweisen, daß ihm die erforderliche Kenntnis der Religionswissenschaft fehle, seine Ausführungen somit dilettantenhaft seien. Wenn deshalb der Beschuldigte als Mitunterzeichner der Richtlinien sich gegen diese allen gegenüber erhobenen Vorwürfe verteidigt, so handelt er unter dem Schutz des § 193 Strafgesetzbuchs. Daß er hierbei die zulässigen Grenzen überschritten, ist entgegen den Ausführungen des Klägers nicht angenommen worden.

1. „Die Fabrikationsmethode des Dr. Carlebach" ist lediglich eine Beantwortung des Artikels „Das Recht zur Oberflächlichkeit". Der Beschuldigte führt aus, daß der

Vorwurf der Oberflächlichkeit nur dadurch ermöglicht worden sei, daß Kläger oberflächlich oder unabsichtlich einzelne Worte sich anders zurecht gelegt, u. a., einen für Jedermann erkennbaren Scherz als Ernst aufgefaßt habe und so zu schiefen Schlußfolgerungen gekommen sei. Der Beschuldigte kann deshalb mit demselben Recht sagen, Kläger habe sich erst eine Unterlage für seine Vorwürfe künstlich geschaffen, — fabriziert — wie Kläger behauptet, Seligmann und damit die andern liberalen Rabbiner seien unwissenschaftlich; ein Vorwurf, der umso schwerer ist, als er gegen Rabbiner von einem Laien erhoben ist. hoben ist.

2. Der Beschuldigte — so behauptet der Kläger weiter — soll ihn einen Zauberkünstler und einen Harlekin genannt haben. Das ist nicht richtig. Der Beschuldigte will lediglich die Angriffsmethode des Klägers einer Kritik unterziehen und vergleicht ihn im Anschluß an ein Heine'sches Citat mit einem Mann, der sich den Anschein gebe, den Bogen des Odysseus mit Leichtigkeit zu spannen, der aber tatsächlich im geeigneten Augenblick den Bogen mit einem Harlekinbogen vertauscht. Eine derartige Kritik ist, weil nicht verletzend, nicht zu beanstanden.

3. Der Kläger behauptet endlich, der Beschuldigte habe ihn einen frechen Kerl benannt. Auch das ist nicht richtig. Der Beschuldigte erwähnte eine Anekdote des Vaters des Klägers, die in der Gegenüberstellung eines bescheidenen Menschen zu einem frechen Kerl gipfelte. Hiermit sollte zum Ausdruck gebracht werden, daß die von Dr. Seligmann für sich und die gleichgesinnten Kollegen geübte Bescheidenheit dem Kläger nicht das Recht gibt, wie er es getan, ausfallend und verletzend zu werden. Denn er erwidert dem Dr. Seligmann: „Du bist doch wirklich nicht groß, was machst Du Dich erst klein." Da er die Anekdote des Vaters des Klägers erzählte, so konnte er sie nicht anders als wörtlich bringen. Aus dem Zusammenhang geht aber hervor, daß er den Kläger nicht direkt einen frechen Kerl nennen wollte, sondern daß es unziemlich sei, stets persönliche Kränkungen in eine sachliche Kritik hineinzubringen. Aber selbst wenn angenommen wird, daß in diesem Falle eine Beleidigung vorliegt, so würde in Uebereinstimmung mit der R.-G. Entscheidung im 40. Bande dem Beschuldigten der Schutz des § 193 Strafgesetzbuchs dennoch nicht zu versagen sein, da er in einem im ganzen ruhig und sachlich geführten wissenschaftlichen Streit auf beleidigende Ausfälle des Klägers auch ein beleidigendes Wort gebraucht hat.

Berlin, den 23. März 1914.

Königliches Amtsgericht Berlin-Mitte,
Abteilung 148.
gez. Dr. Engelmann.

II.

Beschluß.

In der Privatklagesache des Dr. Joseph Carlebach in Berlin, vertreten durch Rechtsanwalt Dr. Michael Meyer in Berlin, Privatklägers, gegen den Rabbiner Dr. J. Goldschmidt in Offenbach a. M., Beschuldigten, vertreten durch Justizrat Leonh. Friedmann, Rechtsanwälte Dr. Hans Philipp und Dr. Herbert Fuchs in Berlin, wird die sofortige Beschwerde des Privatklägers gegen den die Privatklage zurückweisenden Beschluß des Königlichen Amtsgerichts Berlin-Mitte vom 23. März 1914 kostenpflichtig verworfen.

Gründe.

Das Berufungsgericht tritt den Gründen, aus welchen der Vorderrichter die Privatklage zurückweist, in den wesentlichen Punkten bei.

Es handelt sich nach dem Inhalt der Akten, insbesondere nach dem angefochtenen

Beschluß und der Beschwerdeschrift um drei beleidigende Stellen in den inkriminierten Schriften.

I. Der Privatkläger greift den Vorderrichter insofern an, als dieser, wie der Privatkläger meint, den Schutz des § 193 Strafgesetzbuchs zu Gunsten des Beschuldigten zugebilligt habe, um die Strafbarkeit des Ausdrucks „Fabrikationsmethode" zu verneinen. Die Ausführungen des Vorderrichters zu diesem Punkte ergeben aber nicht, daß er überhaupt in dem Ausdruck „Fabrikationsmethode" eine Beleidigung erblickt. Die Wendung des ersten Satzes zu I des angefochtenen Beschlusses:

> „Die Fabrikationsmethode des Dr. Carlebach" ist lediglich eine Beantwortung des Artikels „Das Recht zur Oberflächlichkeit",

in Verbindung mit den darauf folgenden Ausführungen des Vorderrichters läßt vielmehr dadurch den Schluß zu, daß der Vorderrichter eine Beleidigung in dem Worte „Fabrikationsmethode" überhaupt nicht erblickt hat. Auch das Berufungsgericht ist nicht in der Lage, in diesem Ausdruck eine Beleidigung zu erblicken.

Davon, daß die Persönlichkeit und *allgemeine* wissenschaftliche Leistungsfähigkeit des Privatklägers durch diesen Ausdruck angegriffen werden soll, kann keine Rede sein. Aber auch das kann nicht gesagt werden, daß der Ausdruck „Fabrikationsmethode" etwa eine Verspottung des Privatklägers, welche eine Mißachtung in sich schließe, enthalte. Es ist daher der Beschwerde nicht darin beizutreten, wenn sie (f. 43 d. A.) ausführt, daß „Fabrikationsmethode" ein in einem Streit der vorliegenden Art nicht erlaubtes Wort sei, zumal die Beschwerde es unterläßt anzugeben, welchen Ausdrucks der Beschuldigte sich statt des gewählten habe bedienen sollen, um das, was er habe sagen wollen, auszudrücken.

Auf die weiteren Ausführungen zu I der Beschwerde einzugehen, erübrigt sich hiernach, da sie sich also gegen nicht entscheidende, vom Vorderrichter erörterte Punkte richten.

Es ist demnach unerheblich, daß der Privatkläger nicht Laie gegenüber dem Beschuldigten ist, sondern das Rabbiner-Examen bestanden hat und daß der Beschuldigte in Heft II der Monatsschrift „Liberales Judentum" einen den Privatkläger verletzenden Artikel geschrieben hat.

2. Der Vorderrichter erörtert ferner in zutreffender Weise, daß eine Beleidigung darin nicht zu erblicken sei, wenn der Beschuldigte die Angriffsmethode des Privatklägers einer Kritik unterziehe und seine Handlungsweise mit der eines Zauberkünstlers vergleiche. Davon, daß der Beschuldigte den Privatkläger mit einem Harlekin vergleiche, ihn zwischen den Zeilen einen Harlekin nenne, kann nicht die Rede sein. Der Vorderrichter verneint allerdings nicht, soweit ersichtlich, daß der Beschuldigte den Privatkläger mit einem Zauberkünstler vergleicht. Auch hier ist dem Vorderrichter aber darin beizutreten, daß die Vergleichung nicht in einer ehrverletzenden Weise geschieht.

3. Bezüglich des letzten Punktes, den der Vorderrichter erörtert, wird mit Recht vom Vorderrichter darauf hingewiesen, daß der verletzende Vorhalt des Privatklägers:

> „Du bist doch wirklich nicht groß, was machst Du Dich erst klein",

auf eine Aeußerung des Dr. Seligmann Bezug hat, durch welche nicht nur dieser, sondern auch dessen gleichgesinnte Kollegen als die „Kleinen" bezeichnet wurden. Die veröffentlichten „Richtlinien" waren von den gleichgesinnten Kollegen des Dr. Seligmann, darunter dem Beschuldigten unterschrieben worden. Es kann der Beschwerde nicht zugegeben werden, daß die Worte:

> „Du bist doch wirklich usw."

nur gegen Dr. Seligmann persönlich gerichtet waren. Jedenfalls trafen diese Worte auch die anderen Unterzeichner der Richtlinien, wenn sie auch nur gegen Dr. Seligmann gerichtet gewesen sind, der Privatkläger sich also nicht klar darüber gewesen ist, daß er mit seinem Spott auch die übrigen Unterzeichner der Richtlinien traf. Der Beschuldigte war also berechtigt, wie der Vorderrichter annimmt, zum Schutz der Richtlinien und ihrer Unterzeichner, zu denen er gehörte, aufzutreten, und an der Verspottung der durch Dr. Seligmann für sich und seine Kollegen geübten Bescheidenheit Kritik zu üben. Daß der Beschuldigte durch die wahrheitsgetreue Erzählung der Anekdote mit dem Ausdruck Chozuf zu weit gegangen wäre, sodaß ihm der Schutz des § 193 St. G. B. deswegen versagt werden müsse, kann dem Privatkläger nicht zugegeben werden. Insbesondere kann das Berufungsgericht bei sorgfältiger Erwägung auch dem Umstande, daß der Beschuldigte das Wort Chozuf mit „frecher Kerl" statt „ein Frecher" übersetzt hat, entscheidende Bedeutung nicht beilegen. Irgend eine Verstärkung der Bezeichnung „ein Frecher" kann darin nicht erblickt werden, daß statt des Hauptwortes „ein Frecher" die gebräuchliche Wendung „frecher Kerl" angewandt wird. Unerheblich ist es, wenn der Vorderrichter etwa irrtümlich annimmt, der Streit um die Richtlinien sei im Ganzen ruhig und sachlich geführt worden. Entscheidend ist nur, daß der Vorderrichter mit Recht feststellt, der Privatkläger habe in seinen Aufsätzen: „Das Recht der Oberflächlichkeit" usw. in sehr heftiger Weise den Generalreferenten der Versammlung liberaler Rabbiner angegriffen. Dieser Angriff ist Anlaß zu den inkriminierten Schriften gewesen, wegen welcher der Vorderrichter dem Beschuldigten mit Recht den Schutz des § 193 St. G. B. zugebilligt hat. Die Beschwerde des Privatklägers war demnach zu verwerfen.

Die Kostenentscheidung folgt aus § 505 St. G. B.

Berlin, den 21. April 1914.

Königliches Landgericht I, Strafkammer 9.

gez. Thienel, Haeger, Struckmann.

An unsere Leser und Mitarbeiter!

Der Inhalt der heutigen Nummer war zum größeren Teile schon vor Beginn des Krieges in Druck gegeben. Das mag unsere Entschuldigung sein; denn wir fühlen selbst, daß die Stimmung unserer Zeit anderes verlangt, als was bisher den Inhalt unserer Monatsschrift ausmachte. Jedes andere Interesse tritt hinter den gewaltigen Weltbegebenheiten, die wir miterleben, zurück und wandelt unser ganzes Denken und Fühlen. Darum ergeht an alle unsere Leser und Mitarbeiter unsere Bitte um Zusendung von **Aufsätzen und Korrespondenzen, die mit unserer Zeit und der religiösen Stimmung, die sie erzeugt, in Zusammenhang stehen,** und die unsere äußeren und inneren Erlebnisse wiederspiegeln.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 9. Jahrgang 6. September 1914.

Zum Neujahrsfeste.

Von Dr. C. Seligmann-Frankfurt a. M.

O Gott, wo find' ich dich,
Der tief in Dunkel sich verhüllt?
Und wo nicht find' ich dich,
Der überall die Welt erfüllt?
Jehuda Halevi.

Mit blutigen Schritten schreitet der Krieg über die Erde. Das scheidende Jahr ertönt von Grabgesang und schaut uns mit tränenvollem Antlitz an. Aus brechenden Herzen, aus zuckender Todesqual, aus Trümmern zerstörten Glückes, aus trostlosem Menschenweh zittert die Frage zum Himmel empor: „O Gott, wo find' ich dich, der tief in Dunkel sich verhüllt?"

Wenn es einen Gott gibt, warum sind so tränenreich die Schicksalswege? Warum blutet unser Leben aus tausend Wunden? Warum ist die Natur so mitleidlos und das Schicksal so grausam? Ein Notschrei schallt aus Millionen gequälter Menschenseelen zum Himmel empor, aber der Himmel ist taub gegen allen unverdienten Jammer.

Oder sollte alles verdient sein, aller Schmerz, alle Not, alle Qual, die des Schicksals dunkle Urne birgt? Wählt die mörderische Kugel zwischen Gerechten und Ungerechten? Hemmt das blinde Geschoß seinen Lauf, um den Frommen nicht zu verletzen? Trieft nicht die Geschichte vom Blut unschuldig Erschlagener? Dröhnt nicht der Himmel vom Stöhnen unschuldig Verwundeter? Weiß das eherne Weltgesetz, das in allen Dingen waltet, etwas anderes als grausame Notwendigkeit?

Wo ist der Gott, der die Fallenden stützet und die Kranken heilt und die Gefangenen befreit und die Seele derer, die im Staube schlummern, erlöst? Wo ist der lebendige Gott, der allgütige Vater, der die trostlosen Herzen aufrichtet und die müden Seelen labt und die Finsternis der Menschennacht erhellt? Ist er ein Traum nur, ein märchenschöner Kindertraum? Ist er nur ein glühender Wunsch ohne Wirklichkeit? Ein Schatten unserer Sehnsucht, ein goldener Ton, der aus unserem betrogenen armen Herzen in den kalten, leeren Weltraum klingt?

O Gott! O Gott! Den Saum deines Gewandes möcht' ich küssen, warum in Dunkel hüllst du dich? „Wie ein Hirsch nach frischen Wassern, so schreit meine Seele nach dir", warum hörst du nicht? Am Neujahrstage, an dem man dir huldigt als König der Welt, am „Tage des Weltgerichts", an dem man zu dir betet: „Vor deinem allsehenden Auge wandeln die Geschlechter der Menschen, wie unter dem Stab des Hirten die Herde wandelt; du zählst und prüfest die Seelen aller Leben-

digen und bestimmst jedem Wesen sein Geschick", da möchte auch ich dir huldigen können und zu dir beten. Aber bergehoch türmt sich der Zweifel in meinem Herzen.

„O Gott, wo find' ich dich, der tief in Dunkel sich verhüllt?"

„Und wo nicht find' ich dich, der überall die Welt erfüllt?"

Wenn Gott wirklich unauffindbar wäre, wie hätten ihn die Menschen je gefunden? Wie käme es, daß sie ihn zum Mittelpunkte ihres Lebens, zur wichtigsten Tatsache des Menschengeschlechts machten? Wie käme es, daß in hohen Augenblicken, da der Mensch sich seinem Gotte näher fühlt als sonst, ein wunderbares Erlebnis die stille Sprache Gottes redet, daß dem empfänglichen Ohr „die Himmel erzählen von der Herrlichkeit Gottes, und das Weltall seine Schöpfergröße preist!"

Laß nur das innere Auge und Ohr seine letzten Pforten öffnen, und hell und licht drängt sich durch sie die Herrlichkeit des Schöpfers: Aus dem Sturmhoch braust *seine* Stimme, aus der Sonne flammt *sein* Licht, aus dem Meere rauscht *seine* Allmacht, aus dem silbernen Abendfrieden glänzt seine Majestät, aus der Harmonie der kreisenden Gestirne funkelt seine Weisheit, aus dem rieselnden Regen quillt sein Segen.

Unser Leben ist sein Geschenk, unser heißbegehrtes Leben. Und sein Geschenk ist dieses Lebens unverdiente reiche Segensfülle. Er legte uns in der Liebe Arm und gab uns Mitleid und Mitfreude als seine Engel auf den Lebensweg.

„Wär' unser Mund voll Sanges wie die Meeresfülle und unsere Lippen an Liedern so reich wie Sterne am Himmel stehen — wir wären dennoch nicht imstande, dir zu danken, unser Gott, für die tausend und abertausend Myriaden Wohltaten", die wir — so selbstverständlich — von dir hinnehmen Tag für Tag. Du hast die Erde uns geschenkt mit all ihrer ewig sich erneuenden Fülle. Du hast die Wunderwelt des Geistes in unserm Innern leuchtend aufgebaut. Du hast von deiner Weisheit einen Hauch in uns gelegt. Du läßt den Silberglockenton aus deiner Welten verborgener Herrlichkeit in unsere Welt hinüberklingen. In deines Segens unbegreiflich wunderbarer Fülle, in der ahnungsvollen Sehnsucht unsrer Seele, in der Kinder gläubigem Händefalten, in der Seligkeit der Liebe, im Sternenglück der Hoffnung, im suchenden Angstruf des Gewissens, in der stillen Demut duldender Menschengüte, in der Seelengröße selbstverleugnender Pflichterfüllung, in der Tapferkeit des Bekennens, in der Kraft des Glaubens offenbarst du dich. „O Gott, wo finden wir dich nicht, der überall die Welt erfüllt?

Wohl jagen dunkle Wolken über diese hellglänzende Gotteswelt, wohl welken viele hoffnungsreiche Blüten in der prangenden Lebensfülle, wohl wälzen sich verheerend des Verderbens Fluten über das stillumhegte Menschenglück, wohl umfängt uns rings ein dichter Wald von Unbegreiflichkeiten, wohl verdunkelt sich uns oft die Welt, daß wir nicht Sinn und Weisheit in ihr finden können und unser Glaube an Kultur und Fortschritt wird, wie in unsern Tagen, auf eine harte Probe gestellt. Aber weil wir das große Buch der Schöpfung nicht verstehen, darum dürfte es keinen Verstand haben? Weil wir des Rätsels Lösung nicht finden können, darum gäbe es keine Lösung? Weil Gott nicht in allem *so* ist, wie wir Menschen ihn gerne für uns haben möchten, darum soll er nicht sein?

Die Welt richtet sich nun einmal nicht nach unsern ungemessenen Wünschen. Das göttliche Gesetz bricht seine heilige Fessel nicht um unserer Träume und Klagen willen. *Wir* müssen die Welt nehmen wie sie ist. Wir müssen die Folgen unserer Taten auf uns nehmen. Wir müssen den furchtbaren Ord-

nungen im Lebensgeschäft uns anbequemen. Wir müssen unsere Wünsche in Einklang bringen mit dem göttlichen Weltgesetz. Wir müssen Gottes Willen demutvoll zu unserem Willen machen und zu seinen Schickungen, den bösen wie den guten sprechen lernen, wie unsere Alten sprachen: Was Gott tut, das ist wohlgetan. Wir müssen selbst aus dem Bösen, aus Schmerz und Qual, aus Not und Tod inneren Gewinn davon zu tragen suchen.

Leiden sind Gottes Boten, gesandt unser inneres Auge aufzuschließen für den höheren Sinn des Menschendaseins. Sie lehren uns, alles Eitle und Kleine von uns abzutun. Sie warnen uns, nicht an des Lebens vergängliches Glück unser Herz zu hängen. Sie mahnen uns, daß das Leben eine Aufgabe und eine Pflicht sei und keine Stätte bequemen Lebensgenusses und Haschens nach Glück.

In jedem wahren Unglück liegt ein Schatz verborgen. Not und Leid vertieft unser Leben und läßt in uns eine Kraft geboren werden, von deren Dasein wir nichts ahnten.

Zeigt uns das nicht jeder Blick in unsrer Zeit?

Unsere Weisen erzählen: Es war einmal ein Töpfermeister, der hatte verschiedene Gefäße auf seinem Herde gebrannt. Nun wollte er die Güte seiner Gefäße prüfen. Das tat er vermittels eines Stockes, mit dem er auf die Gefäße schlug. Die guten hielten stand und gaben einen schönen Ton. Die schlechten hielten den Schlag nicht aus und zerbrachen. — Die Gefäße des Töpfers sind die Menschen. Die Schwachen und Unedeln zerbrechen unter den Schlägen des Geschickes. Die Starken und Edeln bewähren unter den Schicksalsschlägen ihre Kraft und ihren Wert. Statt zu hadern mit ihrem Gott wegen unerfüllbarer Forderungen an das Schicksal, finden sie sich in demutvoller Frömmigkeit ab mit dem Unabwendbaren und ringen sich aus Weh und Not zu größerer Lebenstiefe und Opferkraft hindurch. Nur die Schwachen verlieren ihren Gott, ihren Halt, im Lebenskampfe, die Starken finden ihn.

So liegt es an uns, ob wir ihn finden oder nicht finden wollen. Ob wir es halten wollen mit jener unheimlichen Weisheit, die ihren Stachel wieder sich selber kehrt, die uns jedes Trostes im Leiden, jedes Lebensmuts beraubt, die uns bettelarm macht in dieser reichen Welt, die uns in ein Dasein ohne Zweck, ohne Sinn, ohne Trost, ohne Hoffnung verbannt, die aus dem ganzen Leben ein nichtiges Spiel sich haschender und fliehender Elemente und aus allem edlen Streben, aus Wahrheit, Treue, Opfersinn eine kindische Torheit macht.

Keine besseren Gründe weiß dieser lähmende Unglaube für seinen Unglauben in die Wagschale zu werfen als der tapfere Glauben für seinen Glauben, kein stärkeres Gewicht an Gründen. Aber wir verarmen, wenn wir stehen bleiben bei der verzweiflungsvollen Frage: „O Gott, wo find' ich dich, der tief in Dunkel sich verhüllt"; wir werden reich und lebensstark, wenn wir uns durchkämpfen zu der trostvollen, mutigen, frommen Lebensweisheit: „O Gott, wo finden wir dich nicht, der überall die Welt erfüllt!"

Psalm 90.

Ein Gebet von Mose, dem Manne Gottes.

Gott, du warst unsere Zuflucht von Geschlecht zu Geschlecht!
Eh' die Berge geboren,
Eh' Erde und Weltall geschaffen war,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit bist du, Gott!
Du führst den Erdensohn zum Staube,
Dann sprichst du: „Kehret wieder, Menschenkinder!"
Denn tausend Jahre sind vor dir
Dem Tage gleich, der gestern hingegangen,
Gleich einer kurzen Spanne in der Nacht,
Du raffst die Menschen hin —
Ein Traum ihr Leben! —
Am Morgen aufblühend wie frisches Gras:
Am Morgen blühet und wächst es,
Am Abend ist es welk und fahl.
So geh'n auch wir dahin vor deinem Hauch,
Vor deinem Schrecken schauern wir.
Unsere Sünden treten vor dich hin,
Vor dein leuchtend Antlitz stellst du unser heimlich Tun.
So ziehen alle unsere Tage hin vor deinem Richterauge,
Und unsere Jahre fliehen — wie ein Gedanke! —
Die Tage unseres Lebens währen siebzig Jahre,
Und wenn es hoch kommt, achtzig Jahre!
Und all' ihr Prunk ist — Müh' und Nichtigkeit!
Dahin — in Eile — und wir entschweben!
Wer denkt an deinen richterlichen Ernst?
Wem schreibt sich zitternd Gottesfurcht ins Herz?
O! Lehr uns unsere Tage zählen,
Daß wir ein weises Herz gewinnen!
Herr, wende dich uns wieder zu — wie lange noch?
Erbarme dich deiner Knechte!
Schenk' uns am Morgen deiner Gnade Fülle,
Daß wir jubeln und jauchzen den ganzen Lebenstag.
Gewähr' uns Freude, wie du Leid gesendet,
Gib frohe Jahre, wie wir böse sahen!
Laß deine Knechte schau'n dein Walten,
Laß deine Herrlichkeit aufgehen ihren Kindern!
So komme unseres Gottes Huld auf uns,
So fördere unserer Hände Werk!
Ja, unserer Hände Werk, mögst du es fördern!

Tröstliches in schwerer Zeit.

Von Adolf W. Lichtenstädter-Nürnberg.

Die festeste Ueberzeugung erhält erst Wert und Inhalt, wenn sie eine Prüfung überstanden, wenn sie sich in den Nöten und Stürmen des Lebens bewährt und als widerstandsfähig erwiesen hat. Das bezieht sich, nicht zuletzt, auch auf die religiöse Ueberzeugung. Alles, was in uns lebt und webt, was uns in Beziehung zu Gott bringt, soll uns nicht nur zu guten, sondern auch zu starken Menschen machen. Der Gottesglaube kann uns aber nur dann gut und nur dann stark machen, wenn er mit unbezwingbarer Kraft in unserer Seele lebt, wenn kein Sturmwind irdischer Ereignisse ihn entwurzeln kann. Das haben wir, wenn wir es nicht vorher wußten, in den letzten Tagen erfahren. Wie ein Weltuntergang haben sich die Ereignisse über uns gestürzt, mit einer Gewalt, als ob der jüngste Tag gekommen wäre. Glücklich noch diejenigen, die mit ausziehen konnten, um im tatenkräftigen Ringen ihre Kräfte zu entfalten. Wir Aelteren oder Kampfunfähigen, die mit pochendem Herzen zurückbleiben mußten, wir haben oft mit Neid auf diejenigen geschaut, die mithelfen konnten, das Schicksal zu bestimmen. Wir mußten und müssen noch all unsere Zuversicht auf ein göttliches Weltgericht zusammennehmen, um nicht unsere Fassung zu verlieren. Jawohl! Auf ein göttliches Weltgericht! So selten wie im Leben des einzelnen Menschen das göttliche Walten zum Ausdruck kommt, so unzweideutig äußert es sich im Leben der Völker und Nationen. Wie viel Wahrheit liegt doch in dem Dichterwort: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! Dem Gerechten, dem Tüchtigen ist der Lohn vorbehalten, darum muß in diesem Völkerringen unser deutsches Volk Sieger bleiben. Das war unsere Zuversicht in diesen ernsten schweren Tagen, dieses unser Vertrauen in das göttliche Walten. Diese Zuversicht hat uns bis jetzt nicht betrogen und sie wird uns nicht betrügen.

Wie ein Strafgericht Gottes ist dieser gigantische Kampf über die Erde gekommen, über alles, was in bürgerlicher Sicherheit und in bürgerlichem Wohlsein dahinlebte, über alles auch, was in Hochmut, in Schwelgerei und Prahlerei sein Dasein verbrachte. Betriebe, die lohnend wie Goldgruben waren, sind lahmgelegt; Vermögen, die ihren Inhabern allen Luxus gestatteten, sind ganz oder teilweise wertlos geworden; alle Werte hängen in der Luft. Aber gerade hierin zeigt sich eine tröstliche Erscheinung. Man hört kein Jammern und kein Klagen. Jedermann hält es für selbstverständlich, daß sein eigenes Schicksal keine Rolle spielt gegenüber dem der Allgemeinheit. Tausende, die es in gewöhnlichen Tagen als ein Unglück ansehen würden, zum Kampf herangezogen zu werden, sind sich innerlich klar darüber, daß sie jetzt lieber hundert Tode sterben, als zusehen möchten, daß Deutschland in die Hand seiner Feinde fiele. Wir werden mächtig aufgerüttelt aus unserer spießbürgerlichen Ruhe, und unendlich viel Gutes, das im Volke schlummert, wird wachgerüttelt. Wir fragen nicht mehr, ob die Gaben, die wir spenden, unseren Verhältnissen entsprechen; wir geben so lange wir selbst noch etwas besitzen. Die bequemsten von uns, die sich sonst selbst so gerne bedienen ließen, pflegen in hingebender Weise Verwundete. An unseren Tischen speisen wir arme Kinder. Ein Stück reinen Menschentums tritt zu Tage, erschütternd und erhebend! Müssen wir nicht die Hand Gottes in allem sehen, die Erscheinung Gottes selbst, der als Kriegsgott über die blutende Erde schreitet und

dabei an die schlafenden Herzen pocht, indem er ihnen ein mächtiges Wachet auf! zuruft.

Und ahnen wir nicht Gottes gewaltigen Erlöserarm, der einem furchtbar geknechteten Volk, den Polen, die Befreiung aus unbarmherziger Verbrecherhand verheißt, und mit dieser Befreiung auch die Erlösung unserer gequälten und gemarterten Glaubensgenossen aus einer Knechtschaft, die ärger als die egyptische ist, bringen will? Wahrlich ein glücklicher Ausgang dieses Krieges kommt beinahe der Lösung der ganzen russischen Judenfrage gleich. — —

Und welche Religion böte erprobtere Grundlagen und ein herrlicheres Schrifttum, um uns Trost und Zuversicht einzuhauchen, als unsere jüdische! Wenn die Seelen in tiefster Bedrängnis schmachten, dann holt man, auch von christlicher Seite, unsere Psalmen hervor. Der Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott!" ist nichts anderes als eine Umänderung des Psalms 46:

„Gott ist uns Zuflucht und Veste, ein Beistand in Drangsalen, gegenwärtig gar sehr! Darum fürchten wir nichts, wenn die Erde sich umkehrt und wenn die Berge wanken im Herzen der Meere; es tosen und schäumen seine Fluten; es erbeben Berge vor seiner Majestät, Selah! Toben Völker, wanken Reiche: Er läßt seine Stimme vernehmen, und die Erde vergeht! Der Ewige der Heerscharen ist mit uns, eine Burg ist uns der Gott Jakobs, Selah!"

Oder gibt es ein herrlicheres Bild des Trostes und der Zuversicht als den Ps. 121:

„Ich erhebe meine Augen zu den Bergen: Von wannen wird mir Hilfe kommen? Meine Hilfe kommt vom Ewigen, dem Schöpfer des Himmels und der Erde. Er wird nicht wanken lassen meinen Fuß; nicht schlummert dein Hüter. Siehe, nicht schläft und nicht schlummert dein Hüter, Israel. Der Ewige ist dein Schatten, der Ewige ist dein Hüter zu deiner rechten Hand. Tags trifft dich die Sonne nicht und nicht der Mond bei Nacht! Der Ewige wird dich behüten vor allem Bösen, behüten deine Seele! Der Ewige behüte deinen Eingang und deinen Ausgang, von nun an bis in Ewigkeit!"

Wahrlich, unsere ganze moderne Poesie mit all ihren mehr oder weniger gesuchten Gefühlsäußerungen ragt nicht hinan an die Wucht dieser mehrtausendjährigen Aeußerungen der Gottesbegeisterung, die uns geleiten sollen durch die Düsterheiten dieser Zeiten, „selbst wenn wir (nach den Worten des Psalmisten) wandeln im Tale des Todesschattens". — Sie mögen uns Stärke und Trost ins Herz gießen und uns begeistern zu allen Taten der Tapferkeit und des werktätigen Opfermutes für unser teures deutsches Vaterland!

In diesen Blättern ist kürzlich darüber beraten worden, ob wir liberalen Juden deutsche Hausandachten einführen sollen. Wenn je, so wäre jetzt die Zeit dazu. Wer jetzt eine Sammlung guter Psalm-Uebersetzungen zur Hand nimmt, und im Familienkreis eine dieser wuchtigen, himmelstürmenden Poesien den Seinigen vorliest, der wird wohl offene Ohren und offene Herzen finden.

Größe.

Von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld.

Was sind Hab und Gut und Leben?
Alles Dinge, die vergehn!
Daß wir vor Begeistrung beben,
wenn wir uns zum Kampf erheben,
das wird ewig fortbestehn,
das will Gott!

Richard Dehmel.

Der Krieg erzieht zur Größe, zur stillen Größe der Selbstverleugnung. Vor wenigen Wochen noch lebten wir jeder einzelne nur in der Welt seiner persönlichen Interessen, und bei vielen von uns war der Blick so eng und das Herz so klein. Ueber das eigene Ich gingen unsere Gedanken kaum hinaus. Und heute? Was kümmern uns heute noch die kleinen Sorgen von gestern? Ja, selbst ein großer Schmerz, der dich sonst innerlich vielleicht gebrochen hätte, oder eine stolze Freude, die sonst wie leuchtender Sonnenglanz in deine Seele hineingefallen wäre, -- was bedeuten sie jetzt noch für dein Leben? Das Weh, das dich persönlich getroffen hat, die Lust, die du persönlich genießen durftest, all deine Enttäuschungen und all deine Erfolge, sie liegen weit, weit hinter dir wie eine verblaßte Erinnerung aus ferner Zeit. Du hast dein Ich an die eine große Idee hingegeben, die unser ganzes Denken beherrscht: für das Vaterland willst du leben, für das Vaterland bist du zu sterben bereit. Zu solcher Größe hat der Krieg dich erzogen.

Nicht nur dich, den einzelnen mit seinen kleinen, persönlichen Interessen. Auch draußen im öffentlichen Leben, wo in heißem Ringen die Parteien miteinander kämpften, hat der Krieg sein großes Erziehungswerk begonnen. Wer spricht in dieser gewaltigen Zeit noch von dem Gegensatz der politischen Meinungen? Ob ihr zur Rechten oder zur Linken euch zähltet, ob ihr historisch Gewordenes erhalten wolltet oder euch als Träger des Klassenkampfes gefühlt habt, — was liegt jetzt noch an diesen Dingen? Sie treten zurück und verblassen vor dem einen Bekenntnis: Wir sind Deutsche! und vor dem einen Gelöbnis: Als Deutsche wollen wir die heiligen Güter unseres Volkes schützen und halten! Ein Volk, ein Heer, ein Opfermut, eine Tapferkeit! Die Größe des nationalen Gedankens hebt alle Gegensätze auf und schafft jene geschlossene Einmütigkeit, der keine Macht der Erde widerstehen kann. Wundert ihr euch über die Todesverachtung, mit der unsere Soldaten draußen den Kampf führen? Mir scheint: aus dem Geiste des deutschen Volkes heraus mußten uns solche Helden erstehen. Der innere Reichtum unseres nationalen Gedankens weckt jene stille Größe im Menschen, die die Persönlichkeit der Idee opfert.

Und habt ihr solche Größe nicht auch bei denen erlebt, die daheim geblieben sind? Erlebt ihr sie nicht täglich und stündlich in der schlichten Selbstverständlichkeit, mit der die tapferen Frauen aus dem Volke das Schwere auf sich nehmen und bei aller bangen Sorge um die fernen Lieben doch stark und sicher bleiben? Und wenn erst die feindliche Kugel den Gatten, den Sohn getroffen hat, -- dann stark bleiben und nicht verzweifeln, dann durchhalten und die Tapferkeit der Seele nicht verlieren! -- fordert nicht auch das ein Heldentum stiller Größe? Wir alle lasen in diesen Tagen eine erschütternde Anzeige*): Eltern haben in einer Stunde ihre beiden blühen-

*) Die Anzeige stand in den Bielefelder Zeitungen: Oberst Delius und Frau, die beide aus Bielefeld stammen, zeigten den Tod ihrer beiden bei Lüttich gefallenen Söhne an. Der Vater und ein Sohn stehen noch im Felde.

den Söhne als Opfer des Krieges verloren. Und wie hieß es dort? „Begeistert zogen sie in den Krieg. Seite an Seite sind sie gefallen, wie sie im Leben immer zusammengestanden. Sie waren unsere Freude, unser Sonnenschein. Sie bleiben unser Stolz.“ Als wir das lasen, wußten wir, was Größe ist. Heute waren es die, — morgen werden es andere sein, vielleicht ganz schlichte Leute aus dem Volke, die ihren Schmerz nicht in so erschütternde Worte zu fassen vermögen. Aber die Größe stillen Heldentums lebt in ihnen allen, denn aus dem Geiste des deutschen Volkes ist sie geboren. Wir sind stolz auf unser Volk, in dem wir so viel stille Größe erleben.

Der Krieg und das liberale Judentum.

Von Dr. Einstein-Landau (Pfalz).

Einen Zusammenhang zwischen dem Krieg und dem liberalen Judentum zu finden, erscheint wohl nicht so einfach. Denn wenn es sich um die Verteidigung des Vaterlandes handelt, da verschwinden auch im Judentum die Parteien und die Richtungen. Kein Unterschied ist zwischen Orthodoxen und Liberalen und auch die Zionisten haben ihr echt deutsches Herz entdeckt, dessen sie sich in einer gewissen Selbsttäuschung zeitweise nicht bewußt gewesen waren. Nicht bloß diejenigen, welche zum Heeresdienst berufen wurden, sind begeistert zu den Waffen geeilt, um das teure deutsche Vaterland zu schützen: unzählige jüdische Jünglinge haben sich freiwillig gestellt, und die Zurückbleibenden wetteifern in hingebender Liebestätigkeit und Opferwilligkeit.

Und doch gibt uns der Krieg vom Standpunkt des liberalen Judentums zu allerlei Betrachtungen Anlaß. Nur eins möchte ich heute andeuten.

Ueber die äußere Form unseres Gottesdienstes ist schon viel geschrieben worden. Aber wenn auch von vielen Seiten unumwunden zugegeben wurde, daß sie unseren heutigen Anschauungen und Bedürfnissen nicht mehr entspricht: zu zeitgemäßen Aenderungen wollten sich nur wenige verstehen. Es ist nun einmal die Eigentümlichkeit unserer liberalen Gemeinden, daß sie vor der Einführung der als notwendig erkannten Veränderungen ängstlich zurückschrecken. Die Gründe sind zu bekannt, als daß sie zum so und so vielten Male auseinandergesetzt zu werden brauchten.

Haben wir bei der Veranstaltung der Bittgottesdienste nicht erkannt, daß unsere alte synagogale Art, unsere Gedanken und Gefühle und Wünsche vor Gott zum Ausdruck zu bringen, mit unserem Empfinden nicht mehr übereinstimmt? Wenn wir auch daran festhalten, daß wir durch unsere Psalmen in allen Lagen des Lebens in der denkbar schönsten, vollendetsten und angenehmsten Form wiedergeben, was unser Herz bewegt: der hebräische Vortrag der Psalmen bleibt doch für viele etwas rein Aeußerliches, weil ihnen das Verständnis für das hebräische Wort fehlt. So stand wohl bei allen Bittgottesdiensten das deutsche Wort, das Gebet in deutscher Sprache, die deutsche Predigt im Mittelpunkte. Und ich möchte diejenigen Gemeinden geradezu glücklich preisen, welche im Stande waren, in den Rahmen eines deutschen Gemeindegesangs die gottesdienstliche Feier einzufügen. Das hat sicherlich viele mit fortgerissen, daß sie beim Gottesdienst ihre Begeisterung beim Absingen der Königshymne oder anderer patriotischer Lieder bekunden konnten. Zweifellos sind unter dem übermächtigen Eindruck des feierlichen Augenblicks auch alle die Be-

denken geschwunden, die sich sonst dem Eindringen deutscher Bestandteile in den jüdischen Gottesdienst entgegenstellen. Aber gibt nur die Kriegsbegeisterung uns ein Recht, unseren Gottesdienst so zu gestalten, daß er unserem Herzensbedürfnis entspricht und jedem verständlich das zum Ausdruck bringt, was sein Inneres bewegt?

Man wird gerne dem zustimmen, was Prof. Dr. Hermann Cohen in seinem Vortrag: „Die religiösen Bewegungen der Gegenwart" S. 27 ff. Nr. 33 über die Beibehaltung der hebräischen Gebetssprache ausführt. Aber auch er will ja nur gegen die vollständige Entfernung der hebräischen Sprache aus dem Gottesdienste Einspruch erheben, gegen eine quantitative Beschränkung hat er nichts einzuwenden. Und um mehr als eine solche handelt es sich wohl auch bei den Bestrebungen des liberalen Judentums nicht. Oertliche Verhältnisse und Bedürfnisse sollen dabei in Betracht gezogen werden. Wenn sie überhaupt nicht berücksichtigt werden, wird unser Gottesdienst vielfach zum leeren Formalismus herabsinken.

Das erschöpfende Werk von Elbogen: „Der jüdische Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung" dürfte klar erwiesen haben, daß unsere hebräischen Gebete zahlreiche Umgestaltungen und Erweiterungen erfahren haben, und daß wir sie nicht mehr in ihrer ursprünglichen einfachen Gestalt besitzen. Soll uns in dieser Tatsache nicht ein gewisses Recht gegeben sein, auch unsererseits wieder eine Vereinfachung der hebräischen Gebete vorzunehmen und einen Teil derselben durch deutsche Gebete zu ersetzen, zumal auch der Talmud sich nicht unbedingt ablehnend dagegen verhält, daß ein Gebet in der allen verständlichen Sprache gesprochen wird.

Und weiter. Bei aller Wertschätzung des Kunstgesanges darf man in der Einführung einstimmigen Gemeindegesangs in hebräischer und vor allem deutscher Sprache ein wertvolles Mittel zur Hebung unserer gottesdienstlichen Feier und zur Belebung des religiösen Sinnes erblicken. Die Ausführung des vierstimmigen hebräischen Kunstgesangs sollte nur von jüdischen — wenn irgend möglich unbezahlten — Sängern geschehen. Mit wie vielen Schwierigkeiten es verbunden ist, diesen Kunstgesang aufrecht zu erhalten, davon könnte auch manche größere jüdische Gemeinde ein traurig Liedlein singen. Aber einstimmige Gesänge, von der ganzen Gemeinde vorgetragen, leben sich als unveräußerlicher Bestandteil des Gottesdienstes selbst in kleinen Gemeinden ein und pflanzen sich von Geschlecht zu Geschlecht fort.

Mit den veränderten Zeitverhältnissen haben sich zu unseren üblichen Gottesdiensten auch ganz neue Anlässe gottesdienstlicher Veranstaltungen gesellt. Wir feiern den Geburtstag des Landesfürsten in Gemeinschaft mit den anderen Bewohnern des Landes, unsere jüdischen Rekruten erscheinen vor der Vereidigung zu feierlichem Gottesdienste im Gotteshause — ein gemeinsames Lied zum Beginn und zum Schluß des Gottesdienstes, für den eine traditionelle Liturgie nicht besteht, erhöht die Feierlichkeit und die Wirkung des Gottesdienstes in ungeahnter Weise.

Wollen wir dieser Mittel zur Erzeugung echt religiöser Stimmung nur bei außerordentlichen Gelegenheiten uns bedienen, kann und darf deutsches Gebet und deutscher Sang neben unseren alten hebräischen Gebeten nicht zu allen Zeiten, an jedem Sabbat und an jedem Feste dazu führen, „die religiöse Teilnahmlosigkeit und Entfremdung vom Judentum zu überwinden und die durch Jahrtausende bewährte Treue den kommenden Geschlechtern zu vererben?"

Erinnerungen aus dem Kriegsjahr 1870.

Gottesdienst bei Metz am Versöhnungsfest. Jüdische Seelsorge.

Von Dr. C. Seligmann-Frankfurt a. M.

Aus den Kreisen jüdischer Soldaten der Belagerungsarmee vor Metz erging gegen Anfang des Monats August 1870 an das Stadtrabbinat in Mannheim das Ersuchen, bei dem kommandierenden General Herrn von Manteuffel dahin vorstellig zu werden, daß ihnen gestattet werde, das Neujahrs- und Versöhnungsfest nach den Vorschriften ihrer Religion feiern zu dürfen, soweit dies die dienstlichen Verhältnisse gestatteten. Das Stadtrabbinat in Mannheim wandte sich infolgedessen an den kommandierenden General des I. Armeekorps von Manteuffel mit einer Eingabe, in der dem Bedauern Ausdruck verliehen wurde, daß bisher die jüdischen Soldaten des Feldheeres der Seelsorge durch jüdische Feldgeistliche entbehren mußten. Für die hohen Festtage, so heißt es dann weiter in der Eingabe, habe sich ein im Breslauer rabbinischen Seminar ausgebildeter Theologe in patriotischer Gesinnung bereit erklärt, die Ausübung feldgeistlicher Funktionen auf dem Kriegsschauplatz zu übernehmen. Durch Telegramm vom 25. August teilte General von Manteuffel dem Mannheimer Stadtrabbinat mit, daß er an den hohen Festtagen, soweit es nach den Verhältnissen tunlich sei, eine Dispensation der jüdischen Soldaten vom Dienste angeordnet habe, und daß er die Entsendung eines jüdischen Predigers dankbar annehmen werde.

Demzufolge begab sich der spätere Rabbiner in Luxemburg, Dr. J. Blumenstein, der sich dem Mannheimer Stadtrabbinat zur Verfügung gestellt hatte, in das Lager vor Metz. Ueber seine Erlebnisse und über den von ihm veranstalteten Feldgottesdienst vor Metz berichtet Dr. Blumenstein wie folgt:

„Durch die Legitimation, welche mir von dem Bürgermeisteramte und dem Etappenkommando in Mannheim erteilt worden, erhielt ich als „israelitischer Feldgeistlicher" freie Fahrt (2. Klasse) in das Hauptquartier des I. Armeekorps, wohin ich mich gemäß der von Seiner Exzellenz dem General von Manteuffel an Großh. Stadtrabbinat ergangenen telegraphischen Mitteilung d. D. Barbe vom 25. v. M. zunächst zu begeben hatte. . . Ich kam (am Freitag, den 30. Sept.) nach Courcelles, der letzten Eisenbahnstation vor Metz und erreichte vermittels eines von dem Johanniter Baron von Gramm aus Hannover mir freundlichst zur Verfügung gestellten Wagens um 2 Uhr meinen Bestimmungsort. Ich begab mich sofort zu Seiner Exzellenz dem kommandierenden General Herrn von Manteuffel, der aber eben im Begriff war, sich mit dem Generalstabe zur Tafel zu begeben. Exzellenz empfing mich sehr freundlich, lud mich zur Tafel ein und bemerkte, daß er geschäftlich mich erst gegen 3 Uhr zu sprechen wünsche. Dankend lehnte ich die freundliche Einladung ab und fand mich zur bestimmten Stunde ein.

Ich überreichte Sr. Exzellenz das verehrl. Schreiben vom 28. v. M., in welchem Großh. Stadtrabbinat mich zur Ausübung feldgeistlicher Funktionen für die Soldaten israelitischen Glaubens präsentierte. Der Herr General äußerte: Das Gesuch Großh. Stadtrabbinats vom 18. v. M. sei zu seinem Bedauern erst spät angekommen, weshalb die Berufung eines israelitischen Feldgeistlichen und die Abhaltung eines organisierten Feldgottesdienstes an den beiden Neujahrstagen nicht mehr zu ermöglichen gewesen, er habe indes die Berücksichtigung

der Soldaten israelitischen Glaubens bei Heranziehung zum Dienste an diesen Festtagen, soweit nach den Verhältnissen tunlich, bei seinem Armeekorps und der seinen Befehlen untergebenen Division Kummer angeordnet. Den Gottesdienst am Versöhnungstage betreffend, bemerkte Se. Exzellenz, daß ich mich nach Olgy zum General von Kummer zu begeben habe, da in der Division Kummer eine beträchtliche Zahl Soldaten israelitischen Glaubens sich befinden, aus deren Mitte auch das Gesuch an Großh. Stadtrabbinat um Verwendung behufs Erlaubnis zur Feier der hohen Festtage ergangen ist.

Montag, den 3. Oktober, traf mich Herr von Manteuffel und machte mir von seiner Anordnung persönlich freundliche Mitteilung mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß er für die Israeliten der Division Kummer nichts mehr anzuordnen habe, da letztere seinen Befehlen nicht mehr untergeben ist. Se. Exzellenz bemerkte, daß der Gottesdienst in St. Barbe, dem Mittelpunkt der Standquartiere, stattzufinden habe, da auch die am Gottesdienste teilnehmenden Soldaten bei einer etwaigen Alarmierung in kürzester Zeit zu ihren Abteilungen zurückkehren müßten. „Kommt Bazaine, so hört alles auf." Die weiteren Anordnungen möchte ich mit seinem Adjutanten vereinbaren.

Nach einer Besprechung mit letzterem wurde zunächst die Zeit für den Gottesdienst dahin festgesetzt, daß derselbe Dienstag Abend von 6—7½ Uhr, Mittwoch morgens von 8 bis gegen 11 Uhr und nachmittags von 5—6 Uhr abgehalten werde, daß aber jedenfalls die Soldaten nach vollbrachter Andacht in ihre Quartiere sich zurückzubegeben haben. Das Bedürfnis des Nachmittagsgottesdienstes, nachdem bereits einer am Vormittage stattgefunden, wollte dem Herrn Major nicht einleuchten, zumal unter den obwaltenden Verhältnissen. Er meinte auch, daß ihm dadurch neue Schwierigkeit wegen der nötig werdenden Verpflegung der Soldaten entstehen würde! Eine Besorgnis, deren Beseitigung ich für Jom-Kippur leicht übernehmen konnte.

Eine nicht unwesentliche Schwierigkeit bot noch die Wahl des Ortes. Von einem eigentlichen Feldgottesdienste mußte für Dienstag Abend wegen der Dunkelheit und auch für Mittwoch aus selbstverständlichen Gründen abgesehen werden. Es ist erwähnenswert, daß mir die Benutzung der katholischen Kirche angeboten wurde, obwohl dieselbe erst von einer großen Zahl Soldaten, ihren zeitigen Bewohnern, für diesen Zweck hätte geräumt werden müssen!

Da jedoch ein Königsberger Arzt, mein unmittelbarer Nachbar, mir bereitwilligst sein dem meinigen angrenzendes Zimmer einräumte, so fand der Gottesdienst in diesen beiden Räumen statt.

Zum Gottesdienste erschienen nun Dienstag, am Vorabend des Versöhnungstages, fast sämtliche israelitische Soldaten der Regimenter 1, 5, 43 und 44; als ihre Heimat bezeichneten sie größtenteils: Thorn, Culm, Danzig und Tilsit, mehrere derselben sind zur Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz vorgeschlagen. Die meisten kamen aus den Dörfern Colombey, Ogy, Servigny, Retonfay, Flonville und Laquenexy. Wenige Minuten vor 6 Uhr ließ ich den Gottesdienst beginnen. Ein Unteroffizier trug die sämtlichen Gebete sehr angemessen vor. Vor dem Schlußgebet Olenu hielt ich die Predigt über den Text aus Jeremia Kapitel 31, Vers 15 und 16: „So spricht der Ewige, halte zurück deine Stimme vom Weinen und dein Auge von Tränen, denn ein Lohn ist für dein Tun, ist der Spruch des Ewigen, und sie werden zurückkehren aus dem Lande des Feindes. Und Hoffnung ist für die Zukunft, ist der Spruch des Ewigen, und es

werden zurückkehren die Kinder in ihr Gebiet . . ."

Eine wahrhaft erhebende Andacht herrschte während des ganzen Gottesdienstes; so innig und bewegt wurde wohl selten gebetet als an diesem Abende. Als ich von dem Gebete des Erzvaters (Jakob) über die Heimkehr zum eigenen Herd im Frieden sprach, mußte ich, unterbrochen durch das Weinen und Schluchzen der Zuhörer, mehrere Minuten inne halten.

Mit Ausnahme der wenigen Soldaten, welche den Lazarettdienst versehen und deshalb in St. Barbe blieben, begaben sich alle übrigen nach Beendigung des Gottesdienstes in ihre Quartiere zurück, manche mußten einen dreistündigen Weg zurücklegen.

Am anderen Morgen waren sie alle zur festgesetzten Zeit erschienen. Der Vorbeter von gestern verrichtete das Schachris- und Mussaphgebet, und in Ermangelung einer Thorarolle erklärte ich den Inhalt des Tagesabschnittes und die Haphtara aus Jesajas. . . Um 3 Uhr fand sich die fromme Schar wieder ein mit Ausnahme von wenigen, welche sich schon zum Vorpostendienste für den folgenden Tag bereit halten mußten. Wir beteten sämtliche Gebete von Mincha und N'ilah, ein Unteroffizier war auf sein Verlangen Vorbeter für Mincha, und ich für N'ilah.

Nachdem der Gottesdienst mit Sonnenuntergang beendigt war, richtete ich an die Anwesenden noch einige Worte der Anerkennung für die fromme, lebhafte Beteiligung am Gottesdienste, der mir selbst eine teure Erinnerung fürs ganze Leben sein werde. Hierauf ergriff Herr Hirschberg, Vizefeldwebel aus Culm, dem, wie ich hörte, die Ernennung zum Leutnant bevorsteht, das Wort und drückte mir im Namen seiner Kameraden den herzlichsten Dank aus. . . Es sei ihnen schon längst ein Herzensbedürfnis gewesen, in einer Stunde gemeinsamer Andacht ihr bedrängtes Herz vor Gott auszuschütten; sie hätten jetzt dem Drange ihres Herzens genügt und würden in freudiger Stimmung und mit ruhigem Gewissen der Zukunft entgegengehen. Im Namen sämtlicher Kameraden wurde ich von Herrn Hirschberg ersucht, einen Gottesdienst für das I. Armeekorps bald wieder abzuhalten. In gehobener Stimmung trennte sich die andächtige Schar. — —

Der in diesem Bericht erwähnte Vizefeldwebel L. Hirschberg schildert die Eindrücke dieses Gottesdienstes in anschaulicher Weise:

„Nachdem Rosch haschonoh verflossen war, ohne daß in irgend einer Weise den jüdischen Soldaten wegen der Feier desselben eine Berücksichtigung zuteil geworden wäre, waren wir um so freudiger überrascht, als zwei Tage vor Jom-Kippur durch Korpsbefehl des Generals von Manteuffel Exzellenz die Regimenter resp. Bataillone angewiesen wurden, die Soldaten mosaischen Glaubens zur Feier des Versöhnungstages am 5. d. M. nachmittags und den darauf folgenden Tag vom Dienste zu dispensieren und sie nach St. Barbe, dem zeitigen Sitze des Hauptquartiers, zu beurlauben, vorausgesetzt, daß die betreffenden Truppenteile in diesen Tagen nicht durch Gefechte alarmiert würden. Dieses trat nun glücklicher Weise nicht ein, und so wurde uns jüdischen Soldaten des I. Armeekorps wirklich die hohe Freude zuteil, einen tiefgefühlten Wunsch unseres Herzens befriedigt zu sehen und in gemeinsamer Andacht bei einem Gottesdienste in unserer Väter Weise den Jom-Kippur verleben zu können. In so inbrünstiger Andacht hatte wohl noch keiner von uns im prachtvollsten Tempel seiner Heimat gebetet als in dem kleinen niedrigen Zimmer mit zerbrochener Tür und entglasten Fenstern und mit von Granaten durchbohrten Wänden.

Von Zeit zu Zeit in kleiner Entfernung von uns donnerten unsere Kanonen nach Metz hinüber, und wir fühlten das Vergängliche unseres Daseins und das Bedürfnis, uns mit unserem Gott zu versöhnen — denn wie bald könnte es dazu zu spät sein — in der tiefsten Tiefe unseres Herzens in nie geahnter Weise, und vielen von uns, denen die Bedeutung des Jom-Kippur innerlich bis jetzt fremd geblieben war, wird sie wohl jetzt unvergeßlich klar geworden sein. . . .

Erschienen waren von den im Armeekorps dienenden 71 Soldaten einige sechzig, mehrere Stabsärzte und einige Beamte der Militärverwaltung, alle freudig bewegt, den Jom-Kippur feiern zu können. Wie sehr die Intelligenz bei den jüdischen Soldaten vorwiegend ist, ersah man daraus, daß der größte Teil derselben aus Unteroffizieren, Chargierten und einigen Freiwilligen bestand, und daß in der Versammlung ein Ton des Anstandes und der Bildung herrschte, wie man ihn selten bei einem Zusammensein von eben so vielen Soldaten findet.

Das Betlokal bestand aus zwei kleinen Zimmern; auf dem Misrach-Tisch brannten die Lichter, in Flaschen gesteckt, und zur Seite desselben standen einige Gewehre; die Gemeinde selbst, aus Truppengattungen aller Art zusammengesetzt, befand sich in voller Kriegsrüstung, da sie jeden Augenblick des Alarms gewärtig sein konnte. Als Vorbeter fungierte ein Unteroffizier (in seinen Zivilverhältnissen ein angesehener Kaufmann aus Thorn), der in schlichter Weise, jedoch mit innigem Verständnis, die Gebete rezitierte, und Herr Dr. Blumenstein sprach tiefergreifende Worte, die, den Verhältnissen angepaßt, bei vielen der Anwesenden die Tränen fließen machten. Wir schieden von einander in erhobener Stimmung und tiefe Rührung im Herzen, mit dem Versprechen, uns morgen wieder zusammen zu finden. Doch leider war dies wohl 20 Kameraden nicht vergönnt, da ihre betreffenden Regimenter, die in der Avantgarde der Vorposten lagen, im Gefecht waren und ihnen kein Urlaub erteilt werden konnte. Wir jedoch, die wir im Gros und der Reserve uns befanden, verbrachten den Tag in inbrünstiger Andacht und mit dankerfülltem Herzen gegen Gott, der uns, oft so wunderbar, vor dem nahe drohenden Tode und vor Verwundung beschützt hatte.

Als die Sonne sich zum Untergange senkte und der Donner der Kanonen anstatt der Jehovaklänge in unser Ohr schallte, trennten wir uns, wehmütigen Trost im Herzen und doch wieder aufgerichtet in der Hoffnung, daß Gott, der uns bisher behütet hat, uns auch eine glückliche Rückkehr in die ersehnte Heimat vergönnen werde." — —

Zu der gleichen Zeit wurde auch bei der Belagerungsarmee vor Paris in der Synagoge des Rothschild'schen Schlosses Ferrières, wo König Wilhelm vom 18. September bis Anfang Oktober sein Hauptquartier hatte, ein Gottesdienst am Jom-Kippur abgehalten. —

— — — — — —

Durch diese Veranstaltungen kam die Frage der Anstellung jüdischer Feldgeistlicher bei der Armee in Fluß. Schon bei Beginn des Krieges hatte das Landrabbinat von Hannover bei dem preußischen Kultusminister die Anstellung einiger jüdischer Feldprediger beim Heere beantragt. Der Kultusminister von Mühler lehnte diesen Antrag mit der Motivierung ab, daß die verhältnismäßig kleine Zahl jüdischer Soldaten und ihre Zerstreuung unter alle Truppen eine etatmäßige Regelung der jüdischen Militärseelsorge unausführbar mache.

Unter Bezugnahme auf diese ministerielle Ablehnung äußerte sich Dr. Blumenstein in seinem eben mitgeteilten Bericht: „Niemand,

der die Gemütsverfassung der israelitischen Soldaten aus eigener Erfahrung kennen gelernt, wird die Dringlichkeit der Anstellung von jüdischen Feldgeistlichen bestreiten können. Die große Mehrheit der israelitischen Soldaten ist voller Sehnsucht nach religiöser Einwirkung; sie besitzen Gebetbücher, und diejenigen, welche solcher ermangeln, äußern ein brennendes Verlangen nach denselben. Der religiöse Sinn und das Bedürfnis nach einer richtigen Leitung ist unbedingt in großer Tiefe vorhanden. Die nicht zu leugnende Schwierigkeit, welche in dem Umstande liegt, daß die israelitischen Soldaten in den Regimentern zerstreut sind, spricht nicht für die Unmöglichkeit, vielmehr für die noch größere Notwendigkeit der fixen Anstellung von jüdischen Feldgeistlichen. Das Bedürfnis sowohl als auch die Möglichkeit einer geistlichen Tätigkeit für die Israeliten in der Armee beweist meine von Sr. Exzellenz dem General von Manteuffel angenommene Sendung und Ausführung derselben, wenn sie auch nur auf einen Teil der Soldaten sich erstrecken konnte. Daß es mir nicht gelungen ist, sämtliche in der Belagerungsarmee vor Metz zerstreuten Israeliten zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienst zu vereinen, lag wesentlich nur in der Spannung des Augenblicks, wo fortwährend Gefechte bevorstanden, weshalb auch unvorhergesehene Dislokationen vorgenommen werden mußten, Umstände, die selbst auf dem Kriegsschauplatze nicht die Regel bilden. Aber die Zerstreuung der israelitischen Soldaten in dem zwölf Meilen umfassenden Lager war allerdings für mich ein mächtiges Hindernis, aber auch nur für mich, weil ich für unsern Zweck völlig unvorbereitete Verhältnisse vorgefunden, da bei meiner Ankunft in St. Barbe und Olgy selbst die Zahl der vorhandenen Israeliten erst zu ermitteln gewesen. Ein im Lager fix angestellter israelitischer Feldgeistlicher würde mit Leichtigkeit in der Lage sein, die Verhältnisse sich zeitig zurecht zu legen und in verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Abteilungen an verschiedenen Orten gottesdienstliche Versammlungen abzuhalten. Im übrigen besteht ja die Wirksamkeit des Feldgeistlichen nicht lediglich in der Abhaltung von gemeinschaftlichen Gottesdiensten, sondern vorzüglich auch in der Einwirkung auf den Einzelnen durch ersprießliche Zusprache in den verschiedenen Lagen, welche die Verhältnisse herbeiführen, und durch hilfreichen Beistand in Wort und Tat. —

Unterdessen hatte Rabbiner Dr. Treuenfels in Stettin sich nochmals an den Kultusminister gewandt und ihm zwei junge Rabbiner Dr. Lewin und Dr. Guttmann genannt, die sich bereit erklärt hatten, als Feldgeistliche zu der Armee zu gehen. Dies wiederholte Gesuch in Verbindung mit dem durch General von Manteuffel zustande gekommenen Feldgottesdienst führte zu einer Allerhöchsten Kabinetsordre vom 15. Oktober 1870, durch welche die Seelsorge der jüdischen Soldaten „vorläufig dahin geregelt wurde, daß den Rabbinern Dr. Lewin und Dr. Guttmann die Seelsorge der jüdischen mobilen Truppen und in den Lazaretten gestattet wurde.“ —

Als der gegenwärtige Krieg ausbrach, wandte sich der Verband der Deutschen Juden und die Freie Vereinigung für das orthodoxe Judentum an die zuständige Behörde, um die Anstellung jüdischer Feldgeistlicher in die Wege zu leiten. Nach vielfachen Verhandlungen mit dem Kriegsministerium und dem Reichskanzler-Amt wurde der freudige Erfolg erzielt, daß durch Allerhöchste Kabinetsordre zunächst sechs deutsche Rabbiner als Feldgeistliche unter den gleichen Bedingungen wie die christlichen Feldgeistlichen für das preußische Kontingent eingestellt würden. Unter der beträchtlichen Anzahl deutscher Rabbiner,

die sich als Feldgeistliche zur Verfügung gestellt hatten, wurden zunächst Dr. Baeck-Berlin, Dr. Italiener-Darmstadt, Dr. Arthur Levy-Berlin, Dr. Emil Levy-Berlin, Dr. Salzberger-Frankfurt a. M. und Dr. Wilde-Magdeburg mit der Seelsorge der Feldarmee betraut. Die genannten Herren sind bereits zur Armee ausgerückt.

Jungdeutschland.

Vorwärts! drauf! mit fliegenden Fahnen!
Suchet und findet die Wege der Ahnen,
Feurigen Mutes betretet die Felder,
Heiligen Zornes durchstürmet die Wälder,
Rächenden Armes durchfurchet die Fluren,
Folget als Helden den glorreichen Spuren,
Tapfer entflammt und begeistert zu Hauf',
Viel Feind' — viel Ehr' —
Marsch, Marsch, Hurra und drauf!

August 1914.

Henry Hoffstaedt, Berlin.

Rundschau.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Der Sommer wurde von der Vereinsleitung durch zahlreiche Zusammenkünfte auf der Liebichshöhe und durch einen größeren Ausflug (nach Kottwitz) ausgenutzt.

Die Zusammenkünfte fanden jeden Dienstag unter großer Beteiligung statt. Sie hatten den Zweck die Mitglieder einander näher zu bringen, um so ein erhöhtes Vereinsinteresse zu ermöglichen. Natürlich wurde auch Wert darauf gelegt, die geistigen Interessen des Vereins zu pflegen und zu fördern.

Wichtig für unsere Entwicklung ist die Gründung zweier Gruppen in unserem Verein.

1. Wurde eine „Bibelgruppe" gegründet, die unter Leitung eines bewährten Theologen eine ganze Menge Arbeit bewältigen konnte.

2. Wurde eine „Studiengruppe für religiöse Fragen" gegründet. Hier wurden die Fragen über die Bedeutung des Judentums in eingehender Weise behandelt, und auch hier sind große Erfolge zu verzeichnen.

Während der Vereinsvorstand ein festes, großzügiges Winter-Programm aufgestellt hatte und sogar mit namhaften auswärtigen Redner behufs Uebernahme von Referaten in Verbindung getreten war, setzte der Weltkrieg ein.

Ein großer Teil unserer Mitglieder eilte zu den Fahnen, andere stellten sich den Behörden freiwillig zur Verfügung, so daß unsere Reihen stark gelichtet sind.

Trotz der ernsten Zeit soll die Vereinstätigkeit in kleinem Rahmen wieder aufgenommen werden. Kurze Referate sind in Aussicht genommen. An dieser Stelle sei noch mitgeteilt, daß der Vereinsvorstand beschlossen hat, von einem Wintervergnügen Abstand zu nehmen und aus den hierfür bewilligten Kosten „50 Mark" dem Roten Kreuz zu überweisen.

Hoffentlich folgen den jetzigen ernsten Tagen wieder Tage des Friedens, in denen wir dann unsere volle Vereinstätigkeit wieder aufnehmen können, zum Heile der Interessen des liberalen Judentums.

Mögen dann die Worte, die unser Glaubensgenosse, der Reichstagsabgeordnete Stadtrat Dr. Ludwig Haas in der Stadt „Gabriel Riessers" prägte, in Erfüllung gehen:

„Eine Zeit soll kommen, da wird die Durchführung der Menschenrechte und die Schaffung der völligen Gleichberechtigung aller Konfessionen der Ruhmestitel Deutschlands sein."

Breslau, Ende August 1914.

Curt Brienitzer.

Aus Bayern. Die Juden in der Armee. Als im Jahre 1870 das Vaterland seine waffenfähigen Söhne zum Kriege gegen Frankreich rief, da erfüllten selbstverständlich auch die Soldaten jüdischer Religion ihre Pflicht. Nach außen hin trat dies jedoch nicht so sehr in die Erscheinung. Waren doch erst drei Jahre vergangen, seitdem die allgemeine Wehrpflicht auch in Bayern zur Einführung gelangte, erst zwei Jahre seit der Errichtung des einjährig-freiwilligen Dienstes. So kam es denn, daß die aktive Beteiligung der Juden in Bayern sich in dem Kriege in engen Grenzen hielt und in einzelnen Regimentern wie dem meinigen (Inf. Leib.-Rgt.) nur vereinzelte Glaubensgenossen mit ausmarschierten. Aber diese wenigen waren erfüllt von dem Gelöbnis: mehr tun zu müssen als ihre vorgeschriebene Pflicht; gerade weil sie Juden waren. Und sie haben es erfüllt. Wer von den bayerischen Offizieren und Soldaten jüdischer Konfession überhaupt aus dem glorreichen Kriege zurückkehrte, tat es mit Ehren; auf vielen Uniformen prangten Auszeichnungen.

Wie ganz anders stellt sich die Beteiligung in unseren Tagen. Die Statistik wird es ja ziffermäßig belegen, wie groß der Anteil der jüdischen Soldaten auch in Bayern ist; schon heute steht es nach allgemeinen Erscheinungen fest, daß die Zahl eine außerordentlich große, prozentual den übrigen Konfessionen mindestens gleichwertige sein wird. Besonders wird dies im Stande der Unteroffiziere der Reserve, Landwehr und des Landsturms sein, da die Zahl der seit Jahrzehnten jährlich als Einjährig-Freiwillige zugegangenen Juden gerade in Bayern eine besonders hohe gewesen. Aber auch unter den Reserveoffizieren finden sich zahlreiche Namen und auf dieses Reservatrecht ist Bayern mit Recht stolz.

Gehen wir aber weiter und lassen wir die Ziffern der freiwilligen Kriegshelfer Revue passieren, so werden wir auch hier die Tatsache konstatieren können, daß die Juden von dem gleichen glühenden Patriotismus, der sein höchstes, das Leben geben will, erfüllt sind wie die Angehörigen anderer Glaubensgemeinschaften. Hat sich doch beispielsweise in München ein nur aus Juden bestehendes Studentenkorps in corpore zum Dienste gemeldet. Hoffen wir, daß — angesichts dieser begeisterten Hingabe an das teure Vaterland — im wiedergewonnenen Frieden jedes noch bestehende Vorurteil schwinden und wir uns die Gleichberechtigung in allen Kontingenten auf der Wahlstatt erkämpft haben werden.

Wilhelm Prager.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 10 und 11. Jahrgang 6. Oktbr. u. Novbr. 1914.

Völkerhaß und Nächstenliebe.

Von Dr. C. Seligmann-Frankfurt a. M.

Wie viele unentdeckte Länder liegen doch in der Menschenseele verborgen! Wir kennen uns aus in den Straßen des Himmels und den Tiefen der Erde, nur uns selber haben wir nicht bis in die letzten Tiefen ausgeforscht. Da reißt die Sturmflut eines ungeheuren Erlebnisses, wie dieser furchtbare Weltkrieg, uns aus der sicheren Gewohnheit unseres Fühlens und Denkens, und wir entdecken in verborgenen Abgründen unseres Seins atavistische Gefühle, die wir in uns nie vermutet hätten.

Haben wir nicht das große Hassen gelernt? Der vielgeschmähte Gott des Zornes des „alten Testamentes" kommt in diesen Tagen zu seinem Recht. Tote Worte der Vergangenheit kehren zum Leben zurück. Ein furchtbares Verständnis ist uns plötzlich aufgegangen für grausame Wünsche, die wir für begraben hielten.

Wenn wir sonst in unserer Pesachhagada zu dem Psalmvers kamen, wo der Dichter zu seinem Gotte betet: „Schütte Deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die Deinen Namen nicht anrufen", da mochten wir am liebsten diese Worte unterdrücken oder haben sie wirklich überschlagen. Uns war das Verständnis für solche Verwünschungen abhanden gekommen.

Und heute! Findet das Psalmwort: „Schütte Deinen Grimm auf die Völker" nicht tausendfachen Widerhall in unserer Seele? Rufen wir nicht in unserer Seele ähnliche Verwünschungen herab auf die Völker, die sich zum Untergang unseres Vaterlandes verschworen haben? Jubeln wir nicht, wenn der Feind blutigen Untergang findet? Sind wir nicht grausam geworden in unseren Gefühlen? Lodert der Haß nicht in unseren Herzen, ohne daß wir uns dagegen wehren? Dünkt uns der Haß nicht ein heiliger Haß? Ein sittlich berechtigtes Empfinden?

Wie verträgt sich dieser Haß mit der laut gepriesenen Nächstenliebe, deren sich alle Religionen rühmen? Sollen wir als Patrioten hassen dürfen, wo wir als Menschen lieben sollen? Haben alle unsere großen Ideale ihren Wert verloren? Ist das Nietzsche'sche Schlagwort von der Umwertung aller sittlichen Werte für unser Geschlecht Wahrheit geworden? „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst", steht in der alten Bibel geschrieben. Zarathustra aber spricht: „Hier sitze ich und warte,

alte zerbrochene Tafeln um mich und auch neue halb beschriebene Tafeln. Wann kommt meine Stunde?" „Siehe, hier ist eine neue Tafel: „schone deinen Nächsten nicht." „Diese neue Tafel, o meine Brüder, stelle ich über euch: werdet hart."

Ist die Stunde Zarathustras gekommen? Sind alle alten Tafeln zertrümmert? Tritt der Haß an die Stelle der Liebe? Die Grausamkeit an die Stelle des Erbarmens?

Was soll daraus werden?

Einmal wird der furchtbare Krieg doch zu Ende gehen müssen. Soll dann der Haß fortwuchern von Geschlecht zu Geschlecht? Sollen dann alle Brücken abgebrochen bleiben zwischen den Nationen, die sich heute bekämpfen? Sollen dann auf lange Zeit hinaus alle internationalen Verständigungen und Verbindungen an dem stillen Hasse scheitern, der sich in die Herzen eingefressen hat? Soll unsere Jugend aufwachsen mit diesem Völkerhaß in der Seele?

Aber können wir unserer Jugend von Liebe zu Rußland, zu England, zu Frankreich, zu Japan, zu Serbien reden in diesen Tagen? Können wir uns selbst zu solcher Liebe überreden?

Auf diese Fragen gibt es eine klassische Antwort. Sie wurde zur Zeit, da in Deutschland Aufklärung und Toleranz aufblühten, vor etwa 150 Jahren, von Lessing gegeben.

Friedrich Nikolai, der Freund Lessings, erzählt uns:

Während Lessing in Hamburg lebte, entstand ein großer theologischer Zwist. Seit langer Zeit war in den Hamburgischen Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgelesen worden, worin unter anderem auch die Worte aus Psalm 79, 6: „Schütte Deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die Deinen Namen nicht anrufen", standen. Im Jahre 1769 hielt Alberti und ein anderer Prediger es wider ihr Gewissen, diese Worte ferner von der Kanzel zu sprechen, und ließen sie aus dem Bußgebet aus. Goeze, streitsüchtigen Andenkens, unterließ nicht, darüber Lärm zu schlagen und seine Kollegen aufs bitterste zu verunglimpfen; der Pöbel nahm Partei für Goezen und wollte Gottes Grimm über alle ausgeschüttet wissen, die nicht wie Goeze und der Pöbel dachten. Lessing meinte, man könne das Kirchengebet in Schutz nehmen; man müsse in dieser Sache wohl distinguieren; dann werde sich finden, in welcher Rücksicht man sehr wohl so beten könne und so beten müsse. Alberti entgegnete, hier helfe keine Distinktion, denn in aller Betrachtung sei es abscheulich, ein solches Gebet zu beten. Lessing verfocht seinen Satz. Alberti meinte, er möchte wohl sehen, wie man das Gebot „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst" mit dem Gebet vereinigen könne. Da antwortete Lessing: „Das sollen Sie sehen!"

Lessing ging fort und machte in wenigen Tagen fertig:

„Eine Predigt über zwei Texte, über Psalm 79, 6: Schütte Deinen Grimm über die Heiden usw., und über Matth. 22, 39 (eigentlich 3. Mos. 19, 18): Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst" mit Yorik. Aus dem Englischen übersetzt."

Diese Predigt, die als Manuskript in wenigen Exemplaren gedruckt und aus Rücksicht auf Alberti von Lessing später vernichtet worden und verloren gegangen ist, war, wie Nikolai berichtet, in ihrer Art ein Meisterstück. Yoriks Manier war völlig erreicht, eben die Simplizität, eben die scharfsinnige und gutmütige Philosophie, eben die menschenfreundliche Teilnehmung und Toleranz, eben die Ausbrüche heiterer Laune, die aus dem ernsthaftesten Gegenstande ganz natürlich entstehen.

Nikolai teilt aus seiner Erinnerung die Vorrede der Predigt mit, die in Form einer Erzählung die Veranlassung enthält, die Yorik gehabt haben soll, diese Predigt zu verfassen. Die Erzählung ist folgende:

„Der Oberst Shandy ging eines Tages mit seinem getreuen Trim spazieren. Sie fanden am Wege einen mageren Menschen in einer zerlumpten französischen Uniform, der sich auf eine Krücke stützte, weil ein Fuß verstümmelt war. Er nahm stillschweigend mit niedergeschlagenen Augen den Hut ab, aber sein kummervoller Blick sprach für ihn. Der Oberst gab ihm einige Schillinge, ungezählt, wie viel. Trim zog einen Penny aus der Tasche und sagte, indem er denselben gab: ‚French dog!'

„Der Oberst schwieg einige Sekunden und sagte darauf, sich gegen Trim kehrend: ‚Trim, es ist ein Mensch und kein Hund!'

„Der französische Soldat war ihm nachgehinkt. Auf des Obersten Rede gab Trim noch einen Penny und sagte abermals: ‚French dog!'

„ ‚Und, Trim, dieser Mensch ist ein Soldat!' Trim sah ihm starr ins Gesicht, gab wieder einen Penny und sagte: ‚French dog!'

„ ‚Und, Trim, er ist ein tapferer Soldat; du siehst, er hat für sein Vaterland gefochten und ist schwer verwundet worden.' Trim drückte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab und sagte: ‚French dog!'

„ ‚Und, Trim, dieser Soldat ist ein guter und ein unglücklicher Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder.' Trim, eine Träne im Auge, gab alles, was er noch in der Tasche hatte, und sagte etwas leiser: ‚French dog!'

„Als der Oberst nach Hause kam, sprach er mit Yorik über diesen Vorfall. Yorik sagte: ‚Es ist klar, Trim hasset die ganze Nation, welche seinem Vaterlande feindselig ist; aber er kann jedes Individuum aus derselben lieben, wenn es Liebe verdient.'

„Dies gab Gelegenheit, daß' Yorik die folgende Predigt hielt."

* * *

Es gibt einen Haß, der nicht dem Einzelnen gilt, sondern dem abstrakten Inbegriff der feindlichen Macht, die meinem Vaterlande schaden will. Man kann das revanchegierige Frankreich, das seit Jahrhunderten ein Element der Beunruhigung für Europa und insbesondere für Deutschland gewesen ist, hassen. Man kann das brutale England als den Inbegriff der unersättlichen Herrschsucht, des mit dem Mantel der Tugend sich heuchlerisch verbrämenden Egoismus und Krämerneides vom Erdboden verwünschen. Man kann Rußland als die Verkörperung asiatischer Grausamkeit und Barbarei verfluchen.

Wie wir das Gute lieben und den Allgütigen anflehen, daß er das Reich des Guten und Sittlichen wachsen lasse, so dürfen wir das Böse hassen, und zu Gott beten, daß das Reich des Frevels ausgerottet werde und von der Erde schwinde. In diesem Sinne mögen wir getrost beten: „Schütte Deinen Grimm auf die Völker!"

Aber indem wir das Böse, das wir in der feindlichen Nation verkörpert sehen, hassen, können wir dennoch jeden Einzelnen aus dieser feindlichen Nation, wo er uns als Mensch, losgelöst von seiner Nation, entgegen tritt, lieben und müssen uns hüten, ihm unser Mitleid zu versagen.

Vergessen wir nicht: In jedem Volk und in jeglicher Zunge gibt es Gerechte und Ungerechte. Menschenliebe und Gerechtigkeit, Adel der Gesinnung und Wahrhaftigkeit sind nicht Privilegien eines einzigen Volkes. Wie die Sonne über die ganze Erde ihr mildes, reines Licht ergießt, so ist Güte und Sitt-

lichkeit nicht auf ein Volk und Land beschränkt. Im barbarischen Rußland fühlt ein einsames Mütterchen denselben Schmerz um ihren Sohn, den sie draußen im Felde weiß, wie eine deutsche Mutter. Wie groß steht jene deutsche Frau da, die einen in Deutschland gefangenen Franzosen mütterlich bis zu seinem Tode pflegt und die dann der fremden Mutter, die sie nicht kennt, in deren Seele sie sich aber hineinfühlt, einen rührenden Brief schreibt, in welchem sie von den letzten Augenblicken des gefangenen Sohnes und von seinem sanften Ende erzählt, und wie der letzte Seufzer des Sterbenden die Mutter im fernen Lande gewesen.

Und sollte wirklich in dem „falschen Albion", in welchem so viele unter uns die vornehmsten, gütigsten Menschen kennen gelernt haben, alle Wahrhaftigkeit, aller Gerechtigkeitssinn, alle Sittlichkeit, alle Menschenliebe mit einem Male untergegangen sein, sodaß wie in Sodom keine fünf Gerechte im ganzen großen britischen Reiche wären? Wer vermäße sich, solche frevelhaften Gedanken zu hegen! Wir sind allzumal Sünder und sollten — auch in diesen alle Leidenschaften aufwühlenden Zeiten — gerecht und milde urteilen über unsere Feinde.

Unvergleichlich schön kommt dieser Gedanke zum Ausdruck in einer Erzählung aus dem Talmud:

„In Rabbi Meirs Nachbarschaft wohnten böse Menschen, die ihm unsäglich viele Kränkungen zufügten. Da betete Rabbi Meir zu Gott, daß er sie verderben möge. Aber sein edles Weib Beruria wies ihn zurecht und sprach: ‚Was kommt dir in den Sinn? Steht denn geschrieben (Psalm 104, 25), die Sünder sollen ausgerottet werden? Nein! Die Sünden, heißt es, sollen ausgerottet werden. Wenn das Böse schwindet, gibt es keine Bösen mehr. Bete zu Gott, daß sie von ihrem bösen Wandel umkehren, dann sind sie keine Bösen mehr.' Rabbi Meir folgte seinem frommen Weibe, und wirklich, die bösen Nachbarn kehrten zum Guten zurück." (Talmud Berachot 10a.)

Es ist notwendig, daß wir uns solche Gedanken, unbeschadet unseres kraftvollen, impulsiven patriotischen Empfindens, unbeschadet unseres heiligen Hasses gegen den bösen Feind, immer wieder ins Gedächtnis zurückrufen, damit wir in unserer Seele und damit die Zukunft der Menschheit nicht schweren Schaden leiden. Wir dürfen nicht in satter Selbstzufriedenheit und in Selbstgerechtigkeit erstarren. Und wir dürfen in unserer Seele nicht alle Brücken abbrechen, die nach dem Kriege zu den anderen Völkern führen. Um der Versöhnung nach dem Kriege willen, um des Ideals der Menschheit willen, müssen wir im Kriege schon unsere Seele mit dem Gedanken nähren, daß aus dem Haß gegen das Böse die Liebe zu den Guten, ja die Liebe zu allen denen, die unserer Liebe bedürfen, das große Verstehen und Verzeihen hervorkeimen muß.

Gustav Josephthal.

Von Dr. Max Freudenthal-Nürnberg.

Mit Gustav Josephthal ist nicht bloß eine der hervorstechend charakteristischen Persönlichkeiten, sondern auch einer der bedeutsamsten Schöpfer und Förderer des neuzeitlichen Judentums dahingegangen. Die Nürnberger Kultusgemeinde in ihrem Ansehen und ihrer Bedeutung ist sein Werk; daß sie von Anfang ihrer Entwicklung an eine moderne Prägung erhielt und ein starker Hort des religiösen Liberalismus geworden und geblieben ist, sein Verdienst. Die geschichtlichen Verhältnisse boten freilich die

Hand dazu. Die Gemeinde war ganz jung, eben erst in der Bildung begriffen, als Josephthal 1869 an ihre Spitze trat. Sie hatte keinen historischen Besitz, der umzuformen gewesen wäre; denn zwischen dem tragischen Ende der mittelalterlichen Gemeinde 1499 und der Wiederansiedlung von Juden in Nürnberg lagen mehr als drei Jahrhunderte. Die neue Gemeinde konnte sich ihr Gewand selber zurechtschneiden, und das war nicht gut anders möglich als in modernen Formen. Aber diese glücklichen Umstände fanden in Gustav Josephthal den Mann, der sie begriff, beherrschte und auf die rechte Bahn lenkte. Er brachte alle erforderlichen Eigenschaften des Geistes, des Herzens und des Charakters in trefflicher Vereinigung mit. Scharfer Verstand, energischer Wille, feuriges Temperament, eindringliche Menschen- und Sachkenntnis, unbeugsame Arbeitskraft waren in ihm gepaart mit jovialem Sinn, gütiger Gesinnung, versöhnlichem Entgegenkommen, gern geübter Hilfsbereitschaft in Rat und Tat. Der stattliche Mann mit seinem imponierenden Auftreten und seiner vornehmen Würde ragte überall um Haupteslänge hervor; aber er erdrückte nicht, sondern anerkannte auch anderen bereitwilligst Würde, Ansehen und Bedeutung. Aus dem Elternhause und der Jugenderziehung brachte er tiefen Gottesglauben und ehrfurchtsvolle Pietät gegen das Judentum und seine Lehren mit. Seine allumfassende Bildung beherrschte dessen Kultus, Geschichte und Literatur so gut wie die anderen Gebiete des Wissens. Er war ebenso durchdrungen von der ewigen Erhabenheit und dem Idealismus der jüdischen Religion, wie er überzeugt war von der Entwicklungs- und Anpassungsfähigkeit ihrer äußeren Formen an jeden Kulturfortschritt. Wissen und Können in den Dienst der Glaubensgenossenschaft zu stellen und ihr im Innern zu solchem Fortschreiten, in ihrer äußeren Stellung zu Achtung und Ansehen vor der ganzen Welt zu verhelfen, dünkte ihm eine heilige Pflicht für jeden Juden, besonders für jeden vornehmen und gebildeten. Oft genug gab er seiner Entrüstung über diejenigen Ausdruck, die alle Rechte als Juden forderten, aber keine Pflicht als Juden erfüllen wollten.

So war Gustav Josephthal der geborene Führer der Gemeinde, der rechte Mann, um den inneren und äußeren Wirren, in denen die junge Nürnberger Kultusgemeinde als in Geburtswehen steckte, schnell ein Ende zu bereiten und sie mit sicherer und sorgsamer Hand auf die Bahn ihrer glänzenden Entwicklung zu führen. Sofort bei Uebernahme seines Amtes drängten die wichtigsten Fragen des inneren Gemeindelebens zur Entscheidung und boten somit Gelegenheit, der neuen Vereinigung alsbald und ein für allemal ihre religiöse Prägung zu geben. Der erste Rabbiner mußte berufen, das Gotteshaus gebaut, der Gottesdienst eingerichtet werden. Nach den Anschauungen des Vorsitzenden, der Verwaltung und der Gemeinde selber konnten alle diese bedeutsamen Angelegenheiten nur in fortschrittlichem Sinne ihre Erledigung finden. In der Gemeinde war sogar die Stimmung der Mehrzahl für die Uebertragung des Rabbinats an Leopold Stein, der bekanntlich in Lehre und Leben dem äußersten Flügel der damaligen Reformrabbiner angehörte. Josephthal warnte mit seiner bedachten Klugheit davor, in die eben erst durch ihn friedlich geeinte Gemeinschaft einen Mann extremer Richtung hineinzustellen. Er soll damals das Wort geprägt haben: „Der Kutscher muß nüchtern bleiben; die im Wagen sitzen, mögen betrunken sein." Aus der zeitlichen Situation der Gemeinde heraus ist es wohl begreiflich. Gegen den Liberalismus als solchen, wie orthodoxe Schadenfreude später weismachen wollte, war es natürlich

nicht gemünzt. Denn Kandidaten, bei denen die Aufrichtigkeit der Reformgesinnung von sachverständiger Seite auch nur angezweifelt wurde, schieden sofort aus, und den Sieg unter den Bewerbern trug kein anderer davon als Dr. Moritz Levin, heute der bekannte und verehrte Prediger der — Berliner Reformgemeinde. Es ist bezeichnend für Gustav Josephthal, daß ihn mit Levin und ebenso mit dessen Amtsnachfolgern ohne jede amtliche Reibungsfläche allezeit die innigste Freundschaft verband; es war ihm selber Herzens- und Ehrensache, dem Rabbiner innerhalb wie außerhalb der Gemeinde alle Ehren und Würden einzuräumen und zu verschaffen, die dem geistlichen Oberhaupte gebühren. Um die Art zu kennzeichnen, in der er auch die gottesdienstlichen Fragen löste, genügt es, zu sagen, daß Levin das Gebetbuch für die neue Synagoge entwarf, Lewandowski die gesamten Kompositionen dafür schuf, Singer als Kantor berufen wurde.

Josephthal selber bot sich um dieselbe Zeit eine freudig ergriffene Gelegenheit, sich über die Angelegenheiten des Judentums und besonders über die des Kultus und der Liturgie vor dem rechten Forum zu informieren. 1869 tagte die erste Synode zu Leipzig, 1871 die zweite zu Augsburg, beide Male unter der Leitung von Moritz Lazarus. Nürnberg war durch seinen Vorsitzenden vertreten. Er verhielt sich in Leipzig schweigend, nur mit empfänglichem Gemüte die mannigfaltigen Eindrücke in sich aufnehmend. In Augsburg trat er schon selbständig hervor. Er fungierte als Schriftführer der Versammlung und wurde in die wichtige Kommission für Eheangelegenheiten gewählt, für deren Arbeiten er zusammen mit seinem Berufs-, Amts- und Gesinnungsgenossen Emil Lehmann aus Dresden mehrere Anträge gestellt hatte. Der eine verlangte die Anerkennung der Gültigkeit der Zivilehe auch vom religiösen Standpunkt aus und wurde angenommen. Der andere forderte die Uebertragung der Ehescheidung bei den Juden aus der Jurisdiktion der Rabbiner und dem jüdischen Privatrecht auf die öffentlichen bürgerlichen Gerichte. Josephthal wünschte zur Erledigung dieses Antrags erst eine genaue Prüfung der bisherigen Rechtsprechung und vor allem der Frage, welche Ehescheidungsgründe überhaupt noch praktisch seien, durch die Kommission und beantragte ferner, daß dieser Gegenstand der erste und vorzüglichste Punkt der Verhandlungen der nächsten Synode sein solle. Namentlich sollte dabei auch die Beiziehung der Rabbiner zum gerichtlichen Verfahren und die möglichste Anstrebung einer Gleichstellung beider Geschlechter in Scheidungssachen erörtert werden. Die dritte Synode ist bekanntlich nicht zustande gekommen. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat zudem die Beratung aller dieser Fragen überflüssig gemacht. Soweit sie noch hinsichtlich des religiösen Scheideaktes weitergehen, haben die Richtlinien der liberalen Rabbiner die Grundsätze aufgenommen, die Gustav Josephthal damals proklamiert wissen wollte. An der Begründung der liberalen Vereinigung und der Veröffentlichung der Richtlinien nahm er darum regen Anteil. Unvergeßlich wird es jedem Teilnehmer an der ohnedies unvergeßlichen Nürnberger Tagung der liberalen Vereinigung im Jahre 1910 bleiben, wie der hochbetagte, bereits aus dem Amt geschiedene und seit Jahren ans Haus gefesselte Mann zu aller Freude in der öffentlichen Versammlung erschien und der Gegenstand herzlicher Ovation wurde. Die ihm nahe stehen, wissen, welch' tiefen und nachhaltigen Eindruck diese begeisterte Versammlung auf ihn ausgeübt hat. Unsere Zeitung fand an ihm einen gewissenhaften, sachverständigen und urteilsberufenen Leser, und der Richtlinienkampf zitterte

in allen seinen Stadien in seinem Gemüte nach. Er, der getreu den Richtliniengrundsätzen allezeit auch den Andersdenkenden gegenüber voll Ritterlichkeit, Wohlwollen und Versöhnlichkeit sich erwiesen hatte, war entsetzt über die zu Tage getretene Maßlosigkeit des Fanatismus, und es war ganz und recht in seinem Geiste, als in der großen Richtlinienversammlung im März 1913 zu Nürnberg sein Sohn, Justizrat Emil Josephthal, eindrucksvoll das Recht, die Bedeutung und die Verdienste des religiösen Liberalismus im Judentum feststellte und wuchtig die unerhörten Angriffe der Gegner zurückwies.

Es ist ein eigentümliches Walten der Vorsehung, daß Gustav Josephthal gerade in den Synodaljahren das Amt des Vorsitzenden der Nürnberger Kultusgemeinde übernommen hatte, und daß er bei seiner Amtsniederlegung die Zeit der neu erstarkten liberalen Bewegung noch erleben durfte. Vierzig Jahre, 1869—1909, hatte er sein Amt innegehabt. Seine Verdienste in dieser langen Zeit leuchten nicht bloß aus der glänzenden Entwicklung der Nürnberger Gemeinde hervor, sie haben vielmehr an allem teil, was das Wohl der Juden in Bayern, in Deutschland und in der ganzen Welt anging. In all den großen Vereinigungen, deren Arbeit solchen Zielen gilt, stand er mit an erster Stelle; in der Blüte seines Lebens hatte seine eindrucksvolle Persönlichkeit, in den Jahren seines hohen Alters sein weises Wort volle Geltung. Es gibt keine dieser Vereinigungen, mit deren Entstehung und Entwicklung nicht sein Name verknüpft wäre. Von der Geschichte der Nürnberger Gemeinde ist er ewig unablösbar. Die Historiker des Judentums werden ihn auf die Ehrentafeln schreiben, die sie in ihren Werken den Führern Israels errichten. Wir aber, die wir seines Geistes, seiner Religionsanschauung, seiner Weltauffassung sind, dürfen erst recht mit Stolz allezeit seiner gedenken. Möchten Männer seinesgleichen auch fernerhin Israels Geschicke lenken, dann können wir voll Zuversicht des Weges weiterschreiten, auf dem wir das Heil des Judentums erschauen!

Ueber die Lebensdaten und die Beisetzung Gustav Josephthals wird uns berichtet:

Geheimer Hof- und Justizrat Gustav Josephthal war am 8. September 1831 zu Ansbach geboren. Im April 1864 wurde er zum Kgl. Advokaten in Nürnberg ernannt. 1879 wurde er in den Vorstand der Anwaltskammer gewählt, deren Vorsitz er im Jahre 1896 übernahm und bis vor wenigen Jahren führte. 1869—1909 hatte er den Vorsitz, alsdann den Ehrenvorsitz in der Verwaltung der Kultusgemeinde Nürnberg inne. Er war Mitgründer und Vorsitzender des bayerischen Landesvereins und des D. J. G. B., einziges Ehrenmitglied des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Der bayerische Verdienstorden vom Hl. Michael I. Klasse schmückte ihn. Seit Ausbruch des Krieges standen seine sämtlichen Enkel im Felde. Einer seiner Söhne, Paul, der freiwillig als Oberleutnant und Kompagnieführer wieder in Dienst getreten war, kehrte verwundet kurz vor dem Tode des Vaters wieder heim, ausgezeichnet durch das Eiserne Kreuz. An der Bahre des friedlich Entschlafenen hielt Rabbiner Dr. Freudenthal vor stattlichem Geleite die Trauerrede, die an Tiefe des Inhalts und an Gewalt der Worte des Verblichenen würdig war. Justizrat Dr. Held, der Nachfolger im Vorsitz der Kultusgemeinde, zeichnete beredt und eindrucksvoll die unvergänglichen Verdienste um die Gemeinde Nürnberg, Justizrat Ofner-München diejenige um die bayerische, Schuldirektor Gombrich die um die gesamte Judenheit. Rabbiner Dr. Neubürger-Fürth spendete den Dank und Abschiedsgruß der

bayerischen Rabbiner. Geheimer Justizrat Vollhardt brachte tief ergriffen im Namen der Anwaltskammer dem langjährigen Vorsitzenden den Scheidegruß, Oberbürgermeister Dr. Geßler die warme Anerkennung der Schillerstiftung, Hofrat Dr. Goldschmidt in feinsinnigen Worten den Dank des Vereins für Ferienkolonien. Im gemeindlichen Ehrengrab fand Gustav Josephthal alsdann seine ewige Ruhe. Er ruhe in Frieden!

Der Krieg und unser Messiasglauben.*)

Von Direktor Professor Dr. Friedland-Seesen.

Draußen an der West-, Nord- und Ostgrenze unseres Vaterlandes erschallt in dieser Stunde der eherne Ruf der Schlachttrompete. Er sammelt unsere todesmutigen Krieger zum Kampf, zur Vernichtung des herandrängenden Feindes. Von hüben und drüben speien die Feuerschlünde der Mordwerkzeuge, der sinnreichsten, die je erfunden wurden, Tod und Verderben. Sie zerstören die Felder des Landwirts, das Gut des Kaufmanns, zerstören die Wohnungen der Menschen, machen alte Kulturstätten dem Erdboden gleich, vernichten Tausende und Abertausende von blühenden Menschenleben. Die Furie des Krieges rast wie noch nie und schont weder den Greis, noch die Frau, noch das Kind. Ein wütender Vernichtungskampf ist unter den Menschen entbrannt, gräßlicher als unter Raubtieren.

Dies alles spielt sich vor unseren eigenen Augen ab.

Und an diesem Kampfe nehmen auch die Söhne Israels teil. Die Not des Vaterlandes hat auch ihnen die Mordwaffe in die Hand gedrückt, auch sie lauern auf den Menschen, der wie ein schädliches Wild in unsere fruchtbaren Gefilde eingebrochen war. Auch sie zielen voll Haß und Wut auf das Herz des Feindes, auch sie bohren grausam und ohne Zagen ihr Bajonett in lebende Menschenleiber. Und sagen wir es frei heraus, wir hier, die wir fern von dem Schlachtengetümmel sind, wie sind wir doch verwandelt! In unserer Brust lodert der Haß und die Rache — ein gerechter Haß, ein heiliger Zorn. Aber es ist Haß, es ist der Wunsch nach Vernichtung des Nächsten, den wir doch lieben sollen wie uns selbst.

Und in dieser Gemütsverfassung, in der wir alle uns befinden, ertönt heute in den jüdischen Gotteshäusern, vielleicht auch da und dort in einem stillen Winkel des Schlachtfeldes, wenn gerade die gehetzten Streiter kurze Zeit ruhig aufatmen können, der alte Ruf, der Israel zur inneren Sammlung, zur Versöhnung, zum Frieden mahnt.

Während die Menschen sich draußen wie die wilden Tiere gegenseitig zerfleischen, beten wir in unseren Gotteshäusern, beten unsere Brüder im Feindesland:

„So verbreite denn, Ewiger, unser Gott, die Ehrfurcht vor Dir über alles, was Du erschaffen, daß Dir huldigen alle Geschöpfe, daß sie alle in einen Bund zusammentreten, um gemeinschaftlich Deinen Willen mit ganzem Herzen zu erfüllen."

Wir bewundern unsere Kämpfer, daß sie voll Mut ihre Brust den feindlichen Kugeln entgegenstellen; wir bewundern sie und sind stolz auf sie. Aber es gibt noch einen anderen Mut, nicht so erschütternd groß wie dieser, aber dennoch bewunderungswürdig, das ist der Mut des Bekenners. Es gehört wahrlich Mut dazu, in der jetzigen Zeit

*) Der nachfolgende Aufsatz ist eine Ansprache, die der Verfasser am Rosch haschonoh im „Tempel" der Jacobsonschule zu Seesen a. H. gehalten hat.

zu bekennen und auszusprechen, daß es unser Wunsch sei, die Menschen möchten alle einen Bund bilden, um gemeinschaftlich in Frieden und Eintracht den Willen Gottes mit ganzem Herzen zu tun. Es gehört Mut dazu, heute von Versöhnung und Frieden zu sprechen, wo alles von Haß und Rachsucht erfüllt ist.

Diesen Mut findet Israel heute, wie es ihn zu allen Zeiten, seit Jahrtausenden gefunden hat. Dieser Wunsch und diese Hoffnung, daß die Menschheit sich endlich zusammenfinde, daß endlich der Gottesfrieden auf Erden komme, das ist das jüdische Bekenntniswort, das wir heute und an unserem heiligsten Feiertage, am Jomkippur, sprechen.

Dieses Wort trifft das ureigenste Wesen unserer Religion. Es ist unser Messiasglauben, der Israel, mag es innerlich und äußerlich noch so zersplittert sein, zusammenhält und immer wieder zusammenhalten wird.

Was ist es mit diesem Messiasglauben, mit diesem Glauben Israels an die Menschheit? Ist es ein Traum oder ist es mehr als dies — etwas, was der Wirklichkeit nahe kommt? Wenn es ein Traum ist, dürfen wir ihn in dieser Zeit weiter träumen? Dürfen wir, die wir in jeder Weise bestrebt sind, mit dem deutschen Volke eins zu sein, in ihm aufzugehen, heute abseits stehen mit unserem Denken und Fühlen nach dieser Richtung? Oder ist dieser unser Glaube und unsere Hoffnung auf die endliche Versöhnung der Menschheit doch nicht bloß eine Eigentümlichkeit der jüdischen Seelenwelt? Teilen wir sie vielleicht, im Grunde genommen, mit unseren übrigen deutschen Volksgenossen? Vielleicht bringt nur Israel als Glaubensgemeinde deutlicher und greifbarer zum Ausdruck, was die Edlen und Großen aller Völker und aller Glaubensbekenntnisse fühlen und ersehnen?

Auf alle diese Fragen wollen wir eine Antwort suchen.

Ich sagte schon, der Friedensgedanke Israels ist nichts weiter als sein Messiasglauben. Was heißt „Messias?" Wer ist der „Messias"? „Messias" heißt der „Gesalbte". Mit Oel gesalbt wurden im alten Israel die Hohepriester und später, als das Königtum eingeführt wurde, auch die Könige. Der edelste aller Könige in Israel war David. Wenn das israelitische Volk, meist infolge der Unfähigkeit und Verderbtheit seiner Herrscher, in Bedrängnis kam, da erwachte in ihm die Sehnsucht nach einem Könige, nach einem „Gesalbten", einem Messias, der im Geiste Davids das Land regieren möchte. So war es zur Zeit als Assyrien den israelitischen Staat bedrohte und unterwarf, so war es, als die Babylonier den Tempel zerstörten und einen großen Teil der Judäer in die Gefangenschaft führten; so war es unter der grausamen Herrschaft der Römer, als man in Bar Kochba, dem „Sternensohn", den Messias begrüßte. So war es schließlich, als Israel schon lange seine staatliche Selbständigkeit eingebüßt hatte und überall zerstreut unter den Völkern lebte, im Mittelalter und selbst in der Neuzeit. Noch in der Zeit des 30jährigen Krieges trat ein Mann in Smyrna auf, Sabatai Zwi, der bei den darbenden und gequälten Juden, namentlich des europäischen Ostens, begeisterte Anerkennung als Messias fand.

Immer, wenn die Not unter den Juden am höchsten war, klammerten sie sich am innigsten an ihren Messiasglauben, hofften sie am meisten auf die Ankunft ihres „Erlösers" in Gestalt des „Gesalbten", des „Davidischen Sprossen". Denn nach der religiösen Vorstellung ist die Not nur ein Strafgericht Gottes und erst — so geht die Sage — wenn durch dieses Strafgericht das Volk geläutert wäre, sollte der Messias kommen.

Das Eigenartige und Einzigartige dieses Glaubens ist nun, daß die Israeliten diesen König nicht etwa bloß als einen Befreier und Beglücker für sich allein in Anspruch nehmen. Dieser König sollte nicht bloß Israel in sein Land zurückführen. Er sollte nicht andere Völker unterwerfen und beherrschen. So denkt ein Eroberervolk, und ein Eroberervolk war Israel niemals. Dieser Messias sollte vielmehr alle Völker zu einem Friedensbund vereinigen, auf daß sie mit Israel gemeinsam Gott anbeteten, dessen Herrlichkeit über Jerusalem thronen würde.

Das ist das Bild des Messias, das sich der sittlich-religiöse Sinn und die gläubige Phantasie unserer Altvorderen schuf, und das die großen Lehrer Israels mit eindringlichen Worten dem Volke immer wieder vor die Augen führten.

Am deutlichsten sprechen es die Propheten der assyrischen Zeit aus. Ihnen voran Jesajah. Er sagt:

„Einst am Ende der Tage wird der Berg des Gotteshauses aufgerichtet sein über dem Gipfel der Berge und erhoben über die Hügel, und alle Nationen strömen zu ihm. Und viele Völker ziehen hin und sprechen: Kommt, laßt uns hinaufgehen zum Berge des Herrn, zum Hause des Gottes Jacobs, daß er uns seine Wege lehre und wir in seinen Pfaden wandeln; denn von Zion wird die Lehre ausgehen und das Wort des Herrn von Jerusalem. Dann wird er richten zwischen den Nationen und entscheiden vielen Völkern, und sie schmieden ihre Schwerter um zu Pflugscharen und ihre Lanzen zu Rebenmessern. Nicht wird Volk gegen Volk das Schwert erheben, und man wird fortan den Krieg nicht mehr lernen."

Der dieses Gottesreich herbeiführen wird, nachdem — wie Jesajah an einer anderen Stelle sagt — „das Kriegskleid, das in Blut getaucht ist, verbrannt wird", ist ein Königssohn, ein „Fürst des Friedens" auf dem Throne Davids, und seines Reiches wird kein Ende sein; „er gründet es und stützt es durch Recht und durch Gerechtigkeit." Diese messianische Idee, diese Hoffnung auf die Gründung eines allgemeinen Gottesreiches, in dem alle Völker in Frieden und Eintracht unter der Herrschaft Gottes mit einander leben, drücken nicht nur die großen Zeitgenossen des Jesajah, Amos und Hosea in ähnlichen Weissagungen aus, auch zwei Jahrhunderte nach ihnen spricht der Prophet Sechariah nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft dasselbe aus, und die Talmudlehrer des 2. und 3. Jahrhunderts fassen den Gedanken in dem Kernspruch zusammen: „In den Tagen des Messias hören Schwert und Spieß auf."

So klingt dieser Messiasgedanken wie ein herrliches Leitmotiv in dem vieltausendstimmigen Konzert des jüdischen Schrifttums durch, von den ersten Propheten bis hinab zu den Männern, die den Talmud verfaßten, bis zu den geistigen Führern Israels in heutiger Zeit. Zuweilen ist dieses Leitmotiv umrauscht von den Tönen mystischen Ueberschwangs. Wie eines jeden Glaubens, so ist auch des Messiasglaubens „liebstes Kind" zuweilen „das Wunder". Aber immer hören wir aus all den wunderbaren Schilderungen und Sagen, die uns manche jüdische Schriftsteller über die Ankunft des Messias geben, das eine heraus, nämlich das, was wir heute beten: „Messias kommt, um die Völker zu einem Bunde vor Gott zu vereinigen."

Woher kommt es nun, daß gerade der jüdische Stamm dieses tiefe Bedürfnis nach dem allgemeinen Weltfrieden empfand, daß er es war, der den Messiasgedanken schuf und von ihm nicht lassen wollte?

Es mag sein, daß der Jude durch seine angeborene Geistesrichtung dazu vorbestimmt war. Viel eher finde ich aber in den eigen-

artigen Lebensschicksalen die Erklärung für diese Seelenstimmung.

Schon bei der ersten Kunde von dem Stammesleben der Nachkommen Jakobs, erfahren wir, daß sie als Fremdlinge, geknechtet, unter einem anderen Volke, den Aegyptern, weilen. Dann folgt die Gründung des israelitischen Staates im Lande Kanaan, in Palästina. Aber wir wissen, daß dieser kleine Staat nur vorübergehend sich der Selbständigkeit erfreute. Immer wieder wurde er von mächtigeren Reichen seiner Freiheit beraubt, bald war er von Assyrien, bald von Babylonien und Persien, bald von den Griechen und Römern abhängig, bis das jüdische Volk schließlich in kleine Häuflein zersprengt, bald bei diesem, bald bei jenem Volke Aufnahme suchte. Immer und überall bildeten die Juden kleine Minderheiten, mehr oder weniger angefeindet und gedrückt von den Mächtigen und Starken. Da war es natürlich, daß es nicht auf die rohe Kraft, auf die Gewalt der Waffen seine Hoffnung sich stützte, daß es auf die sittlichen Kräfte sich stützte, daß es auf die sittlichen Kräfte im Menschen hinwies. Es war natürlich, daß es den Frieden für alle ersehnte, um selbst in Frieden leben zu können.

Hierin liegt meines Erachtens der Schlüssel zum Verständnisse für die tief eingewurzelte Friedensliebe des Juden, für seinen Messiasglauben. Es ist also kein leerer Traum, den das Judentum seit der grauen Vorzeit träumt, er beruht auf der geschichtlichen Bedingtheit seines Daseins, er beruht auf den sittlichen Kräften, die ihm das Leben erhielten.

Und wenn es ein Traum wäre — wir dürfen ihn weiter träumen, denn es ist ein schöner Traum. Wir dürfen ihn weiter träumen gerade in der Mitte unseres deutschen Volkes und sind gewiß, daß wir bei unseren deutschen Volksgenossen tiefes Verständnis dafür finden werden.

Denn auch das deutsche Volk galt und gilt teilweise noch als das Volk der Träumer und Denker. Auch das deutsche Volk war lange genug ein Spielball in den Händen mächtiger Nachbarn, gering geachtet, getreten von den Starken, daß es sich zurückzog in sein Innenleben und die großen Gedanken von Weltbürgertum und Weltfrieden schuf, den jüdischen Messiasgedanken weiterspann.

Und als unser Vaterland erstarkte, hat es diese Ideen doch nicht fallen lassen. Es hat diese Ideen nicht sowohl durch das Wort als durch die Tat zum Ausdruck gebracht. Es hat überall die Schwachen geschirmt, es hat überall Gesetz und Recht und Frieden walten lassen.

Und auch jetzt, wo ihm das Schwert in die Hand gedrückt wurde, wo ein großes, schreckliches Weltgericht angebrochen ist, wir können es allerwegen von den geistigen Führern unseres deutschen Volkes hören: „Wir wollen nicht den Krieg, wir wollen der Welt den Frieden, die Gesittung bringen."

Daher können wir mit gutem Grunde sagen: Israel steht auch am heutigen Tage in seinem Fühlen und Denken nicht abseits von den andersgläubigen Deutschen.

Mitten im Dröhnen der Kanonen, im Schmettern der Schlachttrompete mag unser stilles Friedensgebet ertönen, mag Israel mutig und beharrlich den Ruf nach Wahrheit und Gerechtigkeit erschallen lassen. In diesem Zeichen und mit dem Bekenntniswort unseres Messiasglaubens, das wir heute in unserem Gebete sprechen, werden wir siegen, müssen wir siegen!

Aus meinem Kriegstagebuch.

Von Rabbiner Dr. Salzberger-Frankfurt a. M.

I.

Jüdische Feiertage im Felde.

Das sprichwörtlich gewordene jüdische Festtagswetter stellte sich nach einigem Zögern im Laufe des ersten Neujahrstages richtig ein; allzu lange schon hatten unsere braven Soldaten unter einem kalten Regen mehr noch als unter dem feindlichen Feuer zu leiden gehabt. Seit dem frühen Morgen saß ich im Kraftwagen mit einem Offizier vom Armee-Oberkommando in St.., der zufällig dieselbe Strecke fuhr. In weitem Bogen umkreisten wir Verdun, durchrasten das erinnerungsstolze Mars-la-Tour und hielten, durch immer dichtere Kolonnen von Munitions- und Bagagewagen uns mühsam hindurchwindend, am Nachmittag vor dem Generalkommando in W. Da ich so rasch wie möglich am Ziele meiner langen Reise sein wollte, ließ ich mich von einem Fliegeroffizier im Wagen nach S., dem derzeitigen Quartier des Stabes der . .ten Division, mitnehmen.

Die Sonne sank blutigrot im Westen. Noch am Morgen hatte vor diesem nicht unansehnlichen Dorfe am Fuße der cotes Lorraines der Kampf getobt. Dort am Kirchhof, der in die Weinfelder des weiten Tales hinausschaut, sah man noch deutlich die Spuren der erbitterten Gegenwehr der Franzosen, und nun hatten unsere Soldaten die schmutzigen Häuser und die sauberen französischen Landstraßen besetzt, als läge das schon Wochen zurück. In dem sozusagen vornehmen Gebäude eines alten französischen Friedensrichters hatte der Stab sich häuslich eingerichtet. Hier stieg ich aus. Der Divisionskommandeur, Exzellenz K., empfing mich mit wohltuender Herzlichkeit; er freue sich aufrichtig, daß nun auch die jüdischen Kameraden ihren Geistlichen bekämen, sie hätten wiederholt nach ihm gefragt. Leicht werde es für mich nicht sein, meine Gemeinde zusammenzubringen, denn die Taktik unserer Zeit stehe der Ansammlung größerer Truppenverbände im offenen Gefechtsgelände entgegen; auch kämen für die Teilnahme an Gottesdiensten nur jedesmal die dienstfreien Soldaten in Betracht. Ich bemerkte, daß ich in erster Linie Seelsorge üben, die Verwundeten aufrichten und trösten wolle und bei diesem Werke der Menschenliebe keinen Unterschied zwischen Christen und Juden machen werde noch könne; ohnedies fielen hier die sonst trennenden konfessionellen Schranken und es bliebe allein der Mensch, der seine Pflicht gegen das Vaterland erfüllt. Mit sichtlicher Freude stimmte Exzellenz meinen Worten bei.

Die Festandacht des zweiten Tages mußte ich für mich allein halten. Wie wurden die von frühester Kindheit her vertrauten uralten Gebete mir hier mit einem Male neu und lebendig! „Unser Vater und König, vereitele den Plan unserer Feinde!“ „Unser Vater und König, laß Heil und Sieg uns bald ersprießen!“ „Gedenke unser zum Leben, Du König, der Du das Leben willst!“ Wie ward ich gepackt von der Wahrheit der Dichterworte: „Der Mensch — der Blume gleicht er, die verblüht, dem Schatten, der dahinzieht, dem Traum, der verfliegt.“ Nein, das Leben kann der Güter höchstes nicht sein. Und dann trat mir aus der Thora, die ich vor mir aufrollte, die Heldengestalt des Erzvaters entgegen, und ich hörte das Gotteswort an ihn ergehen: „Nimm deinen einzigen geliebten Sohn und bringe ihn mir zum Opfer“; und ich sah ihn gehen, wortlos und ohne Zögern, das Teuerste hinzugeben, was Gottes Gnade ihm

geschenkt und nun von ihm zurückforderte; und tausend Väter sah ich seinen Spuren folgen. Nur die Mutter kann die Tränen nicht bergen; es ist ja ein Stück ihrer Selbst, von dem sie sich trennen soll für immer, und sie fühlt, ihr Herz wird sich daran verbluten. „Rahel weint um ihre Kinder und wehrt dem Troste, denn sie sind dahin." Doch sieh, durch ihre Tränen bricht ein Schimmer himmlischen Lichtes. „Halte zurück deine Stimme vom Weinen und dein Auge von Tränen, denn es gibt einen Lohn für dein Tun und eine Hoffnung für deine Zukunft", spricht Gott, „deine Kinder kehren heim aus dem Lande der Feinde." — Heimkehr zu ruhmreich erkämpftem Frieden — das ist Anfang und Ende unserer Neujahrsgebete. Es war eine stille Andacht, die ich hielt. Aber mir war, als beteten Unzählige mit mir.

Erst zum Ausgang des Festes konnte ich einige wenige jüdische Kameraden um mich vereinen. In meinem engen, kahlen Zimmer saßen wir um einen Tisch und lasen beim flackernden Schein eines Oellämpchens gemeinsam aus unseren kleinen Feldgebetbüchern. Aus der Heimat hatte ich sie gebracht und in die Heimat werden wir sie, so Gott will, wieder zurückbringen als bleibendes Andenken. Einige Worte, wie sie mir gerade aus dem Herzen kamen, richtete ich am Schlusse des Gebets an meine andächtigen Zuhörer. Ein neues Jahr — das hatte für uns nicht begonnen, denn im Felde verliert man den Begriff der Zeit. Aber ein „Tag der Erinnerung" war es gewesen an unser Elternhaus, an unser Gotteshaus, wo man für uns inbrünstig gebetet, eine Mahnung an den „Tag des Gerichtes", das Gott über die Völker und Reiche ergehen läßt; und fehlte auch dem jom teruo der Posaunenschall, das alte Kriegssignal Israels, so donnerten dafür die Kanonen durch die Berge, daß die gesprungenen Fensterscheiben klirrten. Seltsamer Kontrast! Der Friede hier und draußen der Kampf. Aber ich war glücklich, meinen Glaubensbrüdern auf feindlicher Erde diese Stunde inneren Friedens schenken zu dürfen. Und von der Wand blickte milde ein Bild des christlichen Heilands auf uns nieder. War er nicht ein frommer Rabbi gewesen und hatte Frieden gepredigt inmitten einer waffenstarrenden Welt?

In den Tagen der Buße wuchs meine Gemeinde und mit ihr unsere „Synagoge", zu der man freilich durch einen Pferdestall schlüpfen mußte. Das geräumige Quartier zweier jüdischer Reserve-Unteroffiziere aus Posen, Kaufmann Asch und Zahnarzt Wilzynski, sah am Kol-Nidre-Abend ein ihm ganz fremdes Bild: Am Tischchen vor dem Bett, zwischen zwei brennenden Kerzen, stand, den grauen Feldhut auf dem Kopf und den Tallis über dem langen Waffenrock, ein deutscher Rabbiner und trug, schlecht genug, aber mit großer Inbrunst das Lied vor, das die Seele unseres Stammes, das unsere ganze Geschichte mit ihrem tiefen Weh und ihrer starken Zuversicht bis zur laut aufjubelnden Gewißheit in Tönen ausklingt. Keinen trefflicheren Uebergang von diesem einzig schönen Liede zur Abendandacht kann ich mir denken, als das „wenislach": „Vergebung werde der ganzen Gemeinde Israel und dem Fremden, der in ihrer Mitte weilt, denn alles Volk sündigt nur aus Irrtum." Tiefstes Verstehen der menschlichen Seele spricht aus diesen Worten; es ist, als wehte uns aus ihnen der Hauch der göttlichen Versöhnung selber an. Im folgenden, bei all den wichtigen Gebeten, der Tefilla, dem Sündenbekenntnis, Owinu malkenu, habe ich nur bedauert, daß ich sie meinen Brüdern nicht näher bringen konnte; die meisten von ihnen verstehen kein Hebräisch; eine Verdeutschung aus dem Stegreif verfehlt die Wirkung, und die Feldgebetbücher reichen

als Festgebetbücher bei weitem nicht aus. Wie gern hätte ich das Seligmann'sche zur Hand gehabt!

Für den Morgen war durch Divisionsbefehl Gottesdienst für die jüdischen Mannschaften angesagt. Infolgedessen fanden sich 25 Beter, zum Teil Aerzte, ein, einige kamen aus den Nachbardörfern — eine winzige Zahl im Vergleich zu den vielen Glaubensgenossen im Feld, zu denen kein Geistlicher kommen kann und die diesen hochheiligen Tag, auch wenn sie dienstfrei sind, vielleicht ohne jede Andacht verbringen müssen.

Uns Juden fehlen die Massengesänge, die Choräle. Bei uns, denen der musikalische Sinn doch wahrlich nicht abgeht, singt jeder auf seine Art die synagogalen Weisen — vielleicht eine Folge des jüdischen Individualismus. Daher ist der Gottesdienst, wo kein geschulter Chor vorhanden ist, und die Betenden nicht nach ihrem Buche folgen können, allein auf den Vorbeter gestellt, und der war in diesem Falle notgedrungen — ich. Immerhin habe ich versucht, meine Zuhörer mit Sinn und Weise des Morgen- und des Hauptgebetes unseres Jomkippur, unter Beschränkung auf das Wesentlichste, vertraut zu machen. Auch aus der Sefer Thora, die in einem gewiß sonst anderen Zwecken dienenden Schrein stand, habe ich geleient und übersetzt; es war der Abschnitt, der wohl am ehesten der Erhabenheit des Sabbats der Sabbate, gerecht wird: „Heilig sollt Ihr werden . . .“ und dem sich dann die grandiose Prophetenrede vom wahren Fasten würdig anreihte. Zu Mussaph fehlte nicht die stimmungsvolle Awodo, und die dreimalige Huldigung vor dem König der Könige in klirrenden Waffen mag einem fremden Auge merkwürdig genug erschienen sein.

Versöhnungstag! Mit welch hehren Gefühlen ging ich sonst ihm entgegen! Mir war jedesmal, als legte ich mit den Alltagskleidern auch den Alltagsmenschen ab und träte demütig, ein nach Frieden heiß Verlangender, vor meinen Gott. Und jetzt? Und hier? Dürfen wir der göttlichen Liebe uns getrösten, da uns der Haß beseelt? Dürfen wir um seine Gnade flehen, da wir keine üben, um Versöhnung, da ganze Völker in blutigem Kampfe sich entzweit? Ein Reich ewigen Friedens verheißt unsere Religion durch diesen Tag des Gottesfriedens, eine Zeit, da alle Menschen zu einem Bunde werden, um Gottes Willen mit ganzem Herzen zu tun. Ist's nicht ein Phantom, dem wir nachträumen? Wie könnte anders in unserem Jahrhundert hoher Kultur ein Weltkrieg entbrennen, so gewaltig und furchtbar, wie ihn die Geschichte noch nicht gesehen? Aber wir sind ja nicht so unversöhnt, wie es scheinen möchte. Versöhnt sehen wir die Parteien unseres Volkes, die sich noch vor kurzem erbittert befehdet haben, versöhnt die Stände und Bekenntnisse. Alle sind sie zusammengeschlossen zu einem Bunde für das eine Vaterland. Und haben wir erst einmal gründlich gelernt, ein Großes, Gemeinsames über alles Besondere, Trennende zu stellen, für das gleiche Ideal einmütig Gut und Blut zu opfern, warum sollte nicht die Zeit kommen, wo Nationen, die zu demselben Vater beten, sich als Kinder dieses Vaters, sich als Brüder erkennen und vereinen? Wir werden's nicht mehr schauen, aber kämpfen wollen wir, tapfer und treu, auf daß unsere Enkel ihn erleben, den großen Versöhnungstag der Menschheit. —

Das war etwa der Gang der Gedanken, die sich mir aufdrängten und die ich meine Freunde mit mir denken und empfinden ließ, um am Ende mit ihnen für unseren geliebten Kaiser, für unser tapferes Heer und unser teures Vaterland Gottes Segen zu erflehen.

Wir schieden von einander mit warmem Händedruck, nicht ohne den festen Vorsatz,

Jubel und lauter Freude gefeiert wurde, uns bald wieder eine Andachtsstunde zu bereiten.

Malerischer ist der bekannte Oppenheim'sche „Versöhnungstag vor Metz" ohne Frage. Aber der Wirklichkeit, aus welcher der Künstler sein Gemälde gestaltet hat, dürfte unsere Feier nahegekommen sein.

Zu Neila waren wir wieder nur wenige, die andern mußten Dienst tun oder konnten den Weg aus den umliegenden Ortschaften nicht noch einmal machen. Aber das ergreifende Bekenntnis der Einzigkeit Gottes mit aller Kraft des Geistes und der Seele hinauszurufen in die sternenhelle Nacht, ließ ich mir doch nicht nehmen. An diesem Abend mochte ich nicht ins Kasino gehen. Ich blieb bei meinen jüdischen Kameraden zum „Anbeißen".

Am Sabbat eine allgemeine Andacht zu veranstalten, geht in der Regel hier nicht an. Gottesdienst und Waffendienst lassen sich nicht eben leicht vereinigen. Ich benutzte daher den Sonntag, den Rüsttag von Sukkoth, um meine Getreuen zugleich von dem Inhalt der sabbatlichen Thoraverlesung — der Schwanengesang des großen Propheten und wie er sich anschickt zu seinem letzten Gang — wie von der Bedeutung des Hüttenfestes zu unterrichten. Noch niemals war es mir als Fest der Wein- und Obstlese so nahe gerückt. Unabsehbare Felder mit reifen Reben, die niemand erntet, Bäume strotzend von Pflaumen und Birnen, die an den Zweigen faulen müssen, das ganze Tal hinunter. Aber das Symbol der Ernte, der Feststrauß, fehlt. Der Weg zum Kirchhof ist mit den glänzenden Roßkastanien besät. Als Kinder haben wir Ketten daraus gemacht für die Laubhütte. Aber eine Laubhütte gibt es hier nicht, so luftig manche unter uns in den zerschossenen Häusern wohnen. Doch, die Sanitätskolonnen bauen sich in den Wäldern droben Hütten und bedecken sie mit Zweigen, nicht zum Zeichen des Vertrauens auf den göttlichen Schutz, der unseren Vätern in der Wüste zuteil ward, aber zum Schutz gegen die kalten Herbstnächte. Als ich nach beendeter Andacht ans Fenster trat, zog solch eine Kolonne mit Grün an den Wagen vorüber; Hilfe wollen die Diener barmherziger Menschenliebe den Opfern des Schlachtfeldes bringen, und sind doch selber nicht sicher vor den totbringenden Geschossen. Ich sah ihnen lange nach, und mir fielen die Worte des Gebetes ein: „Herr, breite über uns die Hütte Deines Friedens."

Auch aus anderen Gegenden des weitgedehnten Schlachtfeldes, aus Osten und Westen kommen Berichte über jüdische Feldgottesdienste an Neujahr und Versöhnungstag. Außer den in der vorigen Nummer erwähnten preußischen und hessischen Rabbinern (Dr. Baeck-Berlin, Dr. Italiener-Darmstadt, Dr. Emil Levy-Charlottenburger Religionsverein, Dr. Arthur Levy-Schöneberger Synagogenverein, Dr. Salzberger-Frankfurt a. M. und Dr. Wilde-Magdeburg) sind für Bayern Rabbiner Dr. Baerwald-München, für Baden Rabbiner Dr. Chone-Konstanz und für Sachsen Rabbiner Dr. Lewin-Leipzig als Feldgeistliche berufen worden

Auf Anordnung des Kaisers erging ein Armeebefehl, wonach am Versöhnungstage alle jüdischen Soldaten, soweit sie nicht im Gefechte und darum unabkömmlich waren, dienstfrei sein sollten. Wo es möglich war, wurden in den Garnisonsorten und in den großen Städten hinter der Gefechtsfront, zum Teil unter Leitung der Feldrabbiner, weihevolle Gottesdienste veranstaltet, zu denen die jüdischen Mannschaften von jüdischen Reserveoffizieren und Offiziersstellvertretern geführt wurden. Die Gottesdienste fanden vielfach in katholischen und evangelischen Kirchen statt. Rabbiner Dr. Baeck hielt den Jomkippurgottesdienst (auf Anordnung des Stadt-

kommandanten) in der evangelischen Kirche einer nordfranzösischen Stadt ab, Dr. Wilde in einer katholischen Kirche in Nordostfrankreich. — Aus Metz, Luxemburg und anderen großen Garnisonsplätzen des Westens und des Ostens kommen ergreifende und erbauliche Schilderungen des Neujahrs- und Versöhnungstages.

Aus einem uns zur Verfügung gestellten interessanten Feldpostbrief aus Königsberg i. Pr. entnehmen wir:

. . . . . , 22. Sept. 1914.

Meine Lieben!

Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen. Von ..... nach Königsberg sind zwar auf der Bahnstrecke nur 45 km, in Gedanken aber war es eine Fahrt aus dem Erdinnern in die große Welt. Hier die Oede, die Langeweile, dort, natürlich mit all' seinen Grausamkeiten und Schrecken, aber auch mit all' seinen Erhabenheiten, seiner Begeisterung der Krieg: Inhalt! Menschen! Leben! Pulsierendes Leben und Treiben, wie eben nur der Großstädter es kennt und als Nervenreiz geradezu notwendig hat. Ich habe gefangene Russen gesehen, habe verwundete Deutsche gesprochen, habe viel gehört und erfahren. Gerade Königsberg bot zu alle dem wohl sehr viel mehr Gelegenheit, als irgend eine andere Stadt im ganzen Reiche. Und erst als der Rabbiner von der Kanzel herab die Worte sprach: „Wir danken Dir, Gott, daß Du den Feinden vor den Toren unserer Stadt in letzter Minute Halt und Umkehr geboten hast!", wurde einem der Ernst der Situation vollkommen klar, merkten wir erst, wie nahe der Gefahr auch wir waren. Dr. Vogelstein ist ein glänzender Kanzelredner, natürlich, das Thema war ja gegeben: „Wie anders ist der Anblick unseres Gotteshauses (übrigens eine genaue Nachbildung der Synagoge Lindenstraße) heute im Vergleich zur gleichen Stunde anderer Jahre." Trotz der vielen fremden Soldaten aus der ganzen Umgebung Königbergs war für alle Platz genug, denn es fehlten eben viele der eigenen Gemeinde, manche schon für immer. Die Gemeinde selbst hatte nach Möglichkeit für alle gesorgt. Weit mehr, als die Hälfte sämtlicher Liës*) war an Soldaten vergeben worden, in bunter Reihenfolge eilten sie alle zur Thora: der vollbärtige, über 40jährige Landsturmmann, für dessen dicken Bauch sich bisher noch keine andere Bekleidung gefunden hatte als eine blaue Litewka, die sich ja bekanntlich nach Art gewisser Kleider immer noch weiter stellen läßt, neben dem bartlosen 18jährigen Jüngling, dessen hellblaue Dragoner-Uniform mit dem 8 cm hohen Kragen und den schwarz-weißen Einjährigen-Schnüren zwischen all' den feldgrauen Uniformen im wahrsten Sinne des Wortes erglänzte, der Offizier-Stellvertreter, der erhofft, daß dieser Krieg ihm die Erfüllung seines höchsten Wunsches, die silbernen Offiziers-Achselstücke, bringen wird, und der jüdische Stabsarzt, der diese infolge der Eigenart seines Berufes auch schon im Frieden erlangt hat, sowie noch viele andere mehr. Es war ein Gottesdienst, wie ich ihn erhabener, schöner noch nicht mitgemacht habe und vielleicht niemals wieder mitmachen werde, der sich nicht schildern läßt, den man miterlebt haben muß. Dr. V. sprach beide Male wirklich hervorragend zu Herzen gehend, ohne dabei auch nur im Geringsten auf die Tränendrüsen seiner Gemeinde zu spekulieren. Im allgemeinen betrachten die Königsberger, bei aller Zuversicht zu dem endlichen Siege unserer Truppen auf der ganzen Linie, die Situation als sehr, sehr ernst und besonders auf die Berliner sind sie nicht gut zu sprechen. Sie betrachten es als unzeitgemäß, daß in Berlin jeder westliche Sieg schon mit hellem

*) richtiger Alijos, Aufrufung zur Thora. A. d. R.

während die östlichen Provinzen noch unter den Greueln des Krieges böse zu leiden hatten, viele Hab' und Gut und Heimat verloren. Von ihrem Standpunkt aus konnte ich ihnen nicht Unrecht geben, wenn ich auch darauf hinwies, daß die lärmenden Straßenszenen nichts gemein hätten mit dem ernst handelnden Berliner in seiner großen Mehrzahl. Wie habe ich selbst nun den Urlaub verlebt? Nur wenige, zu denen wir zwei von unserer Kompagnie gehörten, hatten es erreicht, schon am Sonnabend Abend fahren zu dürfen, während die anderen erst am Sonntag Mittag kamen. Um ¾11 Uhr kamen wir in Königsberg an, durchstreiften noch ein wenig die Straßen der immer noch belebten Stadt und gingen dann in ein kleines Hotel. „Eigner Herd, Goldes wert", ein eigenes Bett, na, überhaupt himmlisch schön, und am anderen Morgen bis 8 Uhr schlafen können und dann ein richtiges warmes Wannenbad und Frühstück mit der neuen Morgenzeitung, so ungefähr eine halbe Stunde lang, na also, ich konnte dies immer nur in einem Wort ausdrücken: „Mensch! Wirklich wieder einmal Mensch sein!" Dann ging mein Kamerad zu seinen Verwandten, ich selbst zu Frau Rabbiner Dr. V. Diese bedauerte, daß sie bis zur letzten Minute nicht erfahren konnten, ob resp. wie viele und wann wir kämen, da sonst alles hätte besser eingerichtet werden können, aber es wäre trotzdem Vorsorge getroffen, daß wir in einem jüdischen Hotel auf Kosten der Gemeinde Sonntag Abend und Montag Mittag koscher verpflegt werden könnten. So hatte ich mir die Sache nicht vorgestellt und so war es nicht nach meinem Geschmack, aber ich erfaßte sofort den Nachdruck auf dem Worte „koscher". „Gnädige Frau, darauf lege ich und ich glaube auch meine Kameraden keinen Wert." „Nun, dann kann ich Sie auch anders unterbringen, eine Familie würde sich freuen, zwei Herren einladen zu können." Aha, das war schon etwas anderes. Ich nahm dankend an und versprach noch einem Kameraden, den ich mir nun natürlich nach meinem Geschmack auswählte, die Einladung zu überbringen. Ich sah mir dann die Stadt an, die eroberten Geschütze, besuchte die Lazarette und holte vom Mittagszuge einen Berliner Kaufmann ab, mit dem ich dann um ½5 Uhr bei .... Besuch machte. Reizende, gebildete und gediegene Leute, der Mann Kaufmann, und wie wir später erfuhren, Mitglied des Vorstandes der jüdischen Gemeinde. Wir gingen dann zusammen zur Synagoge. Die Unterhaltung war angeregt und der Abend ein wirklicher Genuß. Andern Tags trafen wir uns in der Synagoge, die um 12 Uhr aus war und gingen dann um ½2 Uhr zu Tisch zu ihnen. Es waren zwei Tage, wie ich sie mir unter den gegebenen Verhältnissen nicht schöner und besser denken und wünschen konnte. Noch zwei Momente möchte ich festhalten. Ein ganz junger Krieger, der auf dem Arm seines Vaters mühsam in die Synagoge gehumpelt kam, ich glaube, kein Auge war trocken geblieben. Und dann, gerade als wir aus der Synagoge kamen, zog dort ein Bataillon des aktiven Infanterie-Regiments .. vorüber, oder richtiger gesagt, die Ueberbleibsel des Bataillons; man sah ihnen die überstandenen Strapazen an, durchschossene und fehlende Helme und Tornister, durchlöcherte Röcke und zerrissene Hosen. Da erschallt es laut und deutlich aus der Marschkolonne heraus ohne falsche Scham oder Verleugnung: „Leschono tauwo!" Der hatte keinen Feiertag. Ich ging eine Strecke Weges mit ihnen. Sie hatten schon Lüttich und Namur mitgemacht, waren dann hier oben im Felde gewesen, sollten jetzt in Königsberg aufgefüllt und in Stand gesetzt werden, und kommen dann nach Russisch-Polen. Wer von denen nach Hause kommt, hat unvergeßliche Lebenserinnerungen....

Ludwig Frank.

Von Leonie Meyerhof.

Es ist das Zeichen einer starken und reichen Natur, mit sich selber verschwenderisch zu sein, nicht mit sich zu markten, nicht sich für etwas vermeintlich Besseres aufzubewahren, sondern sich ganz und ungeteilt der als groß erkannten Stunde auszuliefern. Wie oft ist uns Juden feiges Zögern und abwägendes Ueberlegen zum Vorwurf gemacht worden, da, wo frisches, mutiges Einsetzen der ganzen Persönlichkeit gefordert wird! Aber falls ein Funke gerechter Erkenntnis aus dem Brande dieses Krieges in den Seelen unserer christlichen Brüder zurückbleibt, muß nunmehr dieser Vorwurf für immer verstummen.

Unter den Besten der deutschen Juden, die bei Kriegesausbruch sich freiwillig zu den Fahnen drängten, war der deutsche Reichstagsabgeordnete, badische Landtagsabgeordnete und Mannheimer Stadtverordnete Dr. Ludwig Frank. Am 31. August ist der 40jährige mit dem Ersatzbataillon des 110. Regimentes unter den stürmischen Anhänglichkeitsbeweisen der Mannheimer Bevölkerung ins Feld gerückt. Eine Nacht Dorf-Quartier in den Vogesen, eine Nacht Biwak — und am 3. September ging die Sonne des Tages seines ersten Gefechtes und seines Todes auf. Den vorauseilenden hochgewachsenen Flügelmann traf die tödliche Kugel in die linke Schläfe des mächtigen, großzügigen Kopfes.

Ludwig Frank war der geborene Volksmann. Einer der wenigen politischen Köpfe Deutschlands, wirkte er durch seine hohe, eindrucksvolle Erscheinung mit der geistvollen Stirn und dem wolkigen schwarzen Kraushaar, seine tönende Stimme, seine rasche, witz- und humorvolle Geistesgegenwart auf seine Hörer. Was ihn aber mehr noch vor Vielen auszeichnete, war die wohlwollende, überzeugte Geradheit seines Wesens und die ungewöhnliche Wärme der Empfindung, die aus den großen, lebendigen Augen sprach, und die Jeder, der in irgend einer Weise mit ihm zu tun hatte, bald wohltuend verspürte. Die gleiche großgeartete Verschwendung einer im höchsten Sinne gütigen Natur, mit der Frank sich als gemeiner Soldat in die ersten Reihen der Kriegsfreiwilligen stellte, zeichnete ihn in all seinem Tun aus. Als Politiker, wie als Rechtsanwalt trat er für die Entrechteten ein; sein Gut gab er mit rascher, heimlicher Hand den Bedürftigen hin, so reichlich, als hätte er niemals enge Verhältnisse, nie die Mühe des Erwerbs gekannt. Es kränkte ihn nicht, ausgebeutet zu werden — er empfand das gleichsam als etwas Selbstverständliches aus dem unbekümmerten und unerschöpflichen Reichtum eines tüchtigen Wesens heraus.

Frank hatte das Glück, auf dem Lande geboren zu sein, wo die frühen Eindrücke Zeit haben sich zu vertiefen. In dem badischen Orte Nonnenweier bei Lahr ist er in einem schlichten frommen Elternhause aufgewachsen: ein liebevolles, gehorsames Kind trotz seines sprühenden Temperamentes, eisernen Willens und leidenschaftlichen Lerneifers. Sein Vater erzählt, daß er sich bereits als Vierjähriger mit den um zwei Jahre älteren Spielkameraden unabweisbar zur Schulbank drängte und, obwohl der Lehrer sich zunächst garnicht mit ihm beschäftigte, die großen Mitschüler bald überflügelte, so daß er mit sechs Jahren vollkommen Deutsch und Hebräisch las. Im Alter von acht Jahren unterrichtete er bereits andere Kinder, von denen er die großartige Bezahlung von — fünf Pfennigen pro Woche beanspruchte . . . Und trotz seiner Geringfügigkeit muß dieser „materielle" Erfolg doch das Bewußtsein seiner Tüchtigkeit in ihm geweckt und seiner Phantasie die Mög-

lichkeit gezeigt haben, durch die Macht des Willens höhere Ziele zu erreichen. Denn nun begann der Knabe davon zu sprechen, daß er „Doktor" werden wolle, und daß, um die Mittel zum Studium zu erwerben, er sich nicht schämen würde, in der Universitätsstadt Straßenkehrer oder Laternenanzünder zu sein! Vorerst aber, nachdem er sich bei seiner Barmizwoh durch tadellose Vorlesung der „Parsche", sowie durch eine wohlgesetzte Rede beim Festmahl ausgezeichnet hatte, bezog er das Gymnasium in Lahr. Hier wurde er bald der Liebling seines Direktors, den er gleichwohl beim Abitur in schwere Verlegenheit setzte. Denn der beginnende Volksfreund benutzte die Abschiedsrede, die er als abgehender Primus der Prima in öffentlicher Aula zu halten hatte, indem er eine flammende Aufforderung an seine Kameraden daranknüpfte, sich beim Eintritt ins Leben des leidenden Proletariats anzunehmen. . . In jedem andern Lande als im badischen „Ländle" hätte dieser Streich den jungen Heißsporn seine Karriere kosten können. Allein im Musterländle konnte bald Oel auf die Wogen gegossen werden; und mit 600 Mark durch Unterricht selbstverdienten Geldes zog der angehende Jurist nach der Universität Freiburg.

Soviel von dem ersten Werden des späteren bedeutenden Politikers. Alle diese Entwickelungs-Ansätze hängen aufs Tiefste mit den stärksten Triebfedern seines Wesens zusammen: mit der Willenskraft und mit dem verstehenden Mitleid. Aber ebenso fest wie sie wurzelte in seinem Charakter die Treue; und sie vor allem ist es, die uns Ludwig Franks Verhältnis zum Judentum verstehen lehrt.

Die treue Anhänglichkeit an unsere Kindheitseindrücke, an Religion, Bräuche, Familie pflegen wir Pietät zu nennen. Flach äußerliche, konventionelle Handhabung hat vielfach den edlen Begriff Pietät gleichsam entkernt. Ueberkommene Gefühlswerte kann man nur beleben, indem man sie neu erlebt, sie als einen unlöslichen Teil des eigenen Wesens lebendig empfindet. So war das Judentum in Ludwig Frank durchaus lebendiges Gefühl. Nicht nur als der überaus liebevolle Sohn seiner alten Eltern, der er war, kehrte der allseitig verwöhnte zu jedem Rosch-haschonoh, Sederabend und Chanuka-Fest in das schlichte kleine Vaterhaus zu Nonnenweier ein. Er war bei den schönen alten Bräuchen mit vollem Herzensbedürfnis innerlichst beteiligt als ein Zugehöriger. Bei keinem seiner Besuche schied er vom Elternhause, ohne sich von Vater und Mutter segnen zu lassen, die oft verstohlene Tränen in den Augen des Sohnes glitzern sahen. . . Eine Zeitlang scheint es in Franks Gefühlsverhältnis zum Judentum nicht ohne Kämpfe abgegangen zu sein. Vielleicht hatte damals den Gewissenhaften das Dogma der Sozialdemokratie an sich selber irre gemacht, die ja den ethischen Inhalt ihrer Thesen als genügenden Ersatz für ein positives religiöses Bekenntnis ansieht. Aber das lebendige Gefühl mußte in Franks Seele schließlich den Sieg davontragen; er gewann den Mut, sich selber Recht zu geben. . . Am 1. Mai dieses Jahres schrieb mir Ludwig Frank:

„Heute früh habe ich das Judenbuch von Kracauer zu Ende gelesen. In früheren Jahren habe ich mein starkes Interesse für die Schicksale des jüdischen Volkes als eine Last empfunden, — jetzt fühle ich es als einen Besitz den ich nicht missen möchte. — Habe ich Ihnen erzählt, daß ich an den letzten Osterfeiertagen in Nonnenweier Ahnenforschung getrieben habe? Die 83 jährige Tante Reizle und andere noch lebende Chroniken mußten mir erzählen. Dabei habe ich festgestellt, daß die Großmütter des Vaters und der Mutter Töchter von „Rebbes" waren. . . . Ein . . Zufall, daß ich bei doppelter erblicher Belastung nicht selber Rabbiner geworden bin."

Seit Jahren versuchte Frank, sowohl brieflich als auch bei unseren leider nicht allzu häufigen persönlichen Begegnungen, mich zum Verfassen eines umfassenden Judenromans anzuregen. Die Idee zu einem solchen, wie ich sie auf Grund von heimatlichen hannoverschen Traditionen und Studien seit längerer Zeit hege, genügte ihm nicht. Seiner Meinung nach mußte solch ein Roman sich innerhalb einer der ältesten und bedeutendsten süddeutschen Gemeinden, etwa in Worms oder in Frankfurt abspielen und mehrere Generationen der gleichen Familien schildern, sodaß deren Entwickelung von der Enge des Ghetto an bis zum differenziertesten deutschen Kulturzustand zu verfolgen wäre. Diese Idee lag ihm sehr am Herzen. Wenn wir von modernen Judenromanen, wie „Jettchen Gebert", „der Weg ins Freie" u. a. m. sprachen, sagte er mit einem vorwurfsvoll-auffordernden Blick: „Aber der echte Judenroman ist es immer noch nicht!"

Daß zu heutiger Zeit für die Entwickelung eines wahrhaft tüchtigen Juden aus der Enge knapper ländlicher Verhältnisse bis auf die Höhen des Lebens bereits ein Menschenalter genügt, das konnte Frank an seiner eigenen Laufbahn beobachten. Als einem aus eigener Kraft Gewordenen konnte ihm unmöglich ein gewisses Selbstgefühl fehlen; nie aber spielte er im Verkehr auf seine Erfolge bei der Volksmenge, bei Frauen, bei hochstehenden Freunden an. Dafür war er für jede Zuneigung dankbar. Da ich mehrmals mit ihm im Reichstag war, hatte ich Gelegenheit, die hohe Achtung zu beobachten, mit der Abgeordnete aller Parteien den geistvollen Redner, den tadellosen Charakter grüßten. Sahen doch alle in ihm den künftigen Führer, dessen Ziel es war, die gewaltige, wuchtige Masse der Sozialdemokraten aus ihrer regellosen, nur kritisierenden und anklagenden Haltung heraus zur fruchtbaren Mitarbeit an nationalen Aufgaben heranzuziehen, sie den jasagenden politischen Elementen anzunähern. Daß ihm dies gelingen würde, war seine feste, beglückende Ueberzeugung. 1909 schrieb er mir, indem er seinen Gegensatz zu Bebel betonte: „Wir haben Recht, denn wir sind die Kommenden!" — Man mußte ihn bei jenem berühmten Magdeburger Parteitage von 1910 gesehen haben, als er sich und seinen Freund Kolb gegen die Abkanzelung seitens der norddeutschen Genossen verteidigte, da beide als Budget-Bewilliger im Badischen Landtage gegen das Dogma der Partei verstoßen hatten. Geistig wie körperlich überragte der damals 36jährige seine gesamte Umgebung, den gealterten Bebel, der in 1¾stündiger Rede gegen den jungen Neuerer sprach, mit der fast zärtlichen Ironie eines überlegenen Sohnes mit Schonung, aber entschieden widerlegend. Auf das Ansinnen, sich wie ein Schulknabe zum „Nichtwiedertun" zu verpflichten, antwortete Frank launig mit dem Ausspruch einer Holzdiebin, die auf die Verwarnung des Richters vor Rückfälligkeit eigensinnig erwiderte:

„Ich zahl' mei' Straf' und stehl' mei' Holz!"

Es war Ludwig Franks Plan, im September dieses Jahres eine Vortragsreise nach Amerika zu unternehmen, auf die Einladung der deutschen Sprachgruppe der amerikanischen Sozialisten hin. Eine Verstimmung, veranlaßt durch reaktionäre politische Strömungen in seinem lieben Baden, sowie durch gegen ihn gerichtete Kritiken innerhalb seiner Partei hatte ihn ergriffen. Im Juni d. J. schrieb er mir darüber nach der Schweiz: „Ich muß ja mit schwerem Herzen auf die Tiroler Berge verzichten. Aber ich habe doch zugesagt, — ich brauche eine Ablenkung aus dem deutschen politischen Elend. . ." So mag er wohl den Krieg begrüßt haben als den aufspringenden Wind, der erfrischend in die dumpfe politische Atmosphäre hineinblies und uns das neue Deutschland verhieß, dessen „Fundamente er

gesehen haben" wollte, wie er seinem Parteifreund Dr. Südekum auf dessen Einwendungen gegen seinen Entschluß mitzuziehen erwiderte. Kein Zweifel: dieser Mann der Tat glaubte an sein gutes Glück, das ihn bis hierher in ständigem Aufstieg emporgetragen hatte. So stürzte er sich in des Krieges aufgesperrten Rachen, ohne jemand zu fragen, auch ohne die heißgeliebten Eltern zu benachrichtigen, die seinen Entschluß aus der Zeitung erfuhren. Ihre Bitten sollten ihn nicht weich machen. . .

Und nun ist er viel weiter gereist als bis Amerika — in das Land, von dem kein Schiff ihn zu uns zurücktragen wird. Unzählige trauern bitter und nachhaltig um ihn als um eine der besten Hoffnungen unseres Landes und um einen, der unserm Bekenntnisse zu neuer Ehrung verholfen hätte — trauern um den nie versagenden edlen Freund, um den Sohn, den Bruder. . . Nur die Besten, die Seltensten werden mit solcher Verzweiflung beweint wie er. Und in diesem Gedanken liegt der Trost eines der schönsten Schillerworte:

„Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab."

Den Gefallenen.

Von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld.

Vater, ich preise dich!
'S ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
drum fallend und siegend preis' ich dich.
Gott, dir ergeb ich mich.

Körner.

Das ist das Schwerste, das der Krieg uns auferlegt: manch junges Blut muß draußen sein Leben lassen, und manche stolze Hoffnung sinkt vorzeitig dahin. Das Alter trauert um die Jugend. Habt ihr schon einmal einen jungen Menschen sterben sehen? Manchmal, besonders nach langem, schwerem Siechtum, ist es ein sanftes Hinüberschlummern — der müde Körper fand seine Ruh' —, manchmal aber ist es auch ein qualvolles Ringen: die junge Lebenskraft bäumt sich auf gegen den Tod, der sie mit eisernen Klammern umschlossen hält; sie will sich noch nicht von ihm brechen lassen. Doch ob so oder so, niederschmetternd bleibt der Anblick eines sterbenden jungen Menschen immer, und nur ein Gefühl löst er in unserer Seele aus, schmerzliches Bewegtsein: warum so früh?

Und dennoch! Welch ein Unterschied zwischen dem Hinscheiden eines jungen Menschen daheim in der Krankenstube und dem Sterben eines jungen Helden draußen auf dem Schlachtfeld! Das Hinscheiden in der Krankenstube: Schmerz und Bitterkeit, Schmerz für den Scheidenden, und Bitterkeit für die, die zurückbleiben müssen; das Sterben auf dem Schlachtfeld aber ein Sterben in Größe und ohne Furcht. Seht ihr nicht die Tausende von Kämpfern, die draußen mit dem Feinde ringen? Nur ein Gedanke lebt in ihnen allen: wir müssen den Feind zu Boden werfen. Was schert sie Mühsal und Gefahr! Was kümmert sie Tod und Verderben! Es ist, als ob die ganze Welt hinter ihnen versunken wäre, und nur das eine Ziel glüht leuchtend vor ihren Augen, und nur der eine Gedanke zuckt flammend durch ihre Seele: vorwärts durch Kampf zum Sieg! So stürmen sie dahin ohne Halten und Rasten. Es ist ein Drängen und Treiben in heiligem Zorn. Hier gibt es kein Weichen und kein Zurück: für das Vaterland müssen wir siegen! All die Tau-

sende von Einzelkämpfern sind ein einheitlicher, geschlossener Wille, voll unbeugsamer, zäher Kraft geworden. Es ist der Wille der Begeisterung im Dienste der Idee.

Einer der größten Bildhauer unserer Zeit hat ein herrliches Kunstwerk geschaffen. Aus einem unbehauenen Marmorblock wächst ein anmutiger, junger Frauenkopf. Nachdenklich blickt er vor sich hin, und auf seinen Zügen liegt es wie versonnenes Träumen. Der Hals strebt kraftvoll aus dem Block empor, als ob er sich von ihm losreißen wollte, das Kinn aber ist ohnmächtig nach vorn gesunken; der Stein gibt den Kopf nicht frei. Der Künstler nannte sein Werk: Der Gedanke. Warum? Weil auch der lebendige Gedanke, das Göttliche im Menschen, das zur Höhe strebt, trotz seiner ringenden Sehnsucht an die Erde gefesselt bleibt und sich nicht von ihr freimachen kann. Sollen wir uns dieser Auffassung des Künstlers unbedingt anschließen? Nach den Erfahrungen des Alltagslebens sicherlich. Denn im Alltagsleben bleibt das Denken von Millionen Menschen am Staube der Erde haften. Aber es gibt auch Ausnahmen, Stunden der Weihe, in denen das Ewige triumphiert. Da wird der Geist von der Materie frei; er reißt sich los von den Fesseln des Irdischen und drängt hinaus in ungemessene Fernen.

Auch die Kämpfer draußen auf dem Schlachtfelde haben die Fesseln gesprengt und das Irdische überwunden. Ganz Leidenschaft, ganz Begeisterung, wie ein Wetter, das über die Felder braust, ein Hingerissensein, ein Außersichsein, ein Sichlosgelöstfühlen von den kleinen Dingen der Erde, so stürmen sie vorwärts ihrem Ziele entgegen. Was kümmern da den einzelnen die Kugeln, die um ihn zischen und pfeifen! Sie treffen ihn, er fühlt es kaum. Im Rausche der Begeisterung stürzt er zu Boden. Er stirbt in Größe und ohne Furcht, und sterbend noch preist er den Sieg. Gewiß wird der Schmerz der Zurückbleibenden durch all das nicht gebannt, aber es liegt doch ein Trost in dem Gedanken: er starb in Größe und ohne Furcht, und sterbend noch pries er den Sieg. Von dankbarer Bewunderung erfüllt, beugen wir uns vor den Helden, die auf dem Schlachtfeld für das Vaterland in den Tod gegangen sind.

Die Frauen und der Patriotismus.

Von Regina Neißer-Breslau.

Der wundervolle Patriotismus, der sich in der ernsten Gegenwart einmütig in der deutschen Nation ohne Unterschied von Bekenntnis, Stand, Geschlecht und politischer Richtung geltend macht, ist nicht zum wenigsten eine segensreiche Wirkung der deutschen Frauenbewegung. Diese hat der gesamten deutschen Frauenwelt nicht nur die Pflicht und das Recht auf Arbeit gewährt, sondern auch die Pflicht und das Recht zugestanden, an dem politischen und religiösen Leben der Zeit den lebhaftesten Anteil zu nehmen. Die Frauenbewegung hat ein großes und starkes Geschlecht hervorgebracht. Immer mehr sind sich unsere Frauen bewußt geworden, daß sie einen bestimmenden Einfluß auf Haus und Familie ausüben, daß sie es sind, die ihrer Familie den dort herrschenden Geist einhauchen als Priesterinnen des Hauses, als Erzieherinnen und Bildnerinnen einer neuen Generation. So war es leicht für unsere Frauen, durch verständnisvolle Anteilnahme für die politischen Tagesfragen, die den Gatten beschäftigen, wie für den Geschichts- und Religionsunterricht ihrer Kinder den patriotischen Sinn zu heben und den Boden zu

schaffen, auf dem warme Begeisterung, echte freudige Hingabe für die Schicksale des Vaterlandes emporblühten und heranreiften.

Das Streben unserer Frauen, den Geist ihrer Kinder täglich reicher, das Gemüt tiefer zu entfalten, neben der Liebe für Religion, Kunst, Literatur und Wissenschaft auch den wahren Patriotismus, der stets auf religiöser Grundlage ruht, zu pflegen, fand seinen Höhepunkt in dem Wunsche, dem Vaterlande in ihren Söhnen vollbefähigte Staatsbürger, in ihren Töchtern weise, liebevolle Mütter, die dereinst in ihren Bahnen fortwirken werden, zu geben. Hierin liegt die Macht und das Recht unserer Frauen, ihr Anteil an dem politischen Leben. Die Gleichheit, die unsere Frauen erstreben, haben sie insbesondere in dem hohen und tiefen Erfassen des Lebens und seinen Einzelerscheinungen gesucht. Sie haben gewetteifert, ihre Söhne zu Männern heranzubilden, die fähig sind zur ganzen vollen Pflichterfüllung gegen das Vaterland, zur höchsten Begeisterung, ihr Leben einzusetzen, wenn das Vaterland ruft, ihre Töchter auszurüsten, überall da energisch einzugreifen, wo Hilfe not tut, die Wunden des Krieges mit linder Hand zu heilen. So haben sie dem Patriotismus am besten gedient. Und mit welch hohem Flug vermag das Mutterherz dem Sohn zu folgen, selbst zur höchsten Höhe der Selbstverleugnung, da es gilt, das Vaterland zu schützen.

War es doch eine Mutter, die dem Krieger, ihrem Sohne, den Schild reichte und in höchster Begeisterung auszurufen vermochte: „Mit ihm oder auf ihm!" Das Hochgefühl, dessen Opferfähigkeit das Mutterherz im grauen Altertum mit dem höchsten Glorienschein umkleidet hat, empfinden auch die deutschen Mütter unserer Tage, deren Söhne in blutigen Schlachten kämpfen, um das Vaterland groß und frei zu machen.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein Breslau.

Die Wintertätigkeit wurde am 1. Sept. mit einem Vereinsabend eröffnet, der unter sehr starker Beteiligung in den Räumen der Religionsschule I stattfand. Der Versammlung, der auch unser Ehrenmitglied Herr Sanitätsrat Dr. Reich, beiwohnte, wurde vom 1. Schriftführer Herrn Ralph Lewin eröffnet und geleitet. Das Referat über den Anteil der deutschen Juden am Kriege 1870/71 hatte Herr cand. phil. Nellhaus übernommen. In sehr geschickter Weise entledigte sich der Herr Referent der Aufgabe. Mit seinen von tiefer Sachkenntnis getragenen Ausführungen entrollte er den Zuhörern ein anschauliches Bild von dem Wirken der deutschen Juden in der großen Kriegszeit, von ihren Heldentaten, ihrem Opfersinn und von der Tätigkeit der jüdischen Seelsorger. Den Dankesgefühlen der Versammlung für das mit edler Begeisterung vorgetragene Referat gab der Unterzeichnete Ausdruck, der seine Ausführungen mit einem jubelnd aufgenommenen Kaiserhoch schloß. Zum Schluß ergriff Herr Sanitätsrat Dr. Reich das Wort zu einigen ergänzenden Mitteilungen. Der Herr Redner fügte warme Worte des Dankes und der Anerkennung für unser Wirken hinzu, die unter den Anwesenden stürmischen Beifall auslösten. Uns allen wird diese von so prominenter Seite schon wiederholt zum Ausdruck gebrachte Würdigung unserer Bestrebungen ein erneuter Ansporn sein, für die Interessen des liberalen Judentums unter der Jugend weiter mit Ausdauer und Fleiß zu wirken.

Vor Beginn der Versammlung fand eine Besprechung der weiblichen Vereinsmitglie-

der unter Leitung von Fräulein stud. phil. Grünthal statt, in der die Einrichtung eines Strickkursus beschlossen wurde. Zur Deckung der Unkosten wurde sofort eine Sammlung in die Wege geleitet. Wir brauchen aber dringend noch weitere Mittel, um unsere Bestrebungen in dieser Richtung auszubauen.

Am 2. Vereinsabend sprach Herr Kurt Brienitzer über den Anteil der Juden an deutscher Kultur. In prägnanten Ausführungen löste der Redner die ihm zuteil gewordene Aufgabe und zeigte den Mitgliedern, wie hervorragend unsere Glaubensgenossen sich auf allen Gebieten in der Kultur ihres Vaterlandes beteiligten. Dem mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Referate folgte eine kurze Diskussion, an der 3 Mitglieder teilnahmen.

Am 3. Vereinsabend behandelte der Unterzeichnete das Thema: Deutschtum und Judentum. Unter Anlehnung an die Abhandlungen von Professor Dr. Goldstein über das deutsche Geistesleben und die Juden und von Geheimrat Cohen über Judentum und Staat versuchte der Referent den Nachweis zu führen, daß zwischen Deutschtum und Judentum nie ein Gegensatz bestehen könne, sondern daß diese beiden Kulturfaktoren wesensverwandt seien und sich in jedem aufrechten Charakter gut vereinen müssen. Auch nach diesem Vortrage setzte eine Diskussion ein.

So können wir trotz der Ungunst der Zeit mit dem Erfolge unserer Bemühungen recht zufrieden sein und hoffen zuversichtlich nach den Feiertagen weiter auf eine rege Beteiligung aller interessierten Kreise an unseren Veranstaltungen.

Breslau, Ende September 1914.

Alfred Berger.

Der Jüdisch-liberale Jugendverein Berlin hat beschlossen, infolge der Kriegswirren seine Winterarbeit vorläufig nicht aufzunehmen. Aus dem Vereinsvermögen sind dem Berliner Tageblatt 100 Mk. für Wollsachen und dem Magistrat von Berlin 75 Mark zur freien Verfügung überlassen worden. Ein größerer Betrag wurde für Liebesgaben der zahlreichen im Felde stehenden Vereinsmitglieder zurückgestellt.

Rundschau.

Königsberg i. Pr., im Sept. 1914. Dem Vorstandsmitglied der hiesigen Ortsgruppe der Vereinigung für das lib. Judentum wurde für seine mannigfachen Verdienste auf dem Gebiete der Liebestätigkeit der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen.

Berlin. Die Hauptversammlung der Vereinigung für das liberale Judentum, die vom 1.—3. November ds. Js. zu Elberfeld tagen sollte, mußte wegen des Krieges auf unbestimmte Zeit vertagt werden.

Notiz: Die nächste (letzte diesjährige) Nummer unserer Monatsschrift wird Mitte Dezember erscheinen.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 12. **Jahrgang 6.** **Dezember 1914.**

Erfahrungen und Gedanken über den Weltkrieg.

Von Dr. med. David Rothschild-Frankfurt a. M.-Soden.

Der Mord von Sarajewo trennte die Welt in zwei Lager. Die Serben wurden zum Werkzeug der Einkreisungsverschwörer gegen Deutschland und Oesterreich. Franz Ferdinands Opfer sollte als Prüfstein dienen, ob nach der Deutschland erniedrigenden Konferenz von Algeciras und nach den von Frankreich, Rußland und England organisierten Raubkriegen des Balkanbundes gegen die Türkei, die Zentralstaaten Europas noch Anspruch haben, als Großmächte geachtet zu werden.

Wir haben den hingeworfenen Fehdehandschuh aufgenommen! Es ist gleichgültig, ob ein Schriftstück im deutschen Weißbuch ein anderes Datum trägt als das entsprechende in englischer Färbung. Wir alle haben die heißen Julitage 1914 miterlebt. In frischem Gedächtnis sehen wir die sich überstürzenden Ereignisse. Das Ultimatum Oesterreichs an Serbien — die Sekundantenstellung Rußlands, die serbische Ablehnung — Oesterreichs Kriegserklärung — die Heimkehr unseres Kaisers — die letzten Depeschenversuche zur Abwendung des Unabwendbaren — die Einmischung Frankreichs — die Vorwände Englands — die Hinterlist Japans — das Verhalten Italiens — bis zur Entfachung des gewaltigsten Weltbrandes, den die Geschichte kennt.

Was sind die Perserkriege Alexanders, die Caesarischen Legionenheere, was der 30-jährige Krieg, was selbst Napoleons Riesenkampf im Vergleich zu den Völkermassen, die jetzt aufeinanderprallen? Es sind die Völker selbst — nicht die Heere — die in den Kampf gezogen sind. Alle Hilfsmittel der Wissenschaft, alle Errungenschaften der Kultur, alle Erfolge der Technik, ja alle Kräfte des Kosmos, der Physik und Chemie, des Dampfes und der Elektrizität scheinen nur noch erdacht, erfunden und geschaffen, um einem großen Zwecke zu dienen — dem Krieg! — —

Aber auch die tiefsten Seelenkräfte, die höchsten sittlichen Impulse entbindet dieser furchtbare Krieg.

Während draußen auf dem Felde der Ehre — in Not und Tod mit unseren christlichen Mitbürgern verbunden — unsere Glaubensbrüder für Deutschlands Größe kämpfen, um zu gleicher Zeit die restlose Verwirklichung der staatsbürgerlichen Rechte der deutschen Juden mitzuerstreiten, ist es unsere heilige Pflicht, in der Heimat — jeder an seiner Stelle — das Letzte zu tun, um den Triumph Deutschlands vorzubereiten.

Zahllos sind die jüdischen freiwilligen Helfer auf allen Gebieten der Kriegsfürsorge. Und wenn auch jetzt noch manche Zurücksetzung unserer Glaubensgenossen sich geltend machte, so ist es doch unmöglich zu übersehen, daß die wirklich maßgebenden Kreise weder Gegensätze der Partei — noch der Religion fürderhin zu dulden gewillt sind. Ich erinnere in dieser Hinsicht an die Tatsache, daß bereits eine Reihe jüdischer Unteroffiziere — trotz der unvergessenen Schmähungen Lieberts — zu Leutnants in Preußen befördert worden sind. Ich erinnere ferner an den Satz aus dem Briefe unseres Botschafters in Washington — des Grafen von Bernstorff — an die in Newyork erscheinende jüdische Zeitschrift „Der Tag", der offenbar das Zukunftsprogramm unserer Regierung den Juden gegenüber darstellt und lautet:

„Deutschland hat seinen Juden alle bürgerlichen Rechte gegeben, die wenigen letzten Schranken werden mit diesem Kriege fallen!"

So haben sich auch Tausende jüdischer Aerzte, die aus Antisemitismus bei der Beförderung übergangen oder aus nichtigen Gründen verabschiedet worden waren, mit Kriegsausbruch ohne Zögern der Heeresverwaltung zur Bekämpfung der Verwundetennot zur Verfügung gestellt.

Zahllose jüdische Aerzte stehen im Felde — Tausende sind zu Hause tätig, um unseren heimkehrenden Siegern die Wunden zu heilen.

Zu Beginn des Aufmarsches waren es die Truppentransporte, die dauernd ärztliche Hilfe beanspruchten. Auf allen Eisenbahnstationen waren Verbandstellen des Roten Kreuzes eingerichtet. Zug auf Zug rollte durch Frankfurts Bahnhofshallen, die endlosen Wagenreihen geschmückt mit frischem Grün, mit Fähnchen und ermunternden Aufschriften. Singend und musizierend, in fast übermütiger Stimmung, zogen sie hinaus, die feldgrauen Jungens, die kühnen Reiter, die Pioniere und Eisenbahner, die schwerfälligen Artilleristen, die flinken Flieger, die Sanitäts- und Munitionskolonnen, die Feldbäckereien und Feldküchen, und die endlosen Schlangen des Trains. Zug auf Zug, Tag und Nacht, 14mal 24 Stunden, — alle Stunde ein Zug!

Schon in diesen Tagen gab's für den Arzt mancherlei Arbeit. Da wurde ein Reiter von seinem ihm noch fremden Schlachtroß unsanft berührt, da brachte ein allzu unbesorgter Marsjünger die aus dem Güterwagen heraushängenden Beine in Konflikt mit einem Signalmaste, da versuchte ein Fähnrich zu seinem Schaden an der eigenen Hand die Schärfe des frisch geschliffenen Säbels.

Auch die ausländischen Flüchtlinge — namentlich die aus dem Rheinland und aus Belgien durchziehenden Italiener — wandten sich oft wegen Krankheit an uns. Selbst die Entbindung einer jungen Venezianerin konnte ich auf dem Südbahnhofe überwachen.

Höchst dankbar zeigten sich diese Armen für alles, was man ihnen tat. Und schließlich fällt in diese erste Periode des ärztlichen Bahnhofsdienstes auch die Behandlung zahlreicher deutscher Militärpflichtiger, die auf die ersten Kriegsanzeichen das feindliche Ausland, besonders Frankreich, Belgien und England, verlassen hatten und nun nach 40- bis 80stündiger Bahnfahrt, in Viehwagen zusammengepfercht — ermattet, elend, verhungert ankommen — Hilfe suchend — Hilfe empfangend. Manch' aufgeregte Erzählung über erduldete Qualen fand durch die Aerzte den Weg in die Presse.

Allzu bald änderte sich das Bild! Die ersten Gefechte waren geschlagen — Mühlhausen, Lagarde — die ersten Kriegs-Verwundeten! Der Eindruck wird mir unver-

geßlich bleiben. 637 Mann! Mancher stark getroffen! Ohne Arm — ohne Bein — und doch die allermeisten glücklicherweise nur leicht verletzt. Vielfach Arm- und Handschüsse — und wie durch ein Wunder meist Verletzungen des linken Armes. Beim Schuß ist der rechte Arm an die Brust angezogen — die Hand am Hahn — der linke Arm, um das Gewehr zu halten, wie zum Schutze vorgestreckt. So kann es nicht mehr wundernehmen, daß hier die allermeisten Kugeln treffen. Nur selten hört man Klagen. In den Feldlazaretten wird Uebermenschliches geleistet. Die moderne Schußbehandlung verhindert fast immer die Eiterung. Das Verbandpäckchen, das jeder Soldat mit sich führt, ist ein wahrer Segen. Sichert es doch — so gut wie möglich — die Keimfreiheit der Wunde. Mit flinken Autos werden die Verbundenen zur Etappe gebracht, und oft schon 36 Stunden nach der Schlacht, bei Verdun, bei Arras oder Ypern, bringt der Zug die Verletzten hierher, in sichere Obhut und gute Pflege. Ein Wunsch beseelt alle, bald geheilt und bald wieder felddienstfähig zu sein. Oft kam es vor, daß auf einem Geleise ein Zug fröhlich musizierender, frisch ausrückender Freiwilliger stand, während auf dem Nachbarbahnsteig ein Verwundetenzug passierte. Dann entwickelte sich rasch ein kameradschaftlicher Verkehr zwischen denen, die ihre Pflicht schon getan, und denen, die darauf brannten, vor den Feind zu kommen. Mit dem Schwure „Wir wollen Euch rächen!" fuhren sie hinaus — dem Feind entgegen.

Durchschnittlich in sechs Wochen heilen die Mehrzahl der Verwundeten, und bis zu 60 Proz. kehren nach dieser Zeit zur Front zurück. Gar manchen habe ich verbunden, der schon zum zweiten Male seine Wunde empfing. Im allgemeinen ist es jetzt Grundsatz, die Verwundeten nach Möglichkeit sofort in ihre Heimatgarnison zu bringen. So reisen täglich hunderte verwundeter Bayern, Württemberger, Badenser und Sachsen hier durch, die auf den Bahnhöfen verpflegt und frisch verbunden werden. Rote Kreuzschwestern und Sanitätsmannschaften unterstützen die Aerzte. Wenn aber die Leute gegen Abend ermüdet von Flandern und Frankreich anreisen, läßt man sie hier übernachten. Im Hippodrom ist ein mustergültiges Verwundetenhotel eingerichtet. Der ganze Raum ist mit Bohlen belegt, gut geheizt und durch eine mächtige Portière in zwei Teile geteilt. Im vorderen Raum befindet sich das Buffet und 100 Tische mit Stühlen. Der freundlich erhellte Raum ist mit Blumen geschmückt. Zahlreiche Frankfurter Damen walten hier ihres Amtes als Wirtin und Kellnerin.

Im hinteren Raum sind 400 Lagerstätten eingerichtet, die den müden Kriegern oft nach vielen Wochen zuerst die Wohltat des Schlafes in einem erwärmenden Bette gewähren.

Des Abends, oft bis 2 Uhr Nachts, kommen die durchziehenden Verwundeten an. Mit langen Bärten, viele in phantastischer Kleidung, mit Beutestücken aller Art. Fast schüchtern treten sie ein, überrascht und geblendet von der Lichtfülle und der Herzlichkeit des Empfanges. Beim Essen werden sie redselig und berichten von der überstandenen Mühe und ihren Heldentaten. Fast allabendlich ist einer oder der andere dabei, dessen Brust das Eiserne Kreuz ziert. Nach dem Essen geht es in die Verbandsstation. Während am Anfange fast nur glatte Schüsse zu sehen waren, welche durch das humane Geschoß der Deutschen und Franzosen bewirkt werden, häufen sich jetzt die Wunden sogenannter Dum-Dum-Geschosse.

Leider verbietet mir die militärische und ärztliche Schweigepflicht manche interessante Erfahrung schon jetzt mitzuteilen, die ich bei Behandlung und Ausforschung unserer tapferen Krieger machen konnte. Aber einige

persönlichen Erlebnisse beim Kriegsbeginn als Kurarzt in Soden will ich hier mitteilen.

Wir befanden uns in der Hochsaison. Tausende von Kranken aus aller Herren Länder waren an den Heilquellen Deutschlands zusammengeströmt — als Sonntag, den 1. August um die 6. Mittagsstunde das Schicksalswort uns erreichte:

„Mobil!"

Ein Aufatmen ging durch Deutschlands Jugend, die des unerträglichen Hangens und Bangens müde — Entscheidung verlangte. — Mit Tränen in den Augen zeigte mir der alte Postmeister in Soden, der 1870 miterlebte, das ereignisschwere Telegramm.

Die Deutschen eilten unverzüglich heim — heim um jeden Preis — im Zug — im Auto — zu Wagen — selbst zu Fuß!

Jeder wollte Zeuge sein der großen Vorbereitungen für den kommenden Kampf, — Jeder Abschied nehmen von einem Lieben, Jeder sich zur Verfügung stellen, da, wo man seiner bedürfe. In einem Augenblick war alles Trennende vergessen, aller Streit begraben. — Der Kaiser rief — Ein einig Volk von Brüdern — so zogen sie aus!

Völlig verständnislos standen unsere russischen Glaubensgenossen diesen Empfindungen gegenüber. Der uns so selbstverständliche Drang — nach Hause — kam fast keinem! Die Sorge um die persönliche Sicherheit ließ kein Heimweh aufkommen. Mit allen Mitteln suchten sie — ein Asylrecht zu erlangen! In Vorahnung der schweren Not, die über alle Ausländer kommen mußte, veranlaßte ich schon vor Kriegsbeginn alle wegfähigen Russen zur Heimfahrt. Die Letzten fuhren am 2. August ab. In Gießen kam Befehl zum Aussteigen. Männer, Frauen und Kinder marschierten 1½ Stunden! In einem großen Gefangenenraume mußten sie sich selbst ein Strohlager bereiten. Zahllose Spione rechtfertigten die Strenge. Am nächsten Tag: Befehl zur Rückkehr in die Orte, aus denen die Leute kamen. So wanderten sie nachts zwischen 12 und 2 zu Wagen und zu Fuß von Höchst kommend nach Soden zurück. Die jüdischen Einwohner öffneten den Ruhelosen mitleidig die Tür. Aber schon am nächsten Morgen erklärte der Landrat in Höchst, daß er für Leben und Gesundheit der Leute keine Garantie übernehme. So zogen sie zum zweiten Male fort — in die von der Regierung vorgeschriebenen Sammelplätze, von wo die nicht Heerespflichtigen unterdessen die Heimreise angetreten haben.

Aus zahlreichen Aeußerungen russischer Juden über den Krieg und aus den Eindrücken, die ich im März dieses Jahres bei einer Reise nach Moskau empfangen habe, will ich den Versuch unternehmen, die Vielen von uns unbegreifliche Haltung der russischen Juden in diesem Krieg zu erklären.

Die Juden gehören in Rußland politisch entweder zur Kadettenpartei oder zu den Sozialdemokraten. Zu letzteren bekennt sich nicht nur ein wesentlicher Teil des riesigen jüdischen Proletariats — sondern auch viele Akademiker — besonders solche, die unter den Beschränkungen des Numerus clausus zu leiden hatten und im Ausland ihre Studien vollendet haben.

Der jüdische Mittelstand, insbesondere die Kaufleute und Akademiker in gehobener Lebensführung, sind Kadetten, konstitutionelle Demokraten — zu vergleichen den englischen Liberalen, die dieser Partei Muster und Vorbild sind.

Aus den Berichten über die entscheidende Dumasitzung vom 4. August 1914 geht hervor — daß gerade die Kadettenpartei sich mit ganz besonderer Wärme für diesen Krieg gegen Deutschland und für den Zarismus eingesetzt hat.

Wer Gelegenheit hatte in den letzten Jahren mit der sogenannten russischen Intelligenz in Berührung zu kommen, dem konnte es nicht entgehen, daß gerade in den Schichten

des aufstrebenden Bürgertums und der akademischen Jugend Deutschlands Aufschwung mit Neid und Mißtrauen begleitet wurde.

England und Frankreich als Prototype bürgerlicher Freiheitsstaaten wurden mit Freundschaftsbeweisen überschüttet – während Deutschland, dem die Mehrheit dieser russischen Intellektuellen Bildung und Erhebung zu westlicher Kultur verdanken, politisch und wirtschaftlich bekämpft wurde.

Mit Schadenfreude meldete der russische Regierungstelegraph jede Ungeschicklichkeit unserer Regierung, die eine reaktionäre Deutung zuließ. Ich erlebte in Warschau Protestumzüge wegen des Eindringes der Polizei in eine katholische Kirche in Berlin, wo Polen widerrechtlich polnischen Gottesdienst erzwingen wollten. In allen russisch-liberalen Blättern – im Kopf jedes Kadetten und russischen Juden wurde es Axiom, daß Deutschland der wahre Hort politischer Knechtschaft und bürgerlicher Unfreiheit sei! Als Ausgangspunkt aller reaktionären Bestrebungen gilt dem russischen Kadetten unser Kaiser Wilhelm.

Nach der blutig niedergerungenen Revolution von 1905 hatte unser Kaiser mit dem Zaren eine Begegnung in den finnischen Schären. Seit dieser Zeit steht es für jeden Russen fest, daß der Zar von Kaiser Wilhelm seine Ratschläge zur Unterdrückung der russisch-jüdischen Freiheitsbestrebungen empfängt.

Die russische Regierung hat nicht nur nichts getan, um diesen unsinnigen Gerüchten entgegen zu wirken — sie hat es vielmehr gern gesehen, daß auch in russisch-liberalen Kreisen ein künstlicher Haß gegen Deutschland – ausgehend von falschen Voraussetzungen – genährt wurde.

Während somit ein einflußreicher Teil der russischen Juden von einer Niederwerfung Deutschlands politische Freiheit erhofft, erwartet der andere Teil Hilfe von Deutschland im Kampf gegen die russische Reaktion, die sie aus eigener Kraft nicht niederringen konnten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß im Zarenreiche Unterdrücker wie Unterdrückte, Christen und Juden, echte Russen und Fremdvölker gleichmäßig auf die Kriegskarte gesetzt haben.

Auch wollen wir Juden uns nicht verhehlen, daß trotz aller Verfolgung in vielen russischen Juden aus wirtschaftlichen Gründen russisches Staatsbewußtsein Wurzel geschlagen hat.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Krieges ist es ja gerade, daß die immer und immer wieder „international" und „vaterlandslos" gescholtene Judenheit in allen kriegführenden Ländern eins ist mit der übrigen Bevölkerung.

Während man bis vor wenigen Jahren, und ganz besonders nach Einsetzen der zionistischen Bewegung, annehmen zu müssen glaubte, daß im Kriegsfall mit Rußland die Judenheit der ganzen Welt eine Vernichtung der Zarenmacht herbeisehnen müßte — sehen wir heute die deutschen Juden — deutsch fühlen, die englischen – englisch, die französischen – französisch, die russischen – russisch und die Neutralen – neutral.

Ich kann deshalb auch den englisierten Zangwill nicht so sehr verurteilen. Vergessen wir doch nicht, daß in dem englischen Ministerium, das uns im Bunde mit Rußland den Krieg erklärte, zwei Juden Minister sind! Man kann kaum annehmen, daß diese Männer den heuchlerischen Versprechungen der Zarenregierung, nach dem Kriege die Judenlage verbessern zu wollen, irgend welchen Glauben beimessen.

Aber es zeigt sich eben jetzt, daß trotz des Bandes der Glaubensbrüderschaft, die Nationalisierung der europäischen Juden in ihren Adoptivvaterländern so weit fortgeschritten ist, daß sie in allen Staaten willig und opferfreudig für ihre Staatsidee in das Feld gezogen sind.

Ergreifend ist die Erzählung des jüdischen Kaiserjägers, der beim Sturm auf Krasnik das Bajonett gebrauchend einen Russen tötete, dessen sterbendem Munde die Worte entrannen: Schema Jisroel.

Ein Musterbeispiel für die vollständige Nationalisierung der Juden in den westeuropäischen Staaten bietet die Familie von Rothschild.

Seit etwa 100 Jahren in England, Frankreich und Oesterreich ansässig, sehen wir die ursprünglich deutsche Familie, sich vollständig den nationalen Empfindungen und Interessen ihrer jeweiligen Staatsgenossen unterordnen. Die Londoner Rothschild's sind Hochtories: Lord Rosebery, der Schwiegersohn Lord Rothschilds, gehört zu den eifrigsten Hetzern gegen Deutschland.

Das Wiener Haus Rothschild zeichnete 30 Millionen Kronen für die österreichische Kriegsanleihe.

Der belgische Baron Lambert Rothschild wird als Vertrauensmann der Belgier nach England entsandt zur Beschaffung von Lebensmitteln für die belgische Zivilbevölkerung.

Der französische Baron de Rothschild stellt Kaiser Franz Josef sein Adelsprädikat zur Verfügung.

Und die patriotisch-deutsche Haltung der Frankfurter Linie Rothschild kennen wir doch Alle. Baron Schey ist aktiver österreichischer Leutnant in der Front.

Nur in Fürstenhäusern finden wir eine Analogie für solche Auflösung persönlich familiärer Beziehungen in staatlichem Interesse. Denken wir nur daran, wie oft unser Kaiserhaus mit dem englischen König, dem Zaren verwandt und verschwägert ist — ganz zu schweigen von den engen familiären Beziehungen der übrigen Fürsten, des Königs der Belgier mit dem bayerischen Kronprinzen, des Prinzen Heinrich von Preußen und des Großherzogs von Hessen mit der Zarin. —

Der Krieg von 1914 ist eine glatte Widerlegung des Uebernationalismus, des völkischen Gedankens, der Rassenidee der Alldeutschen.

Weder der Pangermanismus noch der Panslavismus kann gestärkt aus ihm hervorgehen, da wir ja auf beiden Seiten Germanen im Bunde mit Slaven gegeneinander kämpfen sehen.

Rennenkampf, dessen nächster Verwandter diesen Sommer in Soden mein Patient und Gast war, ist so deutsch — wie die polnischen und tschechischen Legionen Oesterreichs slavisch sind.

Der Staatsgedanke triumphiert über den Rassegedanken. Da der Krieg alle Rassefanatiker enttäuschen muß — können wir Juden der sicheren Hoffnung Raum geben, daß *nach* dem Krieg eine Zeit religiöser und politischer Duldung einsetzen wird.

Innerhalb der Judenheit der Welt brauchen wir die jetzige Zerrissenheit unserer Glaubensbrüder dann nicht zu beklagen, wenn *durch* diesen Krieg in *allen* Ländern die Juden *Vollbürger* werden.

Die verbindende Kraft unserer Religions- und Stammesgemeinschaft wird später *allen Menschen* zu Gute kommen und in höchstem Maße dazu beitragen, die Wunden dieses Krieges zu heilen — *die Menschen zu versöhnen*. Dann wird auch dieses gewaltigste Blutopfer nicht umsonst gebracht sein — ein *besseres* Sichverstehen der Menschheit herbeigeführt werden — viel rascher durch diesen Krieg als es die schwerfällig sich entwickelnde Friedensidee jemals vermocht hätte.

Aus meinem Kriegstagebuch.

Von Rabbiner Dr. Salzberger-Frankfurt a. M.

II.

Seelsorge im Felde.

Durch Mitteilungen des „Verbandes der deutschen Juden" und durch die im Berliner Gemeindeblatt veröffentlichten Briefe des Kollegen Dr. Baeck erfahre ich, daß meine jüdischen Amtsbrüder im Felde ein weit ausgedehnteres Arbeitsgebiet haben als ich. Da die Armee, der ich zugewiesen bin, eine besondere Abteilung abzweigte, und ich mich bei dieser zu bleiben entschloß, bis sich vielleicht später beide Teile wieder vereinigen, ist mein Wirkungskreis ein vergleichsweise enger. Kann ich so viele, zu denen ich als Seelsorger kommen sollte, nicht erreichen, so kann ich den anderen dafür umsoviel mehr sein.

Der Divisionsstab, dem ich angehöre, hat sein ehemaliges Oberhaupt als Kommandierenden General an die Ostarmee abgegeben. Der neue Divisionär zeigte mir das gleiche Entgegenkommen. Die Offiziere des Stabes wußten im Anfang nicht recht, wo sie mich einordnen sollten. Ein Rabbiner, der kam gewiß aus einer anderen Welt oder doch mindestens aus einem anderen Jahrhundert. Aber literarische, philosophische und religiöse Gespräche müssen ihnen wohl die Augen darüber geöffnet haben, daß auch der Rabbiner ein Mensch ist, der mit beiden Füßen auf dieser wohlgegründeten Erde steht, mitten in der Gegenwart, deren gewaltigen Umwälzungen er am wenigsten sich verschließen darf. Seitdem sind unsere Beziehungen geradezu herzlich.

Für den Gottesdienst wurde mir ein geräumiger Betsaal angewiesen. Ehemals mag es ein Stall gewesen sein; aber warum soll eine Zeit, die Kirchen zu Pferdeställen wandelt, nicht auch einmal aus einem Stall ein Gotteshaus machen? Hier versammeln auch die beiden christlichen Kollegen ihre Andächtigen, da die Kirche von Verwundeten belegt ist. Freilich, bei klarem Wetter halten sie ihre Andachten zumeist unter Gottes freiem Himmel, und die Choräle, von tausend Männerstimmen gesungen und von der Regimentskapelle begleitet, schallen gar feierlich über die weite Ebene dahin. Ehe ich als Feldgeistlicher einzog, nahmen wiederholt jüdische Kameraden an der kirchlichen Andacht teil und lauschten ergriffen der Predigt des Pfarrers — ein Zeichen für die Größe des religiösen Bedürfnisses. Es muß den Vertretern der beiden anderen Bekenntnisse nachgesagt werden, daß sie den jüdischen Zuhörern gegenüber die zarteste Rücksicht beobachteten. Von Polemik konnte ohnehin nicht die Rede sein, wo es nur *einen* Kampf gilt: gegen die Feinde des Vaterlandes. Aber eben deshalb begrüßten die Pfarrer die Ankunft des jüdischen Geistlichen mit nicht geringerer Freude als die jüdischen Soldaten selbst.

In S. konnte man nun täglich um die Mittagsstunde die irdische Dreieinigkeit des Glaubens die Dorfstraße hinaufwandeln sehen, und hier, in V., wohnt sie an einem viereckigen Platz, dessen eine Seite die Kirche und dessen drei andere Seiten je eine Konfession einnimmt; in der Mitte des Platzes steht ein Tag und Nacht fließender Brunnen — ein Symbol der ewigen Wahrheit, aus der sie alle schöpfen.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieselbe Einmütigkeit wie unter den Hirten auch unter ihren Herden herrscht. Mag hin und wieder vonseiten christlicher Mannschaften oder Offiziere ein unbedachtes Wort fallen, so ist es keinesfalls bös gemeint, eine bloße Reminiszenz aus vergangenen Tagen.

Im Kriege herrscht, wie von vornherein anzunehmen war, der Geist unterschiedsloser Kameradschaftlichkeit. Jeder ist auf den anderen angewiesen und muß schlecht und recht mit ihm auskommen. Dies enge Zusammenleben hat ein sehr genaues Sichkennenlernen zur Folge: ein jeder gibt sich wie er ist. Wir Juden können uns dessen nur freuen: wird man uns kennen lernen, so wird man uns auch verstehen und achten lernen. Die alte Beobachtung, daß der Judenhaß, soweit er nicht Familientradition ist, aus einer persönlichen Erfahrung herausgewachsen ist und nur durch persönliche Erfahrungen wieder entwurzelt werden kann, erhält hier alle Tage ihre Bestätigung. Ich bin bisher über 120 jüdischen Kameraden begegnet; ein Zehntel war schon nach den ersten Gefechten befördert, ein weiteres Zehntel mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. Ich fand, wo strengste Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Intelligenz erforderlich sind, da werden Juden mit Vorliebe verwendet. Ich weiß aus dem Munde von Offizieren, daß viele jüdische Soldaten sich freiwillig zu gefährlichen Patrouillengängen melden und dabei einen Mut und eine Todesverachtung an den Tag legen, die das Märchen von der jüdischen Feigheit gründlich zuschanden macht. Das Erfreulichste aber ist, daß nicht ein einziger aus seinem religiösen Bekenntnis ein Hehl macht. Im Gegenteil: jeder weist nicht nur etwa vorkommende antisemitische Entgleisungen mit Entschiedenheit zurück, sondern zeigt sich auch von dem stolzen Ehrgeiz beseelt, zu beweisen, wie ernst es uns Juden mit der Liebe zum deutschen Vaterland ist, ob dieses Vaterland auch unsere Liebe nicht immer lohnte — Gott sei Dank, wir dürfen die Vergangenheit setzen. Daß wir es dürfen, daß der militärischen Beförderung nicht mehr jene unübersteigbare konfessionelle Schranke entgegengestellt wird — und ich muß bekennen, daß ich selber vom Anblick so vieler gebildeter und soldatisch hervorragender Glaubensbrüder, die dennoch es nur zum Unteroffizier oder höchstens Vizewachtmeister hatten bringen können, schmerzlich berührt war — das wird unseren Kriegern jene stille Resignation nehmen, die hinter all ihrem Streben stand, und wird ihrer Pflichterfüllung den Schwung einer ungetrübten Freude leihen.

Was auch die Zukunft bringen mag, das Geschlecht, das diesen Krieg erlebt hat, kann in die alten Vorurteile gegen die Juden nicht zurückfallen. Und wenn die Lebenden die Einmütigkeit aller in der Treue gegen das Vaterland vergessen sollten, so werden die Toden reden. Einer von den merkwürdigen Zufällen, wie sie im Kriege nicht selten sind, wollte, daß ein Protestant, ein Katholik und ein Jude bei dem gleichen Geschütz zusammen fielen. Der evangelische Pfarrer wurde vom Divisionär mit der Grabrede betraut; ich wollte es mir nicht nehmen lassen, meinem Glaubensbruder die letzte Ehre zu erweisen. Ich ließ mein Wägelchen anschirren, ein luftig-leichtes Fahrzeug, das in Ermangelung des mir zugedachten gediegenen deutschen Landauers aus dem Besitz des „maire" des Dorfes S. beigetrieben worden war, und mein polnischer Bursche, von Haus aus Schneidermeister, fuhr den Kollegen und mich über die bewaldeten Höhen nach D. hinunter. Der Abend begann schon zu dämmern, als wir an dem Soldatenfriedhof hinter dem Dorfe anlangten. Der Brigadegeneral v. W. empfing uns im Kreise seines Stabes, und um die beiden ausgeschaufelten Gräber standen in weitem Bogen dichtgedrängt die Kameraden der Gefallenen. Feierliche Stille herrschte, als der Pfarrer, mit einem Psalm beginnend, von dem Heldenschicksal sprach, das sich hier wieder einmal erfüllt hatte. Sodann richtete ich einige Worte an die Versammelten, indem ich auf den Zufall deutete, der hier

die drei Bekenntnisse im Tod vereint und den wir als Sinnbild und als Mahnung für das Leben nehmen sollten: wir bekennen alle einen Vater und ein Vaterland. Alle Häupter entblößten sich, als der Pfarrer nun das Vaterunser sprach. Die Bahren senkten sich zur Gruft, und wir Geistlichen, die Offiziere und die Mannschaften, einer nach dem anderen traten heran, um die drei Handvoll Erde den Tapferen nachzuwerfen. Es war eine tiefergreifende Totenfeier im Dämmer des Abends, die ich nicht vergessen werde. Schweigend fuhren wir zwei zurück, vorbei an zahllosen Gruben, die feindliche Granaten in den oft beschossenen Höhenweg eingewühlt hatten. Silberhell stand die Sichel des neuen Mondes am Himmel und die ewigen Sterne flimmerten in der reinen Luft. Wenn die erzählen könnten! Was haben sie nicht im Laufe der Jahrtausende an Jammer und Elend, aber auch an Glück und Schönheit, an wahnwitziger Verblendung und an aufopferndster Begeisterung hier unten gesehen!

Es ist ein schönes Vorrecht des geistlichen Berufes, sich stets vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Kleinsten zum Höchsten aufzuschwingen. Man sollte meinen, daß jeder Denkende das tut, zumal im Kriege, wo Völker so gewaltig und um so Gewaltiges ringen. Aber auch das Gewaltige wird allmählich zu etwas Gewohntem, und in dem täglich gleichen Dienste verliert selbst der Krieg seine gebieterische Größe wie seine Schrecken. Darum sind Stunden innerer, innerlichster, d. h. religiöser Sammlung im Felde von besonderem Werte. Den einen gemahnen sie freundlich an Heimat und Elternhaus, den anderen spornen sie zu neuer Tatkraft an, hier trösten sie über das tausendfache Leid der Gegenwart, dort entfachen sie die Hoffnung auf einen ruhmvollen Frieden, alle aber erheben sie über das Alltägliche zum letzten Sinn des Lebens und des Todes, zu dem Ewigen, der das Schicksal der Völker wägt mit der Wage der Gerechtigkeit, und dessen Hand wir darum getrost unser eigenes Schicksal anvertrauen dürfen, unsern Leib wie unsere Seele. In solchen Gedanken, die hier nicht nur gedacht, sondern von dem gar sehr empfänglichen Herzen erlebt werden, schließen sich Religion und Vaterland, schließen wir selbst uns mit den Vätern der Vorzeit, mit unsern Lieben daheim zu einem Bund des Glaubens und der Treue fester und fester zusammen.

Gute Deutsche und gute Juden; war dies schon immer unsere Parole, so ist es im Felde zum Schlachtruf geworden. Jetzt empfinden wir stärker als je, wie unlöslich beides in uns verknüpft ist. Ohne Chauvinist zu sein, darf man wohl sagen, daß Judentum und Deutschtum sich suchen und finden mußten, weil sie wesensverwandt sind. Was man dem Juden auch nachsagen mag von französischer Beweglichkeit des Geistes, von englischem Geschäftssinn, entscheidend ist, daß das jüdische Herz mit dem deutschen Gemüt zusammenstimmt. Denn in sittlichem Fühlen und Denken und der daraus erspriessenden unentwegten Treue und Opferwilligkeit gegen ein Ideal offenbart sich erst jene echte Kultur eines Volkes, die einer ganzen Welt von Feinden, die den Wogen der eigenen nationalen Leidenschaft standzuhalten vermag. Es ist höchst lehrreich, daß Judentum und Deutschtum wie im Wesen, so auch vielfach in der Aufnahme übereinstimmen, die sie von ihrer Umwelt erfahren. Der Krieg bringt an den Tag, daß der Deutsche wie der Jude bei anderen unbeliebt wo nicht verhaßt ist, weil man ihn verkennt. Man kann zwar nicht umhin, einzuräumen, daß die Deutschen das Volk der Dichter und Denker sind — gewesen sind, wie die Juden das Volk der Propheten und Psalmisten. Aber zwischen dem Einst und dem Heute gähne eine Kluft; wir seien reich geworden und im Streben

nach immer größerem Besitz geistig und moralisch entartet — wir Deutsche — und wir Juden. Man rühmt zwar unseren Fleiß, unsere Rührigkeit und Gründlichkeit, aber man kann es uns nicht verzeihen, daß wir's zu etwas gebracht haben — uns Deutschen und uns Juden. Man schilt uns Barbaren und verlacht uns als weltfremde unverbesserliche Träumer — uns Deutsche und uns Juden. — Vielleicht lernt unsere Zeit aus dieser teils böswilligen und lügenhaften, teils albernen und kurzsichtigen Entstellung der Wahrheit durch Deutschlands Feinde, auch uns Juden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Herzerfreuend ist es, wie unsere alte heilige Schrift in ihrer ungebrochenen Kraft und Größe gerade in diesen Tagen wieder zu Ehren kommt. Auf jeder Seite unserer Thora bieten sich dem Leser die mannigfachsten Beziehungen zur lebendigen Gegenwart von selber dar. Soviel schlichter und friedlicher auch das Hirtenleben unserer Patriarchen uns anmutet, es waren ganze Männer, die in heißem Ringen mit sich und ihrem Gotte zu wahrem Heldentum emporwuchsen. Und gar Moses und die Propheten alle, die das Schifflein ihres Volkes mit fester Hand durch die brausenden Wogen der Weltgeschichte sicher hindurchsteuerten, des Sturmes frohlockend, weil sie in ihm die Stimme des gerechten Weltenrichters vernahmen!

Es ist für einen Feldprediger in der Tat eine überaus dankbare Aufgabe, den religiösen Gehalt der Schrift in seiner ewigen Wahrheit seinen Zuhörern nahezubringen. Schriftverlesung und Schrifterklärung stehen im Mittelpunkt unserer Feldgottesdienste. Zu beiden führen hin die wesentlichsten Stücke der Morgenandacht, wie unser Feldgebetbuch sie geschickt zusammenstellt. Sie künden von dem Herrn des Weltalls, der die Menschenseele rein geschaffen; sie mahnen uns, diese Seele durch Wahrhaftigkeit rein zu erhalten und sie zu durchdringen mit der aufopferndsten Liebe zu Gott; sie flehen um des Lebens wahre Güter, deren letztes und höchstes der Friede ist. Nun folgt die Aushebung der Thorarolle und die Verlesung eines Teils des laufenden Wochenabschnittes, zu der drei bis fünf Kameraden aufgerufen werden. An das Verlesene anknüpfend, halte ich sodann eine kurze Ansprache, die in eine Mahnung zur Treue gegen den König und gegen den König aller Könige mündet und mit einem Gebet um den Sieg unserer guten deutschen Sache ausklingt. Nach der Wiedereinhebung der Thorarolle verlese ich den 145. Psalm, spreche das Kaddisch für die Trauernden und schließe mit dem olenu, dem herrlichen Bekenntnis zum Glauben an ein künftiges Gottesreich auf Erden. Gelegentlich füge ich noch einen Psalm in deutschem Texte hinzu, wie ich auch einige der hebräischen Gebete für die vielen, die der heiligen Sprache unkundig sind, in die Muttersprache übertrage. Die ganze Andacht dauert nicht über eine Stunde.

Da am Sabbat die wenigsten vom Dienste befreit werden können, sah ich mich gezwungen, den Gottesdienst auf Sonntag zu verlegen, lasse aber einen zweiten im Laufe der Woche jedesmal für diejenigen folgen, die an dem betreffenden Sonntag in Feuerstellung lagen. Anfangs war die Zahl der Teilnehmer gering, weil der Divisionsbefehl nicht zeitig und nicht weit genug herumkam, neuerdings zähle ich 30, 40, auch 50 Beter. Sie kommen aus dem Orte selbst oder aus umliegenden Ortschaften zu Fuß oder zu Pferde, oft eine Stunde weit her. Es sind Aerzte und Mannschaften, vom Gemeinen bis zum Offiziersstellvertreter aller Waffengattungen, Akademiker (Juristen), Kaufleute und Handwerker, orthodoxe, liberale und „freireligiöse", Zionisten und „Assimilanten" aus allen Gegenden unseres Vaterlandes, zumeist aus dem Posenschen. In der

Regel treffen wir alle in S. zusammen, das etwa im Mittelpunkte liegt. Aber ich bin auch wiederholt nach entfernten Dörfern gefahren. Deutlich steht mir noch die Fahrt durch einen nebeldüsteren Oktobermorgen und die winzige Gemeinde vor Augen, die sich am Berghang versammelt hatte und mit mir betete, während der Tau die Blätter unseres Büchleins feuchtete.

Mein Verkehr mit den jüdischen Kameraden beschränkt sich natürlich nicht auf die Stunde der Andacht. Mit mehreren, die am gleichen Orte Quartier haben, treffe ich täglich zum Plaudern zusammen, andere suchen mich in meinem Stübchen auf, das meine französische Wirtin mit dem gleichen bescheidenen Mobiliar ausgestattet, wie einst die Sunamitin das Obergemach für den Propheten Elisa, mit Bett, Tisch, Stuhl und Leuchter — den für diese Jahreszeit unentbehrlichen Ofen hat ein findiger Bursche für mich requiriert. Da sitzen wir dann gemütlich beisammen, und ich lasse mir von dem entbehrungsreichen Leben in den Schützengräben oder von einem erbitterten Waldgefecht erzählen; oder wir entwerfen gemeinschaftlich Feldzugspläne oder spinnen uns in Träume ein von Heimat und Frieden! Rasch sind Strapazen, Appelle, der ganze oft drückende Kommißzwang vergessen über der Freude, wieder einmal Mensch unter Menschen sein zu dürfen. In diesem Eingehen auf das Reinmenschliche liegt das beste Teil der Seelsorge. Kommt gar ein Kriegsfreiwilliger herein, geht unsereinem vollends das Herz auf. Dies Entzücken beim lang entbehrten Anblick eines Bettes, eines Ofens, diese rührende Dankbarkeit für ein paar Zigarren, ein Glas Kognak. Die Seelsorge wird hier zur Leibessorge. Mit solchem Appetit haben diese daheim oft sehr verwöhnten Jungen in Friedenszeiten sicher nie gegessen und getrunken. Gerade für unsere Söhne ist der Krieg eine heilsame Schule, weil er lehrt, wieviel man, wenn es sein muß, ertragen und entbehren kann.

Ungern lasse ich meine Kriegsfreiwilligen von mir gehen. Wir sagen uns „auf Wiedersehen", und ich bange heimlich, der eine oder andere käme nicht wieder. Sie aber schreiten dahin, festen Schrittes, mit den reinen Augen fröhlich um sich blickend. Wie haben sie nur so schnell die Ghetto-Knechtsgestalt abgelegt und haben sich zu Makkabäersöhnen verjüngt! Ich sehe mit der Spannung wie in Kindertagen dem Chanukkahfest entgegen. Den Frieden wird es nicht bringen, aber eine täglich heller strahlende Siegesverheißung.

Zum fünfzigjährigen Bestehen des deutschen Roten Kreuzes.

Rede, gehalten am Sabbat, 9. Mai 1914, in der Synagoge zu Elberfeld von Rabbiner Dr. Norden.[1])

Als Mose die Kinder Israel aus der Knechtschaft führte und ihnen den Besitz des Landes Kanaan versprach, da verfehlte er nicht, ihnen die Mahnung einzuschärfen: „Das Land zwar sollt ihr besitzen, aber die Unsitten seiner augenblicklichen Bewohner sollt ihr nicht mit übernehmen." Kaum an irgend einer anderen Stelle der Bibel finden wir diese Mahnung so scharf betont, wie in dem zwanzigsten Kapitel des dritten Buches Mose, das wir heute gelesen haben.

[1]) Als ich vor einem halben Jahre obige Rede hielt, ahnte ich nicht, wie bald das „Rote Kreuz" in die Lage kommen würde, seine segensreiche Tätigkeit während eines Krieges zu entfalten. Heute, wo das Unglück des Krieges so plötzlich über die Völker gekommen ist, dürften meine damals gesprochenen Worte die Leser dieser Zeitung interessieren. N.

Von haarsträubenden Dingen weiß uns unsere heutige Sidra zu erzählen, von Unkeuschheit, von Blutschande und von Ausschweifungen der widerwärtigsten Art. Schonungslos deckt Mose alle diese Schändlichkeiten auf und läßt seine Schilderung in der eindringlichen Warnung ausklingen: „Wandelt nicht spricht Gott — nach den Sitten des Volkes, das ich vor euch austreibe; denn alles dieses haben sie verübt, sodaß es mich vor ihnen ekelte."[2])

Wĕlo ssĕlchu bechukkos haggoi „Wandelt nicht nach den Sitten des Volkes." Dieses Bibelwort erfuhr in späterer Zeit ein eigentümliches Schicksal. Man übersah den Zusammenhang, in welchem es ausgesprochen war und forderte ganz allgemein: „Wandelt nicht nach den Sitten der Völker." Man verpönte die Sitten, die Bräuche, die Einrichtungen anderer Völker und anderer Religionsgemeinschaften, mochten sie noch so ersprießlich sein und noch so segensreich. Sobald eine Sitte aus anderer Quelle stammte, prägte man ihr den Stempel auf: Chukkos haggoi, nannte sie: „eine Sitte anderer Völker", und dieser Stempel genügte, um sie für die Juden unannehmbar zu machen. Während doch Mose ausdrücklich vor *solchen* Sitten gewarnt hatte, die Abscheu und Widerwillen erregen, verschloß man sich später allen Sitten und Einrichtungen, auch den vorbildlichsten und nachahmenswertesten, sobald sie auf fremdem Boden gewachsen waren.

Darin lag nun freilich ein großes Mißverständnis der biblischen Mahnung. Allein die neue Zeit, die so manchen Irrtum beseitigt hat und über so manches Unhaltbare zur Tagesordnung übergegangen ist, sie hat auch in das Vorurteil gegen Chukkos haggoi, gegen „die Sitten der Andern", eine Bresche geschlagen. In dem frohen Gefühle, daß wir Juden den Andern viel Gutes und Wertvolles *geschenkt* haben, tragen wir kein Bedenken mehr, von ihnen auch Gutes und Wertvolles zu *übernehmen*. Nur *ein* Beispiel für viele: Wer noch vor etwa einem Vierteljahrhundert den Gedanken aussprach, *jüdische Krankenschwestern* auszubilden, der wurde mit der kurzen Bemerkung abgewiesen, das sei Chukkos haggoi, eine Nachahmung fremder Sitten und Einrichtungen. Heute gibt es keinen unter uns, der sich nicht darüber freute, daß wir das törichte Vorurteil besiegt und mit dankbaren Gefühlen das Gute von dort genommen haben, wo wir es fanden.

Wie wäre es denn auch ohne Schaden für unsere Gemeinschaft möglich, alles Gute, Wertvolle und Segenbringende abzulehnen, sobald es nicht aus unserer eigenen Mitte hervorgegangen ist? Das wäre doch nur dann zu billigen, wenn wir nichts mehr zu lernen hätten, wenn bei uns alles untadlig wäre und vollkommen. Wer aber wollte wagen, eine so kühne Behauptung aufzustellen und allen Ernstes zu vertreten? Unser religiöses Schrifttum in allen Ehren: aber hat es denn gar keine Lücken aufzuweisen, so daß wir bei allem, was von außen an uns herantritt, stolz sagen könnten: „Das wissen und besitzen *wir* schon *lange*"? Auch da genügt ein einziges Beispiel, um uns die Augen zu öffnen und den richtigen Weg zu zeigen. *Mose hat sehr eingehende Bestimmungen für den Fall eines Krieges getroffen:* Eine zu belagernde Stadt soll zunächst aufgefordert werden, sich ohne Kampf zu ergeben, damit unnötiges Blutvergießen verhindert wird.[3]) Beim Fällen von Bäumen zur Errichtung von Belagerungsbollwerken sind die fruchttragenden Bäume zu versch-

[2]) 3. Buch Mose, Kap. 20, V. 23.

[3]) 5. Buch Mose, Kap. 20, V. 20 f.

nen.[4] Im Kriegslager soll Sitte und Anstand herrschen, nichts Unwürdiges soll da vorgehen, keine Schamlosigkeit soll einreißen.[5] Da der Krieg dazu angetan ist, die Sitten zu verrohen, stellt Mose die große und schwierige Forderung auf: wehojo machanecho kodosch. „Dein Kriegslager soll heilig sein.“[6] Von diesen mosaischen Bestimmungen können wir gar nicht hoch genug denken.

Und doch hat Mose hier eine Lücke gelassen: Die Kriegsbestimmungen enthalten merkwürdigerweise kein Wort über die Fürsorge für die im Kampfe Verwundeten. Ueber diesen so sehr wichtigen Punkt hat Mose nichts verordnet; auch spätere Zeiten haben die Lücke nicht ausgefüllt. Ueberhaupt ist man erst im vergangenen Jahrhundert dem Gedanken einer geordneten, planmäßigen Fürsorge für die auf den Schlachtfeldern verwundeten Krieger nähergetreten. Und der Gedanke ist nicht aus jüdischen Kreisen hervorgegangen; das sagt uns schon der Name der heute weitverzweigten Einrichtung. Das hat uns Juden aber niemals gehindert, den hohen Wert der Einrichtung anzuerkennen, sie mit Rat und Tat zu unterstützen und sie dadurch auch zu unserer Sache zu machen. Die Förderung der Bestrebungen des „Roten Kreuzes“ ist in der Tat Ehrenpflicht eines jeden gutgesinnten Menschen. Hier tritt das Religionsbekenntnis völlig zurück hinter das allgemein Menschliche.

Aber die segensreiche Einrichtung einer Fürsorge für verwundete Krieger, wäre sie denn nötig, wenn nicht der Fluch des Krieges fortwährend gleich einem Damoklesschwert über unsern Häuptern schwebte? Wäre es da nicht besser, wenn der Fluch des Krieges von der Erde verschwände? Dann brauchten wir nicht den Segen jener Einrichtung, die die Wunden wieder heilen will, welche der Krieg geschlagen. Nun, darüber kann ja nur eine Meinung herrschen. Wohl uns, wohl der ganzen Menschheit, wenn der Krieg erst erkannt sein wird als das, was er ist, als das schwerste aller Verbrechen gegen Gesittung und Kultur. Noch aber sind wir nicht so weit vorgeschritten, noch haben wir Jahr für Jahr mit der Möglichkeit eines Krieges zu rechnen. Und so lange die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, so lange wird es für uns eine heilige Pflicht der Menschlichkeit bleiben, diejenigen Einrichtungen zu stützen und zu stärken, die den verwundeten Kämpfern und ihren Leiden gewidmet sind. Unser sehnliches Hoffen und Wünschen aber geht dahin, daß diese Einrichtungen nicht nötig haben mögen, in Kraft zu treten. Möge an unserem Lande in Erfüllung gehen, was einst König David seiner Hauptstadt Jerusalem zugerufen: „Friede sei in deinen Mauern, Wohlergehen in deinen Wohnungen!“

[4] daselbst, V. 19.
[5] 5. Buch Mose, Kap. 23, V. 10 ff.
[6] daselbst, V. 15.

Gott mit uns!

Wir beten still auf freiem Felde,
Wo kein Altar die Andacht krönt, —
Wir beten in den Schützengräben,
Wo kein Choral uns mild umtönt, —
Wir beten ernst im Schlachtgetümmel,
Wo uns kein Priester hat gefirmt —
Wir alle blicken auf zum Himmel,
Zu einem Gott, der uns beschirmt.

Ihr alle, die daheim in Sorgen
Demselben Gott Euch anvertraut, —
Ihr alle, die Ihr heut' wie morgen,
Auf dieses Gottes Hilfe baut, —
Ihr alle, denen wir uns weihen,
In Kampf und Sturm, Gefahr und Tod,
Derselbe Gott schützt Eure Reihen,
Derselbe Gott schützt Eure Not.

Laßt unser Denken sich vereinen:
Treu deutsch und Gott ergeben sein!
Der alte Gott ist bei den Seinen,
Derselbe Gott wird mit uns sein.

November 1914. Henry Hoffstaedt, Berlin.

Bücherschau.

Benas Levy, Die Juden in Worms. Ein Vortrag. Berlin 1914. M. Poppelauer. 8°. 20 Seiten. Mit einem Bildnis.

Die Geschichte der Stadt Worms und ihrer Judengemeinde weist mancherlei gleiche Züge auf; wie die Stadt zu den ältesten Städten Deutschlands gehört, so ist die dortige jüdische Gemeinde eine der ältesten auf deutschem Boden. Und wie Worms den Mittelpunkt der deutschen Nibelungensage bildet, so ist auch die jüdische Gemeinde in Worms umwoben von einem Kranze der schönsten jüdischen Sagen, von denen manche in jüdischen Kreisen eine Volkstümlichkeit erlangt haben, die in gewisser Beziehung an die der Nibelungensage heranreicht. Dazu kommt noch, daß die Wormser Gemeinde reich an jüdischen Altertümern ist, an Baudenkmälern, die als beredte Zeugen einer großen Vergangenheit in die Gegenwart hineinragen — die Wormser Synagoge ist die älteste in ganz Deutschland —, an Kultusgegenständen, den Erzeugnissen mittelalterlicher religiöser Kunst, an Urkunden, in denen Kaiser, Bischof und Rat den Juden ihre Rechte und Freiheiten verbürgten, aber auch schwere Steuern und Abgaben auferlegten, endlich an Grabdenkmälern, welche das Andenken jüdischer Geistesheroen der Nachwelt zu überliefern bestimmt sind. In Worms steht der deutsche Jude, wie sich der Wormser Oberbürgermeister am 4. Juni dieses Jahres anläßlich des Empfanges der Teilnehmer an der außerordentlichen Mitgliederversammlung der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums im Wormser Rathause mit Recht ausdrückte, auf klassischem Boden. „Auf dem Boden von Worms haben sich so viele, für die Juden bedeutsame geschichtliche Ereignisse abgespielt, daß diese uns ein Bild der Geschichte der Juden in Deutschland im kleinen darbieten.“ Hier haben unsere Vorfahren in der Schrift geforscht und das Talmudstudium in Deutschland heimisch gemacht, von hier sind eine Reihe für das kulturelle und religiöse Leben der Juden bedeutsamer rabbinischer Entscheidungen ergangen, hier haben die Juden die Greuel der Kreuzzüge und des schwarzen Todes, sowie mancherlei andere Verfolgungen erlebt, für ihren Glauben gelitten und die Treue zu ihm mit ihrem Blute besiegelt. Hier aber auch haben die Juden zuerst festen Fuß auf Deutschlands Boden gefaßt, deutsche Sitte und Kultur und deutsche Namen angenommen, hier zuerst unter dem Schutze und der Autorität der weltlichen Macht sich eine Gemeindeorganisation geschaffen. So bietet die Geschichte der Wormser Juden dem Geschichtsforscher ein reiches Feld der

Betätigung. Aber auch den Nichtfachmann fesselt diese uralte Stätte jüdischen Lebens, wenn er sich mit Liebe und Verständnis in unsere große Vergangenheit versenkt. Benas Levy, der den Lesern dieser Zeitschrift kein Unbekannter ist — seit langen Jahren ist er Mitglied des Vorstandes des Liberalen Vereins für die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde in Berlin und steht allezeit in erster Reihe, wenn es gilt, die liberalen Ideen im Judentum zu vertreten und zu verbreiten —, hat das Interessanteste aus Geschichte und Sage der Wormser Juden in einem entsprechenden Vortrage vereinigt, den er vor mehreren Jahren im Berliner Verein für jüdische Geschichte und Literatur gehalten hat. Anläßlich der bereits oben erwähnten Mitgliederversammlung der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums in Frankfurt am Main am 3. Juni dieses Jahres, an die sich am folgenden Tage ein Ausflug nach Worms zur Besichtigung der dortigen jüdischen Denkmäler anschloß, hat er diesen Vortrag in erweiterter und neu bearbeiteter Gestalt herausgegeben. Eine wohlgelungene Wiedergabe der Innenansicht der alten Wormser Synagoge verleiht der kleinen Schrift einen besonderen Schmuck. Dr. N.

Zur Besprechung eingegangen:

(Die für die August-Nummer ds. Jhgs. in Aussicht genommene Besprechung einzelner der hier aufgeführten Bücher mußte auf ruhigere Zeiten verschoben werden.)

Rudolf Leszynski, Die Sadduzäer. Berlin, Mayer u. Müller, 1912. 8°, 309 und IV Seiten.

R. Travers Herford, Das Pharisäische Judentum. Leipzig, Gustav Engel 1913. 8°. XVI und 275 Seiten. (Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Rosalie Perles. Mit einer Einleitung von Felix Perles.)

Dr. S. Samuel, Rabb. in Essen, Zur Weiterbildung des Judentums. Eine Würdigung der „Richtlinien" zu einem Programme für das liberale Judentum, und Kritik der gegen sie gerichteten Angriffe. Berlin, M. Poppelauer 1913. 8°. 58 Seiten.

Die Memoiren des Ascher Levy aus Reichshofen im Elsaß, herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. M. Ginsburger, Berlin, Louis Lamm 1913. 8°. 97 und VII, der hebräische Text 44 Seiten, geb. Mk. 3.50.

Dr. J. Ziegler, Dokumente zur Geschichte der Juden in Karlsbad (1791—1869). Karlsbad, Rudolf Hengstenberg 1913. 8°. 145 Seiten, brosch. Mk. 3.50, geb. Mk. 6.

Wlad. W. Kaplun-Rogan, Die Wanderbewegungen der Juden. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag 1913. 8°. 164 Seiten, br. Mk. 4.—.

A. Kopciowski, Dr. med., Die Entwicklungstheorie, Teil I.: Entwicklung und Judentum. Berlin, Boas Nachf. 1913. 8°. 74 Seiten.

Deutsches Studentenbuch, herausgegeben von Dr. Edgar Groß und Georg J. Plottke. Leipzig, K. F. Koehler 1913. 8°. VIII und 164 Seiten, brosch. Mk. 3.50, in Pergament geb. Mk. 6.50.

Professor Dr. A. Sulzbach, Bilder aus der jüdischen Vergangenheit. Ein Quellenbuch für den Unterricht und zum Selbststudium. Frankfurt a. M., J. Kauffmann 1914. 8°. IX und 222 Seiten. br. Mk. 3.80, geb. in Lwd. Mk. 4.30, in Hlbfrz. Mk. 5.30.

Dr. jur. Victor, Die Emanzipation der Juden in Schleswig-Holstein. Herausgegeben vom Verband der Jüdischen Gemeinden Schleswig-Holsteins. (1914.) 8°. 65 Seiten. Kart. M. 1.50.

Das Antisemitische Hauptdogma, beleuchtet von Geheimrat Prof. Dr. Eduard König in Bonn. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag 1914. 8°. 64 Seiten, br. Mk. 1.50.

Das Leben Theodor Herzls von Adolf Friedemann. Jüdischer Verlag Berlin und Leipzig 1914. 8°. 141 S.

Theodor Herzl von Osias Thon, Zionistische Broschüren-Bibliothek Nr. 1, herausgegeben vom Zionistischen Zentralbureau (1914). 8°. 40 Seiten, br. 10 Pfg.

Im Kampfe um die hebräische Sprache, herausgegeben vom Zionistischen Aktions-Komitee. 8°. br. 90 Seiten.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein Breslau.

Gleich nach Schluß der Feiertage, am 14. Oktober nahmen wir unsere Vereinstätigkeit wieder auf. Vor zahlreicher Zuhörerschaft hielt zum ersten Male seit Bestehen des Vereins ein weibliches Mitglied, Fräulein stud. phil. Magda Grünthal, einen nach Form und Inhalt gleich vollendeten Vortrag über „Heinrich Heines Stellung zum Judentum". Durch die klaren und mit Zitaten des Dichters reichlich durchsetzten Ausführungen zeigte uns die Rednerin den Entwicklungsgang, welchen Heine in seinem Verhältnis zum Judentum und zur Religion überhaupt durchgemacht hat. Lebhafter Beifall belohnte die Rednerin für die Mühe und Sorgfalt, die sie auf die Bearbeitung dieses Themas verwandt hatte. Den besonderen Dank des Vorstandes sprach unser Schatzmeister, Herr Alfred Berger, aus, der auch die Versammlung eröffnet und geleitet hat. An den Vortrag schloß sich eine Diskussion an, in der zwei Mitglieder das Wort ergriffen.

Für den folgenden Vereinsabend, der am 21. Oktober im Café-Restaurant stattfand, hatten wir als Redner den stellvertretenden Rabbiner unserer Gemeinde, Herrn Dr. Sali Levi, gewonnen. Seine lehrreichen Darlegungen über „Moses Mendelssohn und seine Zeit", welchen weit über 100 Personen mit Interesse folgten, machten uns nicht nur mit dem Leben und der Weltanschauung Mendelssohns bekannt, sondern auch mit dessen unschätzbaren Verdiensten um die politische und geistige Emanzipation der damaligen Judenheit. Den aufrichtigen Dank für diesen Vortrag brachten die Zuhörer dem Redner durch anhaltende Beifallsbezeugungen zum Ausdruck. Unser 1. Schriftführer Herr Ralph Lewin, eröffnete und leitete diesmal die Versammlung.

Nach vierzehntägiger Ruhepause hielten wir in den Räumen der Spinoza-Loge, die uns für unsere Zwecke künftighin zur Verfügung gestellt wurden, eine neue Versammlung ab, in welcher unser außerordentliches Mitglied, Herr Rabbiner Goldmann-Oppeln, über den „Optimismus als Grundzug des Judentums" sprach. An der Hand der Bibel und der jüdischen Geschichte bewies er in überzeugender Weise, daß innerhalb des Judentums stets die optimistische Lebens- und Weltanschauung geherrscht hat, und ermahnte uns, an ihr festzuhalten, doch zugleich in Erinnerung an die schweren Enttäuschungen, die wir ja oft ihretwegen erleben mußten, nicht vertrauensselig die Gestaltung unserer Zukunft anderen zu überlassen, sondern wie bisher selbst an ihr, besonders in den mannigfachen Organisationen, mitzuarbeiten. Dem Redner wurde seitens der in großer Zahl erschienenen Zuhörer starker Beifall gezollt; für den Vorstand dankte unser zweiter Vorsitzender, Herr Zahnarzt Engel, der auch die Versammlung geleitet hat.

Unser bisher letzter Vereinsabend fand am 17. November statt. Für diesen Abend hatte Herr Dr. Nellhaus den Vortrag übernommen. Sein Thema lautete: „Die Krisen innerhalb des deutschen Judentums zu Beginn des 19. Jahrhunderts". In seinen Ausführungen wies der Redner nach, in welcher Weise sich, von Mendelssohn, dem Regenerator Israels, ausgehend, der Kampf der Juden ums Recht, ihr Eintritt in die moderne Kultur und die Reformierung ihres eigenen Geisteslebens vollzogen hat.

Zuletzt sei noch berichtet, daß fortan an jedem Montag der Woche, in welcher kein Vortrag stattfindet, ein Abend veranstaltet wird, an dem unter Leitung eines Theologen ausgewählte Abschnitte aus den Propheten gelesen werden.

Wir können mit Befriedigung auf unsere Vereinstätigkeit zurückblicken. Das trotz der schweren und ernsten Zeiten unseren Bestrebungen entgegengebrachte Interesse erhöht unsere Arbeitsfreudigkeit und läßt es uns als ratsam erscheinen, auf dem bisher eingeschlagenen Wege rüstig weiter zu schreiten.

Breslau, Ende November 1914.

Berichtigung: In der Korrespondenz aus Königsberg i. Pr. der vorigen Nummer ist durch ein Versehen des Setzers der Name des für seine Verdienste auf dem Gebiete der Liebestätigkeit ausgezeichneten Herrn ausgefallen. Es ist das Vorstandsmitglied der Königsberger Ortsgruppe für das liberale Judentum, Herr H. Wolffheim. (D. Red.)

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.